This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D
100 Man
W63

HARVARD UNIVERSITY

Library

OF

The School of
Landscape Architecture

Mannheim in Sage und Geschichte

Im Auftrag des
Mannheimer Diesterweg-Vereins verfaßt von seinem Mitgliede

Gustav Wiederkehr

Festgabe

zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Stadt
dargereicht von dem
Mannheimer Diesterweg-Verein

Volkstümliche Erzählungen

Druck und Verlag
der Dr. H. Haas'schen Buchdruckerei G. m. b. H. in Mannheim
1907

HARVARD UNIVERSITY
SCHOOL OF
LANDSCAPE ARCHITECTURE

COLLECTION
PROFESSOR JAMES STURGIS PRAY
1911 - 1912

acc no 1340

Wenn ernſt und mild die Vorwelt zu dir ſpricht
In Worten, Taten, wundervollen Werken,
So mag dich das zu neuen Taten ſtärken
Und im Genuß vergiß die Nachwelt nicht!

Dr. Schuhmann.

D
100 Man.
W 63

Mannheim - Descrip.

Unserm Ehrenmitglied

Herrn Stadtrat Fritz Hirschhorn,

dem unermüdlichen Förderer der Volksbildung,
gewidmet.

Mannheimer Diesterweg-Verein.

Begleitwort.

Die Initiative zur Herausgabe des vorliegenden Werkes ist zunächst nicht, wie man glauben könnte, auf den Umstand zurückzuführen, daß unsere Stadt in diesem Jahre die Feier ihres dreihundertjährigen Bestehens zu begehen gedenkt, sie ist vielmehr der immer mehr sich bahnbrechenden Erkenntnis entsprungen, daß eine lebensvolle Einführung der Kinder in die ideale Welt der heimatlichen Sage und Geschichte einen der bedeutsamsten Faktoren in der Bildung und Erziehung unserer Jugend darstellt.

Zu allen Zeiten haben große Männer unseres Volkes in den Aufzeichnungen ihres Lebens Zeugnis abgelegt von dem tiefgehenden, nachhaltigen Einfluß, welchen die Geschichte der Heimat auf die Gestaltung und Ausprägung ihrer Persönlichkeit ausgeübt hat.[49]

„Auf die Heimat, auf das Vaterland," sagt Jakob Grimm, „sind wir von Natur aus angewiesen, und nichts anderes vermögen wir mit unsern Gaben in solchem Maße und so sicher begreifen zu lernen."

Und unser vaterländischer Dichter Hebel, dieser große Kenner des Volkes, hat die Bedeutung der heimatlichen Sage und Geschichte für die geistige und sittliche Emporbildung des Volkes klar erkannt, wenn er sich zu der Ansicht bekennt, daß durch die heimischen und vertrauten Bilder der Vergangenheit dem Volke das Wahre, Gute und Schöne am wirksamsten in die Seele gehe! — —

Und in der Tat erweist sich die heimatliche Geschichte und Sage, je mehr und je intensiver wir uns mit ihr beschäftigen, als der fruchtbare Nährboden, aus dessen Schoß dem persönlichen Leben stets neue Kräfte und Säfte zugeführt werden. Das gilt ganz besonders für die Geschichte unserer Stadt, mit deren Studium wir einen durch tausendfache, hochbedeutsame Erinnerungen geweihten Boden betreten.

Hier ist's in großen, lichten Zügen eingeschrieben, weß' Fuß einst diesen Boden betreten, weß' Leib einst diese Erde in ihren kühlen Schoß aufgenommen hat. In lebensfrischer Deutlichkeit tauchen sie vor unserm Geiste auf, alle jene großen, gewaltigen Gestalten aus fernabgeklungener Zeit, deren Freuden und Leiden, Blühen und Welken diese Erde gesehen hat. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist ihr Ruhm fortgetragen worden durch das wilde Gewoge der Zeit, und heute tönt's wie Sphärenklang aus längst entschwundenen Tagen zu uns herüber.

Wer wird im Innersten nicht tief ergriffen, wenn er, den Blick rückwärts gewendet in die Tage der Vorzeit, die großen, gewaltigen Ereignisse wie schwere Unwetter an seinem geistigen Auge vorüberziehen sieht! Wer fühlt sich nicht wieder mächtiger hingezogen zu den Stätten heiliger Erinnerung, wenn er die Väter der Heimat in freudigem Opfermute kämpfen und dulden, fallen und sterben sieht um dieses teure Kleinod, dies Stückchen heimatlicher Muttererde!

Ja, da geht einem das Herz auf; da werden im Gemüte des Kindes Saiten angeschlagen, die durch sein ganzes Leben hindurch in wunderbarer Harmonie fortklingen.

„Lassen wir darum unsere Jugend tief untertauchen in die uralten, heiligen Gefühle von Liebe und Anhänglichkeit zur Heimat," führen wir sie hinein in die wunderbare Welt der heimatlichen Sage und Geschichte und öffnen wir ihr Auge und Herz für die Größe und Herrlichkeit der darin verborgenen Lebensschätze, dann wird aus dieser stetig an Innigkeit und Festigkeit wachsenden Verbindung jene Aussicht für die in der Zukunft ruhenden Ziele sich günstiger gestalten, und es wird für unsere

Jugend wie für unser Volk die Heimatgeschichte erst das werden, was sie sein soll: die beste Lehrmeisterin und zuverlässigste Führerin mitten im Getriebe des rasch dahinflutenden Lebens.

Damit aber die heimatliche Sage und Geschichte diese ihre Mission an Volk und Jugend erfülle, muß sie sich hinsichtlich der Gestaltung und Sprache in einem Gewande präsentieren, das dem kindlichen und volkstümlichen Denken und Empfinden entspricht.

„Geschichte ist ein Studium für Männer, weniger schon für Jünglinge und am wenigsten für Kinder," hat einer unserer großen Pädagogen gesagt. Und er hat recht damit. Die Geschichte als solche interessiert im letzten Grunde nur den Studierenden, den Gelehrten, den Forscher. Kind und Volk bringen erfahrungsgemäß der nackten, nüchternen und objektiven Geschichtsdarstellung wenig Verständnis und nur geringe Teilnahme entgegen. Für Jugend und Volk sind die sozialen und politischen Gebilde nicht die Endergebnisse einer nach kausaler Gesetzmäßigkeit verlaufenden Entwickelung, sondern eben nichts anderes als die Schöpfungen von Persönlichkeiten, die durch ihr Leben und Wirken einer ganzen Epoche die Richtung gegeben, und die jeder einzelnen historischen Tat den Stempel ihrer geistigen Eigenart aufgedrückt haben. Die Geschichte ist für sie der Reflex der Persönlichkeit und die Geschichte einer Stadt sonach Geschichte von Persönlichkeiten.

Soll es uns also gelingen, Jugend und Volk für die Großtaten der Vergangenheit zu interessieren und zu begeistern, so müssen wir den Stellen in der Geschichte nachspüren, wo der erfrischende und stärkende Quell persönlichen Lebens in seiner ganzen Fülle und Reinheit uns am mächtigsten entgegenrauscht.

Die Geschichte einer Stadt wie die Mannheims, die von allen bedeutsamen Wendepunkten der großen, weltgeschichtlichen Entwickelung berührt wurde, ist gottlob nicht arm an solchen gewaltigen, historischen Persönlichkeiten.

Dessenungeachtet begegnen wir Stoffen, die um ihrer geschichtlichen Bedeutung willen wohl volle Berücksichtigung erheischen, die aber die Voraussetzungen zu einer Gestaltung nach Prinzipien des

persönlichen Lebens ihrer ganzen inneren Natur nach nicht in sich schließen. In solchen Fällen muß zur Erreichung pädagogischer Wirkungen die Geschichte durch die Poesie künstlerisch verklärt werden, und es muß darum der Phantasie des Verfassers zu einer freien Gestaltung der weiteste Spielraum gelassen werden.

Daß eine von solchen Grundsätzen beherrschte Geschichtsdarstellung den Anspruch auf historische Treue und Vollständigkeit im Sinne und nach der Forderung wissenschaftlicher Forschung für sich nicht erheben kann und darf, braucht nicht besonders betont zu werden. Gleichwohl war der Verfasser bestrebt trotz der Freiheit, die er sich gestattete, die geschichtlichen Tatsachen nach bestem Wissen und Können aufgrund eines umfassenden und zuverlässigen Quellenmaterials unentstellt und unverfälscht wiederzugeben.

Ein Buch wie das vorliegende, das den ungeteilten Beifall der breiten Masse sich zu sichern bemüht, muß aber als Jugend- und Volksschrift mit Beziehung auf Stil und Sprache auch einen Ton anschlagen, der dem kindlichen und volkstümlichen Denken und Empfinden kongenial ist. Mit einer trockenen, ledernen Lehr- und Schulsprache, wie sie unsere Lehrbücher aufweisen, gewinnen wir keine Kindesseele und noch weniger die breiten Schichten des Volkes für unsere große Sache. Hier gilt es in allererster Linie Stimmung zu machen; denn nur sie allein ist es, die uns das sichert, was wir erstreben: eine liebevolle Aufnahme und ein dauerndes, lebendiges Interesse.

Anstelle der gefühlsfreien, hausbackenen Lehrsprache müssen Gedankenreihen treten, bei welchen jede einzelne Vorstellung gefühlsmäßig betont, einen tiefen Stimmungsgehalt wiedergibt. Einer in den Umrissen scharf gezeichneten, plastisch wirkungsvoll herausgearbeiteten Darstellung der historischen Momente muß die lebensfrische Farbe und der erdentstammte Duft einer sinnenfälligen, von Kraft und Leben strotzenden Sprache anhaften.

Nur so glauben wir persönliche Teilnahme zu erwecken und Kind und Volk an der Stelle anzufassen, wo alle Fäden ihres

geistigen Seins und Wesens in einem Punkte zusammenlaufen: im Herzpunkt ihrer Persönlichkeit.

Indem ich auf diese Weise den besondern innern Bedürfnissen von Jugend und Volk entgegenzukommen versuche, gebe ich mich der frohen Hoffnung hin, daß die in vorliegender Schrift verwirklichten Grundsätze einem freundlichen Verständnis begegnen, und daß dem Buch in weiten Kreisen der Bevölkerung eine liebevolle Aufnahme gewährt wird.

Und so bleibt mir zum Schlusse nur noch übrig, in Dankbarkeit der freundlichen Unterstützung zu gedenken, die mir seitens Mannheimer Familien und Freunde in so reichem Maße zuteil wurde. Besondern Dank spreche ich dem Mannheimer Altertumsverein für sein freundliches Entgegenkommen und dem Diesterwegverein für die freudige Anregung und kraftvolle Förderung des Unternehmens aus. Ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Werkes aber trägt selbstverständlich der Verlag der Dr. Haasschen Druckerei, der keine Mühe und kein Opfer gescheut hat, das Buch in Druck und Bild so auszuführen, daß es den modernsten Anforderungen entspricht, die man an eine Jugend- und Volksschrift heutzutage zu stellen gewohnt ist.

Und so gebe ich denn das Werk hinaus in die Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, es möchte an seinem bescheidenen Teile dazu beitragen, die Liebe zur Heimatstadt von neuem froher in aller Herzen aufglühen zu lassen, auf daß die Freude an der reichen und großen Vergangenheit unserer Stadt den Glauben an ihre größere Zukunft von neuem in uns lebendig mache und uns mächtig antreibe zur freudigen, friedlichen Mitarbeit im Interesse des Gesamtwohls unserer Vaterstadt.

Mannheim, am Tage der Stadtgründung,
den 17. März 1907.

Gustav Wiederkehr.

Inhalt.

Gedicht — Seite

Dem neuen Mannheim von P. Schnellbach 1

Die Gründung Mannheims (1606)

Harte Köpfe 4
Der Klügste gibt nach 8
Der erste Spatenstich 10
Die junge Stadt 13

Mannheim im dreißigjährigen Krieg (1622)

Der Singbastel 15
Auf der Jubelmesse 18
In den Händen der Werber 20
Gebrochene Herzen 23
Um eine Königskrone 25
Im Rosengarten 33

Die Pest in Mannheim (1666)

Traurige Heimkehr 36

Das Sorgenkind, eine Jahrmarktsgeschichte aus der Zeit Karl Ludwigs (1668)

Ein Wildfang 42
Auf dem Mannheimer Jahrmarkt 45
Wiedergefunden 52

Gedicht

Der deutsche Salomon von A. Ganther 57

Mannheim im orléans'schen Krieg (1688)

Die rechte Antwort 59
In großen Nöten 61
Der Rotkopf 65
Der unselige Seliger 68
Verjagt 69

Seite

Friedrich der Große als Kronprinz in Mannheim (1730)

Wenn ein König kommt 72
Der davongelaufene Prinz 75
Mißtöne im Festesjubel 80

Der „hoorige Ranze", eine Räubergeschichte aus der Folterzeit (1749)

Martin, der Oberknecht 84
Auf dem Feste der Weinlese 86
Der Überfall 90
Sich selbst verraten 92
Aufs Rad geflochten 94
Gerechtes Gericht 97
Der neue Rabenstein 99

Die Kaiserhütte (1781)

Unter gastlichem Dach 101
Ums Jawort 103
Durch Kaisers Huld 105
Zu Schutt und Asche (1795) 107

Schiller in Mannheim (1782)

Ein volles Haus 108
Entweder — oder 114
Heimliche Flucht 116
In großer Verlegenheit 119
Der geheimnisvolle Besuch 122
Wenn Freunde scheiden 126
Die brave Frau Hölzel 130

Die große Wassersnot in Mannheim (1784)

Von einem Neujahr, das schlecht anfing 134
Wenn die Wasser toben 137
Kapitän Berüff, der tapfere Lebensretter 142
Margarete Waltherin von Neckarhausen 144

Das goldene Regierungsjubiläum Karl Theodors (1792)

Am Abend vor dem Fest 147
Der Jubiläumszug 151
Blauweiß 154
Beim Herzwirt 157

Seite

Adel des Herzens, eine Erzählung aus der letzten Regierungszeit Karl Theodors (1789 und 1793)

Im goldenen Pflug 163
Macht der Töne 169
In vornehmer Gesellschaft 147
Schwere Tage 181

Die große Hungersnot in Mannheim (1816/17)

Ein Samariterdienst (1812) 188
Gib uns unser tägliches Brot (1817) 192

Aus dem Leben des Freiherrn Karl von Drais (1818)

Sein Steckenpferd 200
Der erste Start 203
Eine Überraschung 204

Karl Ludwig Sand (1820)

Gewitterschwüle 207
So müssen alle Verräter sterben 213
Zweierlei Urteil 215
In Krankheit und Banden 219
Der letzte Gang 226

Aus dem Leben eines alten Rheinschiffers

Das Geburtstagskind 230
Als ich zur Schule ging 232
Unter anderm Szepter (1803) 234
Ein Kampf zu Wasser (1814) 239

Hebels letzte Lebenstage (1826)

Sein letzter Brief 242
Auf Charons Nachen 243
Ein selig' End' 246

Die erste Eisenbahn (1840)

Im letzten Wagen 251

Die Einweihung des neuen Rheinhafens (1840)

Das erste Schiff im neuen Hafen 254
Eine Schiffstaufe 261
Beim Festmahl 266

Seite

Beim Einzug des neuvermählten Großherzogspaares in Mannheim (1856)

Beim Jakob am Tor 274
Ein tolles Jahr (1848) 275
Ein freudiges Wiedersehen 278
Beim Festzug 279
Der brave Fleck 283

Aus dem Ruhmesjahr 1870

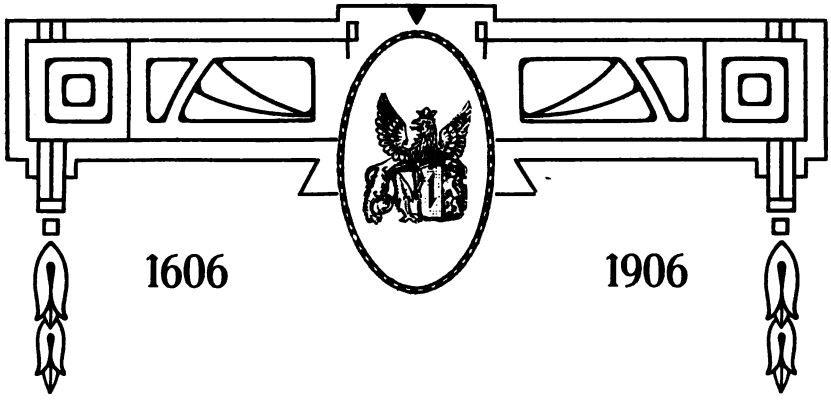
Ein Bild aus dem Mannheimer Barackenleben 286
Die Großherzogin Luise im Kriegslazarett 288
Der brave Bott 289
Die beiden Korporale 290

Gedicht in Pfälzer Mundart

Einscht unn jetz von H. Waldeck 297

Die dem Text beigefügten Ziffern beziehen sich auf die laufende Nummer des dem Buche angeschlossenen Quellennachweises und bezeichnen die Werke, aus denen einzelne Sätze oder kleinere Gedankenganze dem Sinne oder Wortlaut nach angeführt sind.

(S. 1)



Dem neuen Mannheim*)

von Peter Schnellbach.

Willkommen, Freund, von Indiens Kaffeefluren,
Willkommen, der den Weg nach Deutschland fand!
Du suchst der Jugend halbverwehte Spuren
In mancher Stadt, die ehmals du gekannt.
Wer in der Fremde war, weiß erst zu schätzen,
Was in der Heimat sich gewandelt hat,
So komm und laß dich in Erstaunen setzen,
Mannheim, dir ward's gewiß zur neuen Stadt.

Vom Bahnhof — schau zurück! — und seinen Hallen
Erstreckt sich, baumgeschmückt, der schöne Ring,
Der jetzt, im Grünen schattenkühl zu wallen,
Vertraut und festlich unsern Fuß empfing.

*) Aus „Städte der Heimat". Verlag von Hofbuchhandlung Friedrich Gutsch, Karlsruhe. Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und des Verlags.

Wie anders, da noch dumpfe Feſtungsmauern
Die Stadt begrenzt, das Leben eingeengt;
O Geiſt der Freiheit, mögſt du ſieghaft dauern,
Wie ſieghaft alte Feſſeln du geſprengt.

Und hier, o grüß ihn! der vom hohen Steine
Als Erzbild, ſtarken Blicks, in's Weite ſchaut,
Er hat, zum Trutz der Nachbarn über'm Rheine
Ein feſtes Bollwerk uns, das Reich, gebaut.
Doch hat er uns das Machttum nicht beſchieden,
Wie jener Ludwig Kriege zu erneun,
Er gab die Eintracht uns, gab uns den Frieden,
O, laßt des Friedens uns, der Eintracht freun!

In ihrem Schutz nur kann das Reich gedeihen,
In ihrem Schutze wird das Volk nur ſtark –
Doch halt, wo ſind wir? Neue Häuſerreihen?
Ein Schulhaus, eine Kirche, hier ein Park?
Wohin der Weg, nach Süden oder Norden?
Wie heißt die Straße hier, wo läuft ſie aus?
Wahrhaftig, Freund, ich ſelbſt bin fremd geworden,
Frag dort den Mann und führ' mich du hinaus.

Gottlob, hier iſt's bekannter anzuſchauen,
Und ſtand's vorhin um meine Weisheit ſchlecht,
Hier kannſt du dich getroſt mir anvertrauen,
In den Quadraten find ich mich zurecht.
Sag ſelbſt, wo gibt es regelrechtre Straßen?
Scheint's möglich, daß hier einer irregeht,
Kann er nur zählen regelrechtermaßen
Und weiß nur regelrecht das Alphabet.

Und schon sind wir der lauten Stadt entronnen
Und hier am stillen Schlosse angelangt,
Das Fürstenprachtsinn fürstlich einst ersonnen,
Und das noch heut vor vielen fürstlich prangt.
Gewaltig Bauwerk, wuchtvoll große Massen,
Nichts Ängstlichenges schränkt das Auge ein!
Hat uns der Väter kühner Geist verlassen?
Sind wir nur schwach und zierlich nur und klein?

Und wird uns Kunde gleich aus alten Tagen
Von Druck des Volks, von läss'ger Fürstenpflicht:
Es muß die Zeit der Zeit Gebrechen tragen,
Gebrechlich in der Kunst war jene nicht.
Das lerne unsre! Lernt es auch, ihr Fürsten!
Ihr schenkt dem Wohl der Völker eure Gunst,
O, schützt und fördert, wenn die Herzen dürsten,
Auch was das Herz erquickt, die echte Kunst.

Wohl, Großes auch hat unsre Zeit errungen,
Du schaust, o Freund, von Eisen stark und schwer
Die breite Brücke übern Strom geschwungen,
Und lange Züge donnern drüber her.
Du siehst die Ufer voll von Schiffen liegen,
Aus hoh'n Fabrikkaminen qualmt der Rauch,
Du siehst die Menschen drängen, kämpfen, siegen,
Ach, unterliegen viele siehst du auch.

Doch ob die Stadt, die große, sich zu nähren,
Das beste Mark des Landes an sich rafft —
Wer weiß wie sie zu lohnen und zu ehren?
Wer ist wie sie ein Tatfeld jeder Kraft?

Und wenn auf Flüſſen und auf Schienenwegen
Die Stadt das ganze Land mit Segen ſpeiſt,
Wen gäb's, und wär er ſelber unterlegen,
Der dann noch ſeinen Fleiß verloren heißt?

Doch eins, ihr Städte, läßt euch höher glänzen,
Und dafür iſt kein Opfer je zu groß;
Es geht ein dumpfer Geiſt durch unſre Grenzen:
Ihr aber tragt der Freiheit Geiſt im Schoß.
Drum Heil, ihr Städte! Übt des Friedens Werke,
In ihrer Reihe, Mannheim, ſchreit auch du,
Gebt unſerm Vaterlande Macht und Stärke,
Führt unſer Volk dem Licht, der Freiheit zu!

(S. 5)

Die Gründung Mannheims.

Harte Köpfe.

In dem alten Dorfe Manninheim, das sich einst auf den mäßig ansteigenden Sanddünen zwischen Rhein und Neckar ausbreitete, wohnte vor dreihundert Jahren der alte Fischer Tobias Werntz. Er lebte zufrieden und glücklich in seiner Hütte und hatte über nichts zu klagen, wenn die Flut sein Häuschen verschonte. Seine Krautäcker standen gar üppig da, und die Wingert, die er auf den niedern Hügeln angepflanzt hatte, gediehen aufs beste und füllten seine Kanne alle Jahre mit einem guten Tropfen.

Aber das war nicht der Segen allein, der die Arbeit seiner fleißigen Hände krönte. Als Angehöriger der Fischerzunft hatte er am Neckar eine Strecke als Allmend zu freier Ausübung der Fischerei erhalten und hatte sich dann auch ein Stück der fischereichen Altwasser unterhalb der „langen Rötter" gepachtet. Trotz Zins und Zehnt war es gerade dieser Fang, der alle Jahr' ein schönes Sümmchen für ihn abwarf. So kehrte mit der Zeit Wohlstand und Glück in seinem Hause ein, und er gehörte bald zu denen, „die es hatten und es machen" konnten. Leider blieb es nicht auf die Dauer so.

An einem schönen Herbsttag war's des Jahres 1605. Werntz kehrte eben vom Fischen heim. Unterwegs begegnete ihm sein alter Freund, der kurfürstliche Aumann Wendelin Regensperger, dem die Überwachung der Weide und Fischerei oblag und an den die Pachtzinsen zu zahlen waren. „Siehst heut' ja gar zu unternehmend in die Welt," sagte Wendel, „hast wohl einen

guten Fang getan?" „Gewiß, mir ist so wohl als wie dem Fisch im Wasser," erwiderte Tobias, „ich tausch' mit keinem Kurfürst, keinem König, es fehlt an nichts. Die Wingert stehen schön; es gibt ein gutes Jahr. Was willst du mehr?"

Regensperger zog bei diesen Worten seinen Freund am Ärmel von der Mitte der Straße nach der Seite, wo ein schattiger Lindenbaum stand, und sagte in vertraulich ernstem Ton zu ihm: „Man darf den Tag nicht vor dem Abend loben; hör' Tobias, was gestern mir zu Ohren kam — durch Zufall. Ich war drüben in dem Schloß zu Rheinhausen bei der Abrechnung; da habe ich von etwas munkeln hören, wie wenn der Kurfürst an dem Ort, wo unsere Häuser stehen, eine feste Burg mit Schutzwehr, eine große Stadt errichten wolle. In nächster Zeit soll schon ein Hofmarschall erscheinen mit einigen Beamten; die sollen das Gelände untersuchen und es ausmessen.

Werntz stand nach diesen Worten da, wie wenn ihn der Schlag gerührt hätte. Anfangs brachte er keine Silbe über seine bleich gewordenen Lippen, so bebte und zitterte er vor innerer Erregung. Dann aber brachs aus dem Grunde seines zornerfüllten Herzens hervor wie lang verhaltenes Donnern, und er erwiderte im Ton höchster Entrüstung: „Das wär' mir noch mal schön. Keinen Zoll breit meines Bodens sollen sie bekommen. Das ganze Jahr muß sich der Bauer plagen, um ehrlich sich durch diese Welt zu schlagen, und dann kommt eine Sippe hergelaufener Höflinge und nimmt ihm frech das bißchen Habe vor der Nase weg, so mir nichts, dir nichts. Da werden wir denn doch auch noch ein Wörtlein reden."

Kaum hatte Werntz ausgesprochen, als gerade sein Vetter und Nachbar, der Peter vom Stüf, mit der Hacke auf dem Rücken vom Felde heimkehrend, an ihm vorüberschritt.

„Du hast die längste Zeit gesät, geerntet, Peter. Wirf deine Hacke, deinen Spaten in die Ecke und greif' zum Bettelstab und ziehe weg!" rief Tobias zu ihm hinüber. Der also Angeredete, der den Sinn der Worte nicht verstand, machte große Augen und trat verwundert näher. Als er nun erfuhr, welche Bewandtnis

es damit hatte, kam auch über ihn ob solchem Vorhaben ein großer Schrecken, und er entgegnete, im Herzen tief bekümmert:

„Was nützt uns Bauern eine feste Burg, ja auch die stärkste Wehr? Wir lebten glücklich hier auf unserer Scholle. Wir freuten uns des Segens unserer Hände. Niemand bedrängte uns. Wir hatten, was wir brauchten. Nun wird dies friedlich' Land ein Tummelplatz für rohe Kriegeshorden werden, und wir, wir können gar zuletzt mit harten Fronden unser Leben fristen."

„Denkt nicht gleich an das Schlimmste, Peter," versetzte der Aumann beruhigend, „so jagt man keinen von der Scholle weg! Ihr werdet euer Recht zu wahren wissen, und euer Schultheiß wird schon für euch sprechen, wenn es Zeit ist." — — —

Unter Schelten und Schimpfen hatten sich die beiden Bauern von Wendel, dem Aumann, verabschiedet und waren ihrer Hütte zugeschritten. Auf dem Wege dahin sahen sie an einzelnen Haustüren und Hoftoren Gruppen von Bauern stehen, die die Köpfe zusammenstreckten und die Angelegenheit bereits eifrigst verhandelten. Am Abend war die Trauernachricht im ganzen Dorfe verbreitet. Wie ein Lauffeuer war sie von Mund zu Mund gegangen. Eine tiefe Bewegung ging durch aller Herzen bei dem Gedanken an den nahe bevorstehenden Auszug aus Hof und Hütte. Man schimpfte, fluchte, drohte wacker darauf los. Man sann und sorgte Tag und Nacht, was wohl zur Abwehr der Gefahr geschehen könnte. Man spähte auch nach allen Seiten aus, ob sich der angekündete Besuch bald im Gelände zeige.

Wochen vergingen. Da erschienen mehrere vornehm gekleidete Herren in der Gemarkung. Sie kamen vom nahen Heidelberg herüber. Der Führer war des Fürsten Hofmarschall. Die Begleiter waren Räte und Beamte der kurfürstlichen Kanzlei. Sie hatten allerlei Instrumente in der Hand, dazu noch eine große Rolle, einen Bauplan. Die Bauern erkannten sie sofort. Sie glaubten ihre Sache schon verloren. Beim Anblick der Messungskommission, die, ohne lange zu fragen, ihr Gebiet absteckte, bemächtigte sich ihrer eine unbeschreibliche Wut. Sie überschütteten die Abgesandten mit einem vollgerüttelt' Maß gemeiner Drohung.

Als das nichts half, ja, als sie sahen, daß sie sogar auf heftigen Widerstand stießen, wenn sie weiter ihren Kopf durchsetzen würden, vergriffen sie sich an ihnen und jagten sie mit Schlägen davon. Der Hofmarschall sah sich infolgedessen genötigt, die Messungen einzustellen und kehrte unverrichteter Dinge nach Heidelberg zurück.

Der Klügste gibt nach.

Als der Kurfürst Friedrich IV. hörte, daß die Mannheimer Bauern der Ausführung seiner Pläne den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten, war er darob aufs höchste erzürnt. „Sollte sein längst gehegter Gedanke, den die Not der Zeit ihm eingab, an dem Eigensinn harter Bauernköpfe zunichte werden?“ dachte er so still für sich. – „Nimmermehr.“ – Er sann auf einen Ausweg und ratschlagte in der Stille mit den Räten, was zu machen wäre. Nach langem Hin und Her war man endlich dahin einig geworden, die ganze Angelegenheit auf friedlichem Wege zu erledigen.

„Soll keiner zu kurz kommen, niemand ein Unrecht geschehen“, sagte sich der rechtlich denkende und kluge Kurfürst und schickte einige Räte zu dem Bürgermeister des Dorfes Manninheim mit dem Auftrag, in seinem Namen mit den Bürgern gütlich zu verhandeln. Er fand Gehör. Die Bauern gaben sich zufrieden. Bald wurde ihnen ein Vertrag mit des Fürsten Unterschrift und Siegel zur Unterzeichnung vorgelegt. In diesem stand genau geschrieben, wie jeder für verloren' Gut entschädigt werden sollte. So war der Streit für alle Zeit geschlichtet. – – – –

Die Tage der Ernte waren gekommen. Die Wingert lagen prächtig da im Glanz der Julisonne. Schwer schwankten die beladenen Wagen von dem Felde heim. Da pochte es zur Feierabendstunde an die Tür' des Tobias Werntz. Vier Männer standen draußen. Sie waren aus den Nachbarorten: aus Neckarau und Keffernthal, aus Videnheim und Seckenheim hergekommen. Es

waren die vier „unparteiischen Richter", die der Kurfürst zur Abschätzung der Güter berufen hatte.

Werntz führte sie in Haus und Hof herum und zeigte ihnen Stall und Scheune, Garten, Feld und Wingert.

„S'ist jammerschade um den schönen Hof," sagte der von Seckenheim zu seinen Begleitern, als der Rundgang beendet war, „da kann man weit gehen, bis man solchen Wohlstand, solche Ordnung antrifft." — „Nun, der Kurfürst wird Euch dafür so entschädigen, wie es recht ist," setzte der Neckarauer beruhigend hinzu, indem er sich an Werntz wandte, „das Haus ist ja doch alt, dafür sollt Ihr ein neues nun erhalten und keinen Heller dafür zahlen. Umsonst wird Euch das Material dazu geliefert, der Kalk, die Ziegel und dann auch die Steine. Zum Abbruch wie zum Aufbau sind Maurer, Zimmerleute und auch Kleiber (Lehmstroharbeiter) herbestellt. Die werden Euch ein Haus hinstellen, wie Ihr's gerne hättet."

„Das wäre alles recht," erwiderte Werntz, „wie steht's nun aber mit den Wingert? Um diese ist mir's leid. Manch' Tröpflein Schweiß hängt an den reifen Stöcken." „Seid nur beruhigt, Werntz," entgegnete der dritte, der von Feudenheim, „ein jeder hat an eigener Habe wie an Erbstandsgütern, nach Größe wie nach Wert dasselbe anzusprechen, was er zuvor besaß." Werntz war zufrieden. Er hatte ja immer noch die Jagd im Neckar. Die konnt' ihm keiner nehmen. Allein man sah es ihm an seinen Augen an, daß er nur schwer sich in den Gedanken finden konnte, das sauer erarbeitete Gut so leichten Herzens wegzugeben. Der Kefferthäler merkte das und sagte darum beschwichtigend zu ihm: „Was grämt Ihr Euch? Ihr kriegt ja alles wieder; dazu seid Ihr auf Jahre von der Frond befreit, und wenn Ihr an den Gräben oder Wällen schaffen wollt, so werdet Ihr bezahlt g'rad wie ein Fremder. So lautet der Vertrag." —

Die Schätzer gingen. Nach wenigen Wochen erschienen die Zimmerleute, Maurer und Kleiber mit Axt und Schaufel, um die Hütte abzubrechen. Werntz wars schwer ums Herz. Mit jeder Faser seines alten Lebens hing er an diesem Stückchen heimatlicher

Erde. Es war ihm faſt, als ob ſein ganzes Glück in Trümmer ginge, als mählich Stein um Stein und Balken um Balken ſich löſte. Bald war ſeine Hütte und dann auch die der andern abgeriſſen und, vom Pfluge umzogen, trat das neue Weichbild der künftigen Stadt und Feſte geebnet dem Auge des Beſchauers entgegen.

Wernß ſiedelte ins nahe Neckarau hinüber, wo ihm ein ſchöner Wohnplatz angewieſen ward. Dort ließ er ſich ein Häuschen bauen, ganz nach ſeinem Sinn; aber trotz all' der Behaglichkeit, an der es ihm im neuen Haus nicht fehlte, vergaß er nimmermehr ſein altes Heim, in deſſen Mauern er einſt friedlich gewohnt hatte.

Der erſte Spatenſtich.

Der Tag, an dem der erſte Stein zur Stadt und Feſtung Mannheim gelegt werden ſollte, war gekommen. Es war der 17. März 1606. Trübe Wolken jagten am Himmmel hin. In Strömen rauſchte der Regen auf die weite öde Ebene herab. An der Stelle, wo der Neckar in den Rhein fließt, an der Neckarſpitze, war bereits ein großes Zelt errichtet worden, den Kurfürſten aufzunehmen. Friedrich IV. war am Tage vor der feierlichen Grundſteinlegung ſchon mit ſeiner Gemahlin, der Kurfürſtin Luiſe Juliane und dem geſamten Hofſtaat von Heidelberg her eingetroffen. Sein zehn Jahre alter Sohn, der Kurprinz Friedrich (der ſpätere Winterkönig), den der Vater zur Feier aus Frankreich hatte kommen laſſen, war auch dabei. Auf der Fahrt hierher war der kurfürſtlichen Familie ein kleines Mißgeſchick begegnet. Der Wagen ſtürzte um, in dem ſie ſaßen. Der Unfall ging zum Glücke ohne ſchlimme Folgen ab. Die Feier konnte ſo am andern Tage, wie geplant war, vor ſich gehen.

Schon in aller Morgenfrühe verſammelte man ſich ums Zelt des Fürſten. Die Bauern waren aus allen Nachbarorten in

(S. 10) Kurfürſt Friedrich IV., der Gründer der Stadt. 1592–1610.

hellen Haufen zugeſtrömt, der Feier beizuwohnen. Auch Tobias Werntz, der Fiſcher, brachte es nicht übers Herz, an dieſem Tage ſtill zuhaus zu bleiben. Er war mit ſeinem Nachbar Peter auch erſchienen und hatte ſich ganz in der Nähe des Zeltes aufgeſtellt.

Noch ſchüttete es als wie mit Kübeln. Noch tobte ein orkanartiger, fürchtbarer Sturm. Kaum, daß man ſich unter freiem Himmel halten konnte. Bäume wurden mit der Wurzel ausgeriſſen; die Wagen auf dem Bauplatz umgeworfen; ja das Zelt, in dem der Kurfürſt Schutz ſuchte, drohte umzufallen. Trotz dieſes Unwetters nahm die Feier ihren Anfang.

Ein feſtlicher Choral ertönte allererſt. Dann trat der kurfürſtliche Hofgeiſtliche Pitiskus vor das Zelt und hielt die Feſtpredigt über das Wort des Pſalmiſten:

„Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer ſänken, wenn gleich das Meer wütete und wallete und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen. Dennoch ſoll die Stadt Gottes fein luſtig bleiben mit ihren Brünnlein. Gott iſt bei ihr darinnnen; darum wird ſie wohl bleiben.“

Der Geiſtliche redete von dem Schutz der Chriſten in ihren Feſtungen und legte ſeinen andächtigen Zuhörern durch treffende Hinweiſe auf das Vorhaben des Fürſten die hohe Bedeutung des Feſttages dar. Die Stadt ſoll ein Hort des Rechts und eine Stätte der Freiheit werden, in der Fleiß und Frohſinn wohnen und Eintracht und Friede einander begegnen. Ein warmes Gebet für das Gedeihen und Aufblühen der künftigen Stadt beſchloß die erhebende Feier.

Nun trat trotz des ſtrömenden Regens der Kurfürſt, in ſeinen Mantel gehüllt, ernſt und majeſtätiſch aus dem Zelt heraus. Unter den Augen der zahlloſen Menge ergriff er den bereitliegenden Spaten und tat den erſten Stich. In kurzer Zeit entſtand eine kleine, viereckige Grube. In dieſe ſetzte er einen oben ausgehöhlten Quaderſtein ein. Dann ſchritt der junge Kurprinz herzu. In ſeiner Hand trug er eine goldene Platte,

auf deren Vorderseite das Brustbild des Kurfürsten eingeprägt war. Die Rückseite enthielt folgende Inschrift:

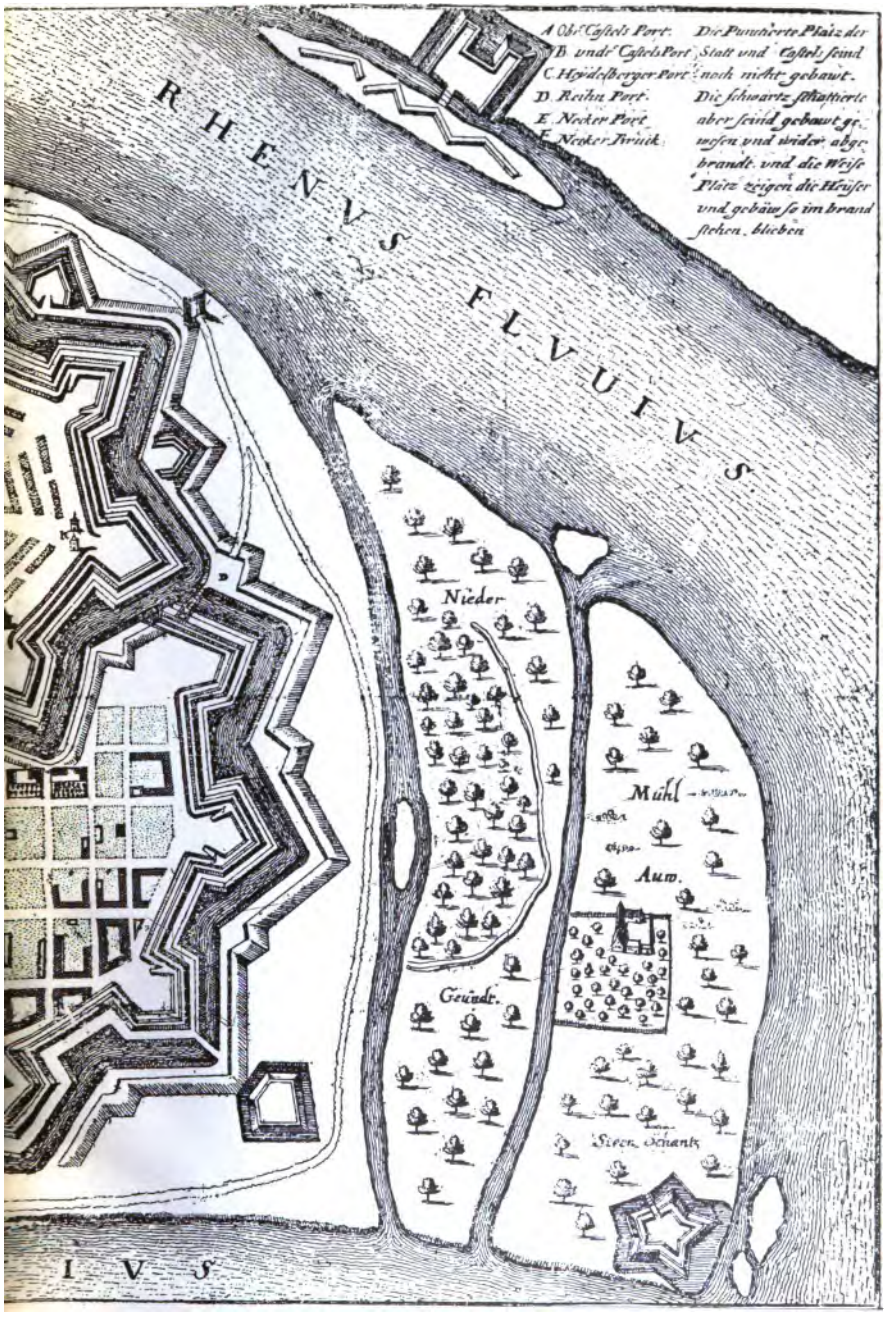
„Glück und Segen voraus! Auf dem berühmten Boden der alten, kampflustigen Franken und Sueven, an des Rheins und Neckars Zusammenfluß, wo einst zuerst der römische Kaiser Valentianus gegen die Germanen eine feste und starke Schutzwehr gegründet, die nicht in Roms Händen blieb, sondern bald den gerechteren Herrscheransprüchen der Franken anheimfiel, dann Mannheim benannt, in pfälzische Botmäßigkeit kam, da hat jetzt Friedrich IV., Pfalzgraf bei Rhein, zu seinem eigenen, seines Volkes und des Vaterlandes Schutz eine feste Burg mit Schutzwehr und Stadt von Grund aus aufzurichten begonnen, auf dem er selbst mit eigener Hand diese Tafel zugleich mit dem ersten und untersten Stein und Rasen legte, den 17. März 1606."

Die goldene Platte wurde von dem Kurprinzen in die Höhlung eingelegt und mit einem darauf passenden Deckel zugedeckt. Der Kurfürst nahm dann den Hammer in die Rechte und tat an den vier Enden jeweils einen kräftigen Schlag. Der erste Baustein lag. Sofort stürmten die Umstehenden herzu: Hofleute, Bürger, Bauern, Beamte. Was ihnen in die Finger geriet, ergriffen sie: Hacken, Spaten, Schaufeln, Schubkarren. Einige trugen sogar Erde in den Händen herbei. Auch Wernz war unter diesen. Er hatte seinen alten Groll längst vergessen und sich ins Unvermeidliche gefügt. Durch das Beispiel der andern ermuntert und von der allgemeinen Begeisterung mitfortgerissen, legte auch er Hand ans Werk, warf Erde auf Erde und Scholle auf Scholle, und so wölbte sich bald ein ansehnlicher Hügel über dem Orte, wo die Platte lag. Nun gings zum frohen Trunk, zu Sang und Tanz.

Der Kurfürst begab sich mit dem gesamten Hofstaat nach dem Schlosse Eichelsheim. Dort war ein glänzend' Mahl für sie bereitet. Allen mundete es vortrefflich. Dem Mannheimer Wein, einem damals viel gerühmten Gewächs, wurde kräftig zugesprochen. Reden wurden dabei gehalten und Trinksprüche auf das Wachsen, Blühen und Gedeihen der künftigen Stadt ausgebracht. Als

Schloß Eichelsheim
Rheinhausen
Kalkofen.
Thiere Gasten.
Der Newe Wetwasch
Citadel FRIDRICHS BURG.
Obe
Gasten.
MANNHEI
N I C E R F L V

(S. 13)


A Obr. Castels Port.
B. undr. Castels Port
C. Heydelberger Port
D. Reihn Port.
E. Necker Port
F. Necker Bruck
Die Punctierte Platz der Statt und Castels seind noch nicht gebawt.
Die schwartz schattierte aber seind gebawt gewesen und wider abgebrandt. und die Weise Platz zeigen die Heuser und gebäw so im brand stehen. blieben
RHENVS FLVVIVS
Nieder
Mühl
Auw.
Geündt.
Steen Schantz
IVS

der Abend kam, kehrte der Kurfürſt mit den Seinen in der beſten Stimmung unter den Güſſen des nicht zu beſänftigenden Himmels nach Heidelberg zurück.[2] Draußen aber brauſten die beiden gewaltigen Ströme bald mächtig um die junge Stadt, als wollten ſie mit ihrem geheimnisvollen Rauſchen die künftigen Schickſale vorherkünden, die das junge Mannheim in der Folgezeit zu ertragen hatte.

Die junge Stadt.

Werntz war ein anderer geworden, die Schickſale des vergangenen Jahres hatten den Alten doch ein wenig hart mitgenommen. Seine Geſundheit war erſchüttert. Dazu war das Wetter anhaltend ungünſtig, und die Ernte fiel infolgedeſſen nicht ſo aus, wie erwartet werden durfte. Werntz fing zu kränkeln an. Er konnte ſeinen Geſchäften nicht mehr in der Weiſe vorſtehen wie ehedem. Das machte ihm Kummer. Als das neue Jahr 1607 anbrach, ſtand es ſchlimm mit ihm. Er hörte den Kuckuck nicht mehr ſchreien. Am Tage der Dreikönige begruben ſie ihn.

Seine beiden Söhne verwalteten das Gut eine Zeit lang. Sie waren nicht gerade verſchwenderiſch; aber es mangelte ihnen doch jener haushälteriſche Zug ihres alten Vaters, der alles mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit zu Rate hielt. Ihr Sinn ſtand in die Ferne. In dem engen Kreis der einfachen, bäuerlichen Verhältniſſe war es ihnen mit der Zeit nicht mehr wohl. Sie zogen darum in das junge Mannheim hinüber, das allmählich zu einer anſehnlichen Stadt emporwuchs.

Eine Schule mit einem großen Keller, eine Kaſerne, ein Zeug- und Schütthaus und eine Münzſtätte wurde gebaut. Gräben und Wälle umgaben ſchon die Stadt. Am Neckar wurde ſpäter ein ſchmuckes Tor mit Inſchrift errichtet, und man begann auch nach der Seite des Rheins hin die Stadt zu verſchließen.

Fortwährend gabs viel zu tun. Noch waren die Feſtungswerke nicht vollendet; noch wurden feſte Schanzen auf allen Seiten aufgeführt. Wer geſunde Glieder beſaß, und die Werntz hatten ſie, der konnte mit ſeiner Hände Arbeit ſich redlich durchbringen, wenn er wollte.

Dazu hatte der edel denkende Kurfürſt Friedrich IV. durch Gewährung von allerlei Rechten und Freiheiten jedem, der ſich in der Stadt zu dauerndem Aufenthalt niederließ, ein angenehmes, ſorgenfreies Leben geſichert. Hier iſt gut ſein; hier laßt uns Hütten bauen, hieß es bald allerorts. Aus aller Herren Länder ſtrömten Fremde herbei: Franzoſen, Engländer, Holländer, Polen u. a., um ſich an dieſer Stätte der Freiheit dauernd niederzulaſſen.

Bald entfaltete ſich ein reges Leben und geſchäftiges Treiben, und man war ebenſo ſtolz auf den Pfälzer Löwen, der das Wappen der neuen Stadt zierte, als auch auf die rote Wolfsangel, die auf goldenem Grunde in demſelben prangte als äußeres Zeichen der regen Gewerbstätigkeit (Angel der Fiſcher und Flößer — Haken der Maurer), unter welcher die junge Stadt bald raſch emporblühte.

Freyheiten vnd Begnadigungen/

Welche der Durchleuchtigſt Hochgeborne Fürſt vnd Herr/ Herr Friederich Pfaltzgraff bey Rhein/ deß heiligen Römiſchen Reichs Ertztruchſeß vnd Churfürſt/ Hertzog in Bayern/ ꝛc. Denjenigen/ welche ſich in Ihrer Churfürſtlichen Gnaden newe Stadt vnd Veſtung MANHEIM heußlich niderzulaſſen gemeint/ accordirt vnd bewilliget.

DEmnach Churfürſtliche Pfaltz deroſelbigen Dorff MANHEIM zu einer Stadt zuerbawen/ dieſelbige mit Wähllen vnd Waſſergräben zubefeſtigen/ auch mit Privilegien vnd Freyheiten alſo zubegnadigen intwillens/ wie bey andern dergleichen Städten herkommen/ vnd dann allbereit/ ſo viel die befeſtigung der Statt belanget/ ein ſolcher anfang gemacht/ das verhoffentlich eher als in jahrs friſt dieſelbe allerdings mit dem Wahll ſoll vmbgeben vnd verfertigt werden: So ſind dieſes vngefehrlich die puncten/ in welchen Ihre Churfürſtliche Gn. den Jnwohnern zu bemeldtem MANHEIM zu willfahren geneigt.

ERSTLICH/ Sollen alle Vnderthanen diß orts/ aller Frohn gegen Churfürſtliche Pfaltz erlaſſen vnd befreyet ſeyn.

Zum ANDERN/ Die jenige/ ſo zu bemeldtem MANHEIM bawen/ vnd ſich heußlich niderſetzen wollen/ ſollen zu ihrem ein- vnd zu zug/ ſambt allen dem jenigen ſo jhnen zuſtendig/ an Churfürſtlicher Pfaltz Zöllen/ beides in der Obern vnd Vndern Pfaltz/ zu Waſſer vnd Landt/ frey vnd vnbeſchwert gelaſſen werden. Auch da ſie ſich wider von dannen zu begeben vorhabens/ ſolches jhnen vngewehrt/ vnd ſie Churfürſtlicher Pfaltz innerhalb DREISSIG jahren nichts vor jhren Abzug zugeben ſchuldig ſeyn.

Zum DRITTEN/ Weiln dieſe Stadt MANHEIM wegen der daſelbſt zuſammenfluſſenden zweyer vornehmen ſchiffreichen Waſſerſtröme/ als deß Rheins/ vnd deß Neckhers/ zum Kauffhandel ſehr wol gelegen/ als wollen jhre Churfürſtl. Gn. ſich mit den Kauffleuten/ ſo ſich dahin begeben werden/ der Marckſchiff halben/ ſo nacher Wormbß/ Oppenheim/ Meintz/ Speyer/ Heydelberg/ vnd andere ort den Rhein vnd Necker vf- vnd ab gehen werden/ wie es die nottufft vnd gemeiner nutzen erfordern wirdt/ alſo vergleichen/ auch hilff vnd beförderung darzu erweiſen/ daß jhre Kauffmanſchafft dardurch ſoll vmb ein anſehenliche befürdert werden.

Zum VIERDTEN/ Soll ein jeder Außländiſcher/ ſo diß orts bawen wil/ ZWANTZIG Jahr aller Schatzung frey ſein. Da aber ingeſeſſene/ welche allbereit Jhrer Churfürſtl. Gn. Vnderthanen/ vnd derwegen jhrer güter halben ſchatzbar ſeindt/ ſich gen MANHEIM begeben/ vnd allda bawen/ ſollen derſelben Häuſer vnd Báw/ ſo ſie daſelbſten vffrichten werden/ auch ZWANTZIG Jahr lang der Schatzung befreyet ſein: Aber mit jhren andern Gütern/ ſo ſie ſonſten in der Pfaltz ligen haben/ ſoll es in dem ſtandt gelaſſen werden/ wie ſie jetzunder ſeindt.

Zum FVNFTEN/ Der annehmung vnd beſtellung des Raths/ Jahr vnd Wochenmärckt wegen/ wollen Jhre Churfürſtl. Gn. ſich mit jhnen alſo vergleichen/ das ſie darmit auch wol ſollen zu frieden ſein.

Zum SECHSTEN/ Die ledigeplätz/ ſo zuverbawen ſeindt/ ſeindt allbereit allerding abgezeichnet vnd abgeſteckt/ vnd ſollen denen/ ſo zu bawen luſt haben/ vergebens eingeraumbt. Auch den jenigen/ ſo ſich am erſten angeben vnd einlaſſen möchten/ die wahl gegeben werden. Allein ſollen ſie von einer jeden Ruthen Landts in recognitionem vier pfenning jährliches zu Boden zinß erlegen.

Zum SIEBENDEN Damit auch die jenige/ ſo diß orts bawen werden/ deſto mehr vortheil vnd gelegenheit darzu haben/ alß wollen Jhre Churfürſtl. Gn. jhnen ſo viel Steine

[illegible] wie auch Werckstatt/ zu Thüren/ Fenstern/ Bronnen vnd anderer notturfft/ alß sie bedörffen werden/ daselbsten vergebens überkommen/ doch vff ihren kosten brechen/hawen/vnd zu wasser hinab abführen lassen sollen.

Zum ACHTEN/ Was dann Gebackenstein vnd Ziegelstein anlanget/ weil Ihre Churfürstl. Gn. dieselbe allbereit in loco brennen lassen/ vnd mit denen ein solcher anstalt gemacht/ das dieselben in grosser anzahl/ vnd järlichs vf zehenmal hundert tausent Stein wol können zuwegen bracht werden/ als sollen einem jedern der bawen wirdt dieselbe auch in einem billichen vnd leidlichen Tax keufflich gegeben werden. Solten sie aber lieber wollen/ Stein/ Ziegel vnd Kalck vf ihren eigenen vnkosten brennen lassen/ darzu sie dann diß orts auch gute gelegenheit haben/ alß soll ihnen eine besondere Ziegelsch[illegible]wösen vnd was mehr darzu von nötten/ vffzurichten/ auch vergönstiget vnd verstattet werden.

Zum NEVNDTEN/ Mit dem Wein vnd Bier vngeldt/ so biß dahero Ihrer Churfürstl. Gn. diß orts allein zustendig gewest/ sollen sie viel geringer alß in den benachtbarten Reichsstädten/ vnd also der Stadt Franckenthal gleich gehalten werden.

Zum ZEHENDEN/ Was aber ein jeder zu seinem Haußgebrauch an Wein/ Bier/ Korn/ oder Mechl von nötten/ vnd bey sich zu Keller vnd Speicher legen wirdt/ davon soll er nichts geben/ sondern deßwegen allerdings frey sein.

Zum ELFTEN/ Dieweiln auch biß anhero von frembden vnd außländischen/ die Woll vnd Leder/ in grosser anzahl auß der Pfaltz geführt worden/ Alß wollen Ihre Churfürstliche Gn. solches außführen hinfüro vnd vff den fall nicht mehr gestatten/ sondern fürsehung thun/ daß den jenigen so sie zu MANHEIM bereitten vnd verarbeiten wollen/ gleich andern deroselben vnterthanen der Vorkauff gestattet vnd vorbehalten werden soll.

Zum ZWELFTEN/ Damit auch ihr gewerb mit dem Tuchhandel desto mehr befürdert werde/ Alß wollen Ihre Churfürstliche Gn. Walckmühlen diß orts/ oder aber in der nehe/ zur notturfft zurichten vnd vffbawen lassen/ vff das sie ihre Tuch walckhen vnd zubereiten lassen mögen.

Zum DREYZEHENDEN/ Die Religion belangendt/ wollen Ihre Churfürstl. Gn. sie bey der Christlichen/ vnd in Gottes wort gegründten Religion/ darzu sich dieselbe/ wie bewust/ durch Gottes genad/ bestendiglich bekennet/ schützen vnd handhaben: weniger auch nicht/ das sie von dero Erben vnd Nachkommen/ dabey gelassen werden sollen/ alle mügliche fürsehung thun: Auch sie nicht allein mit tauglichen vnd geschickten Pfarr- vnd Schul dienern nach notturfft versehen vnd vnderhalten/ sondern ihnen hiemit/ das sie jederzeit zween oder drey/ vermög Ihrer Churfürstl. Gn. ordnung qualificirte knaben/ auß ihrer Burgerschafft erwehlen vnd darstellen mögen/ bewilligen/ welche Ihre Churfürstliche Gn. vff dero kosten zum studiren so lang zu Heydelberg beneben andern alumnis vnderhalten wollen/ biß sie zu dem ministerio oder schuldienst tauglich sein. Im fall aber sie darnach dieselben auch in frembde Landt schicken vnd ferner etwas in sprachen oder sonsten erfahren lassen wolten/ soll ihnen solches auch zu thun bevor stehen vnd vnverwehrt sein.

Sonsten ist mehr bemeldter ort MANHEIM/ wegen der allda zusammen fliessenden vornehmen Schiffreichen wassern deß Rheinß vnd Neckhers/ wie obgemeldt/ sehr wol gelegen/ Vnd hat man von dannen biß zur Churfürstlichen Hauptstadt Heydelberg den Neckher hinuff zwo kleine Meil/ Franckenthal ein Meil/ Den Rhein hinab biß gen Wormbs drey Meil/
Biß gen Oppenheim sieben Meil/ Biß gen Meintz zehen Meil/ Biß gen Franckfurt ein gute tagreiß.
Den Rhein hinuf aber/ Biß gen Speyr drey Meil/ vnd Biß gen Straßburg viertzehen Meil/ Also das man mit Wein/ Getraid/ Wollen vnd dergleichen handthierungen zu treiben/ sehr gute gelegenheit hatt. So ist an Bawholtz vnd Steinen/ wie obgemeldt/ auch andern materialien so zum bawen von nötten/ kein mangel/ Vnd kan solches alles gantz füglich/ vnd leichtlich herbey geschafft/ vnd einem jeden zu wasser gleichsam vor die thür geführt werden/ Wie dann auch die Franckfurter vnd Augspurger Landtstrassen nicht vber ein Meilwegs davon gelegen ist.

Vff den fall sich dann die anzahl der Burger vnd Inwohner diß orts mehren vnd zunehmen würd/ wollen Ihre Churfürstliche Gnaden/ was hierinnen nicht gesetzt/ vnd noch weitter zu tractiren sein möchte/ sich gegen denselbigen auch in genaden erweisen. Signatum Heydelberg vnder Ihrer Churfürstlichen Gnaden Secret/ den 24 tag Januarii. 1607.

Gedruckt zu Heidelberg/ Im Jahr 1607.

Mannheim im 30jährigen Krieg.

Der Singbastel.

Am diesseitigen Ufer des Neckars, außerhalb der Stadt und Festung Mannheim stand, von einem kleinen, freundlichen Gärtchen umgeben, eine alte Hütte. Sie hatte den Fluten des Hochwassers jahrelang getrotzt; denn sie war nicht schlecht gebaut und stand auf einer kleinen Anhöhe.

In der Hütte wohnte der alte Fischer Hamm mit seinem Weibe und seinem zwanzig Jahre alten Sohne Bastian. Der war ein gesunder, kräftiger Bursche und ein kreuzbraver Kerl und stand seinem alten Vater im Geschäfte treu zur Seite. Die Fischer nannten ihn nur den Singbastel, weil er den lieben langen Tag, wo er ging und stand, immer lustig sang und johlte und stets den Kopf voll hatte von lauter tollen Einfällen. Er hatte auch allen Grund dazu, fröhlich und glücklich zu sein; denn er war ein Bräutigam, der im Begriffe stand, sich zu Ostern einen eigenen Hausstand zu gründen.

Seine Braut hieß Liese und war ein fleißiges und braves Mädchen, das sich vor keiner Arbeit scheute und dem Hauswesen wohl vorzustehen verstand. Sie war arm. Ihre Eltern waren frühe gestorben, und sie mußte deshalb schon seit Jahren bei fremden Leuten in den Dienst gehen. Was sie an Vermögen mit in die Ehe bringen konnte, bestand in nichts anderem als in einem Paar fleißiger Hände und in einem Herzen voll frischen, fröhlichen Muts. Ihr Bräutigam, der Bastel, war übrigens auch keiner von denen, die es „dick sitzen" hatten. Seine ganze Barschaft bestand in einigen Gulden, die er sich in rastlosem Fleiße

erſpart hatte. Deſſenungeachtet hing ihm wie ſeiner armen Lieſe der Himmel voller Baßgeigen, und er hätte mit keinem Kurfürſt getauſcht; ſo glücklich war er. Nur einen einzigen Wunſch hegte er in ſeinem Herzen, nämlich den, daß doch recht bald Oſtern käme, und er ſeine Verlobte zum Altare führen könnte. – – –

Es war ein kalter Winterabend. Die Fiſcherin lag krank darnieder. Der alte Hamm ſaß beſorgt vor ihrem Bett und plauderte mit ihr vom künftigen Hausſtand ihres Sohnes. Letzterer war ſchon um die Mittagszeit zum Fiſchen ausgegangen und ließ heute ungewöhnlich lange auf ſich warten. Die kranke Mutter war darob in großer Beſorgnis. Schon wollte ſie den Vater bitten, nach ihm zu ſehen, als ein von ferne ertönendes, fröhliches Gejohl ſeine Ankunft verriet.

„Er kommt," rief die Mutter voller Freude und richtete ſich in ihrem Bette langſam auf. „Wo bleibſt du nur ſo lange, Baſtel?" fragte ſie ihn, als er in fröhlicher Stimmung die Kammer betrat. „Hört nur, welch' Glück mir heut' begegnet iſt," hub er an, „in der Stadt iſt ein Leben, ſo was hab' ich mein Lebtag noch nicht geſehen. Um die Friedrichsburg herum und dann am Sand (Planken) hin ſteht alles voller Buden und Stände. Zwei Kegelbahnen ſind nebeneinander, und Zelte zum Tanzen ſind aufgeſchlagen. S'iſt ein wahrer Staat. Das wird morgen eine Luſt ſein wie im Paradies."

Bei dieſen Worten ſtieß er einen kräftigen Jauchzer aus und ſtampfte vergnügt mit dem Fuße auf. Schon wollte der alte Hamm ihn wegen ſeiner Ausgelaſſenheit zurecht weiſen, als der Baſtel von neuem zu erzählen begann.

„Nun aber kommt das Schönſte," ſagte er, „denkt Euch, alle meine Fiſche habe ich an den Durlacher-Hofwirt verkauft und hab' ſie ihm ſelbſt ins Haus bringen müſſen. So viel Geld ſollten wir alle Tage löſen, da wären wir gemachte Leute, da ſeht einmal her, Vater!"

Mit dieſen Worten ſchüttete der Baſtel ſeine Taſchen voll blanker Münze auf den Tiſch aus und lachte dazu wie einer, der das große Los gewonnen hat. Schmunzelnd ſtrich der alte Hamm die Geld-

stücke ein und überreichte sie der Mutter, die sie auf der großen Bettdecke behaglich nachzählte. „Eine größere Freude hättest du mir wirklich nicht machen können als diese," sagte die beglückte Mutter, „hast du nun aber auch etwas Ordentliches gegessen, Bastel?" „O, Mutter, mehr wie genug," erwiderte lachend der Gefragte, „als ich die Fische dem Wirt hinbrachte, sagte dieser zu mir: Da, Bastel, setz' dich her und iß und trink, so lang dir's schmeckt! Das hab ich mir nicht zweimal sagen lassen. Ich hatte Hunger wie ein Drescher und hab' mein Möglichstes getan. Da saß auch der Jäger des Grafen am Tische gerade mir gegenüber. Seinen Namen hab' ich ganz vergessen. Der ist ein Tyroler, ein kreuzfideler Kerl. Wir paßten gut zusammen. Gleich wurde gesungen und angestoßen und getrunken. Da konnt' ich nicht so leicht fortkommen. Um uns herum saßen die Gäste in dicht gedrängter Reihe. Die hatten ihren Spaß an uns und unserm Gesang und schenkten uns immer die Gläser voll. Ich wäre sonst längst zu Haus gewesen. Jetzt weiß ich auch, was die morgige Jubelmesse deutet. Mir hats einer erzählt, der es weiß. Der Kurfürst, sagte er mir, hätte vor dreizehn Jahren die Gerechtsame der Stadt verliehen und zum Andenken an diesen Freudentag werde alle Jahr um die Zeit des Christmonds ein Jubelfest abgehalten."

„Ja, so verhält es sich wirklich!" bemerkte der alte Hamm, „aber mein lieber Junge, ich meine, du hättest mir heute etwas zu tief ins Glas geguckt. Ich denke, du tust am besten, wenn du dich jetzt ins Bett legst und einmal gehörig ausschläfst."

„Ja, aber der Tyroler," begann Bastian wieder mit Lachen, „der kann's, sag ich dir. Der trinkt den Wein hinunter, wie wenn es Neckarwasser wäre, und der Wirt hat gesagt, ich solle nur zutrinken, es koste nichts und sollte morgen in sein Zelt kommen, da könnt' ich tanzen, so lang ich wollte; die Musikanten wären frei. Gell, Vater, da darf ich mit meiner Liese hin?" —

Der Alte schüttelte bedenklich sein graues Haupt und zuckte mit den Achseln. „Und doch tanze ich" — fuhr Bastian etwas geärgert fort, „und da tanzen wir — und —" Der Vater wurde jetzt etwas verdrießlich und sagte: „Ja, ja, geh jetzt nur in

deine Kammer und leg' dich schlafen, s'ist jetzt höchste Zeit." Bastel gehorchte. — — — —

„Froh bin ich" — sprach der Vater, als er nun wieder mit seinem Weibe allein war, „wenn der Junge nur einmal unter der Haube ist; ich fürchte sonst, er wird mir liederlich." „O geh," versetzte die Mutter, die auf ihren Liebling nichts kommen ließ, „was ist denn da dabei, wenn er auch einmal ein Glas über den Durst trinkt. Er ist das Trinken nicht gewohnt, gleich steigts ihm in den Kopf, du weißt doch, wie ordentlich er sonst ist." Der alte Hamm gab sich zufrieden und redete kein Wort mehr davon; weil er wußte, daß in solchen Fällen die Mutter tausenderlei Entschuldigungen für ihren „Einzigen" vorzubringen wußte.

Auf der Jubelmesse.

An dem Tage holte der Bastel seine Verlobte zum Tanze ab. Die Mutter drückte ihm vor dem Weggange noch ganz verstohlen ein Geldstück in die Hand und sagte dabei: „Daß du mir aber zur rechten Zeit heimkommst, ich möchte sonst in großen Ängsten sein." Bastel versprach ihr alles, was sie wollte, und steckte all das Geld in seine Tasche, das er sich bis jetzt erspart hatte. Als das die neben ihm stehende Liese sah, sagte sie vorsorglich, aber schüchtern: „Bastian, laß lieber von dem Gelde da, du könntest es verlieren, oder es könnte dir zuletzt genommen werden." „Pah!" erwiderte der Bastel, „wenn man's auch nicht ausgibt, so steht's einem Bräutigam doch wohl an, wenn ihm beim Tanz die blanken Taler in der Tasche klingen." Mit diesen Worten faßte er die Liese bei der Hand und schritt mit ihr schnurstracks dem Innern der Stadt zu.

Jubelnder Frohsinn erfüllte die belebten Straßen Mannheims. Unter freiem Himmel wurde gesotten und gebraten, getrunken und geschmaust. Reihenweise saßen die lustigen Zecher

vor ihren gefüllten Bechern. Fröhliche Lieder ſchallten durch das Getümmel des Volks, dazwiſchen tönten von nah und fern die Pfeifen und Geigen der Muſikanten, die allerlei ſchöne Tanzweiſen aufſpielten. Baſtian und Lieſe unterhielten ſich aufs beſte. Minuten ſchienen erſt vorübergeflogen, da war ſchon der Abend da und die Stunde gekommen, die Lieſe nach Hauſe rief. Mit ſchwerem Herzen verließ ſie das ſchöne Zelt, in dem ſie ein paar fröhliche Stunden verlebt hatte. Sie wollte aber dem

Mit ſchwerem Herzen verließ ſie das ſchöne Zelt, in dem ſie ein paar fröhliche Stunden verlebt hatte.

Gebot ihrer Dienſtherrſchaft nicht ungehorſam ſein und trat deshalb, trotz aller Einrede, noch eine kleine Weile hier zu bleiben, rechtzeitig den Heimweg an. Baſtian begleitete ſie bis an ihre Wohnung. Auf der Türſchwelle verſprach er ihr feierlichſt, ſich gleichfalls unverzüglich nach Hauſe zu begeben.

In der Tat war dies auch Baſtians feſter Wille und Vorſatz. Der Rückweg nach ſeines Vaters Hütte aber führte ihn leider am Sand vorüber. Verlockend drangen die heiteren Weiſen der Tanzmuſik zu ihm herüber, der rauſchende Jubel, der fröhliche

Sang der zechenden Gesellen; das bunte Bild der sich tummelnden Jugend nahm seine Sinne ganz gefangen. Ein neues Vergnügen wäre es für ihn gewesen, das Fest als Zuschauer zu überblicken; doch er dachte an das, was er versprochen hatte, und ging schnellen Schrittes weiter, nach dem verlockenden Schauplatz zeitweise einen Blick hinübersendend.

In den Händen der Werber.

„Ho, ho — bravo, bravo! — Ha, ha, ha", tönte es miteinem Male von einem großen Tische herüber, auf dem eine Anzahl Lichter brannten. Bastian wandte den Kopf um. Das wiederholte Gejubel und Beifallklatschen hatte seine Neugier erregt. Er trat näher. Der Tyroler, mit dem er gestern im Durlacher Hof gesungen und gezecht hatte, saß von Soldaten und Bürgern umdrängt, vor einem gefüllten Weinkrug und würfelte mit einem Juden um Geld. Es ging ungemein lebhaft zu. Der Tyroler gewann fast immer; er hatte seine Taschen schon ganz voll. Das ermunterte die umstehenden Kriegsknechte. Sie wetteten nebenbei teils auf den Juden, teils auf den Tyroler. Indessen war Bastian dem Tische näher gekommen. Als der Tyroler ihn erkannte, rief er ihm freudig zu: „Grüß Gott, Bruderherz", und streckte ihm die Hand zum Gruße hin. „Schon brav gewonnen," fragte der Bastel, indem er dem Tyroler vertraulich auf die Schulter klopfte. „Gewiß, schau her!" erwiderte dieser und schüttelte seine gefüllte Tasche, daß die Taler klirrten. „Komm her, versuch' dein Glück doch einmal! Da, dieser Wurf soll für dich gelten!" fuhr er fort. „Gilts?" fragte der Jude, zu dem Bastel gewendet. „Meinetwegen," erwiderte dieser, selbst nicht wissend, was ihm geschah.

Die Würfel fielen. Bastian hatte gewonnen. Der Jude zahlte mit verbissenem Grimme und warf von neuem. Zum zweiten Male gewann des Fischers Bastel. Jetzt stieg sein Mut; er spielte

weiter. Der Tyroler war verschwunden. Noch einige Male war das Glück auf seiner Seite. Da, plötzlich wendete sich das Blatt.

Das Spiel schwankte herüber und hinüber. Auf einmal verlor Bastian mehrere Male hintereinander und büßte nicht bloß sein bereits gewonnenes, sondern auch den größten Teil des mitgebrachten Geldes ein. Da zitterte seine Hand, er wollte den Würfelbecher niederlegen; allein ein alter, bärtiger Wachtmeister vom Regimente des Obristen Waldmannshausen stand hinter ihm und brummte ihm in die Ohren: „Nicht nachgelassen! Das Glück dreht sich wieder; doppelt gesetzt!" Bastian wagte, verlor und stand wie vernichtet da.

„Da hast du Geld," raunte der Wachtmeister ihm von neuem zu und schob ihm einen Beutel voll blanker Taler in die zitternden Hände. „Nur immer frisch drauf losgesetzt, das Glück dreht sich doch noch," setzte er hinzu. Bastian war in der größten Verlegenheit. Er wollte wegen des Geldes die Besorgnis äußern, es unter Umständen nicht mehr wieder geben zu können; allein der Wachtmeister ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern rief ihm immerfort zu: „Spiel' nur zu, spiel' zu!"

Bastian griff abermals voll Zagen nach dem verhängnisvollen Becher und warf. Wieder hatte er verloren. Aber noch einmal versuchte er sein Glück, ein letztes Mal. Seine ganze Barschaft, die er mitgenommen hatte, war dahin, und auch der geliehene Beutel war bereits in des Juden Händen.

„Jetzt bist du mir fünfzehn Gulden schuldig," flüsterte der Wachtmeister dem unglücklichen Spieler zu. Dieser blickte eine Weile starr und stumm auf Becher und Würfel, die vor ihm auf dem Tische lagen, stand dann hastig auf und eilte, als ob er von Sinnen wäre, voller Verzweiflung davon. Der Wachtmeister folgte dem aus dem Gedränge Wankenden sofort auf dem Fuße und führte ihn in ein abgelegenes Zelt, in dem sie allein waren. Hier ließ er Wein kommen und redete dem betäubten, unglücklichen Bastian so lange zu, bis er mehrere Gläser rasch nacheinander hinuntergestürzt hatte. Sein ohnehin aufgeregtes Blut geriet durch das Feuer des Weins in noch heftigere Wallung. Er

bekam wieder Mut und wurde geſprächiger und heiterer als zuvor. Da betraten eine Anzahl pfälziſcher Fußſoldaten das Zelt und ſetzten ſich zu ihm an den Tiſch. Als ſie den Wachtmeiſter neben ihm ſitzen ſahen, wußten ſie ſchon, was da im Werke war. Sie ſprachen nun auch in einem fort ihm zu und ermunterten ihn zum Trinken.

Dieſer blickte eine Weile ſtarr und ſtumm auf Becher und Würfel, die vor ihm lagen, ſtand dann haſtig auf und eilte, als ob er von Sinnen wäre, davon.

So wurde von neuem geſpielt, geſungen und gezecht. Baſtian wurde von Stunde zu Stunde vertrauter mit den Soldaten. Sie nannten ſich uur noch Kameraden und Freunde und tranken zuletzt innige Bruderſchaft. Baſtian hatte längſt ſein klares Bewußtſein verloren. Auf ihr Zureden nahm er Handgeld und verſprach ſchließlich, bei ihnen zu bleiben.

Nun erſt recht ging der Becher, gefüllt bis zum Rand, im Kreiſe der fröhlichen Zecher herum. Der Singbaſtel war ein geſunder, kräftiger Burſche und konnte ſchon etwas vertragen; aber heute hatte er doch des Guten zuviel getan. Der Wein

war ihm in den Kopf gestiegen und hatte auch bereits schon seine übrigen Gliedmaßen müde und matt gemacht. Er wußte nichts mehr von sich und fiel schließlich in einen tiefen Schlaf.

Als er am Morgen spät erwachte, lag er auf einem Wagen, mit einem alten Soldatenmantel bedeckt. Vor ihm saßen ein Offizier und zwei Soldaten. Hinter dem Wagen kam ein Trupp Angeworbener in den verschiedensten Trachten. Den Zug beschloß eine Anzahl Bewaffneter. So gings langsam auf der Heerstraße dahin, dem schwäbischen Kreise zu.

Bastian war in stummer Verzweiflung. Er biß sich in die Lippen, um seinen Schmerz nicht laut werden zu lassen. Wo er auch hinschauen mochte, nirgends bot sich ihm eine Aussicht auf Hilfe, auf Rettung. Wie ein Gefangener kam er sich vor. Heiße Tränen strömten über seine blassen Wangen, wenn er an seine Braut Liese, an seine gute Mutter und an seinen alten Vater dachte, der nun allein stand.

Der Zug wälzte sich ohne Aufenthalt langsam immer weiter fort. Bald mußte auch Bastian den Wagen verlassen, um sich den übrigen angeworbenen Gefährten hinten anzuschließen. Suchend und fragend ging er unter ihnen umher, ob er nicht einen treffe aus der Heimatstadt. Es war niemand zu finden. Er war fremd unter Fremden, die Beute der Werber geworden.

Gebrochene Herzen.

Bastians Mutter hatte jene unglückliche Nacht qualvoll durchwacht. Auch der alte Hamm hatte kein Auge geschlossen. Nur Liese, die von dem Ausbleiben ihres Bräutigams keine Kenntnis hatte, ahnte nichts Schlimmes. Fröhlich hatte sie sich an jenem Abend nach dem Feste zu Bett gelegt und im Traume noch einmal alle die Herrlichkeiten des Festes durchlebt. Beim

Erwachen war nun der Wunsch, ihren Verlobten heute recht bald wiederzusehen, ihr erster Gedanke. Damit trat sie munter ihr Tagwerk an. Statt Bastian, den sie sehnlichst erwartete, kam aber dessen Vater mit sorgenvoller Miene und fragte nach seinem Sohne. Liese konnte ihm keine andere Auskunft geben als die, daß er sie gestern abend heimbegleitet und ihr versprochen habe, sich ebenfalls sofort nachhause zu begeben. Als Liese von dem Ausbleiben ihres Bräutigams hörte, wurde sie tief traurig, und eine Träne nach der andern stahl sich leise aus ihren Augen. Auch des Vaters Unruhe wuchs, als Liese ihm über den Verbleib Bastians bestimmte Mitteilung nicht machen konnte. In seiner Angst ging er von Straße zu Straße und forschte bei allen Bekannten nach seinem Sohne; doch vergeblich. Auch Liese gab sich alle erdenkliche Mühe, über den Aufenthalt ihres Verlobten Näheres zu erfahren. Alle Nachforschungen waren erfolglos. Erst nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, Bastian sei, vom Wein betört, von Soldaten verleitet, der Werbetrommel gefolgt und bereits mit einem Trupp Angeworbener über die schwäbische Grenze transportiert worden.

Diese Nachricht war für Bastians Mutter, die daheim immer noch krank darniederlag, ein Schlag, dem ihr alter, schwacher Körper nicht standzuhalten vermochte. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer mit ihr. Der Kummer um den Verlust ihres einzigen Sohnes nagte an ihrem kranken Herzen; sie siechte trotz aller treuen Pflege langsam dahin. Noch vor Ostern ward sie zu Grabe getragen.

Nun stand der alte Hamm ganz allein, verlassen von aller Welt da und wünschte sich nichts Sehnlicheres, als gleichfalls bald zu sterben. Da kam Liese in der Tiefe ihres eigenen Schmerzes zu ihm und versuchte ihn zu trösten. Sie bot sich an, ihm bei seiner Arbeit zu helfen und ihm nach Kräften die verlorene Stütze zu ersetzen. Der Alte war über die treue Liebe und Anhänglichkeit seiner Schwiegertochter tief gerührt und nahm unter Tränen des Dankes die dargebotene Hilfe gerne an.

Liese's fleißige Hände brachten bald bessere Ordnung in die alte Hütte und in den kleinen Haushalt. Sie pflegte den alten Hamm mit kindlicher Liebe, als ob es ihr eigener Vater wäre, verkaufte die Fische, die er fing, spann nebenher zierliches Garn und flocht daraus Netze, die sie zum Verkauf auf den Markt trug. Auch im Garten war sie von morgens früh bis abends spät fleißig an der Arbeit. Den Sommer über prangten im Gärtchen die herrlichsten Rosen, und die Leute sagten, daß Liese die schönsten habe weit und breit. Manch einen harten, blanken Taler legte sie dem alten Hamm auf den Tisch, wenn sie mit ihren Rosen zum Markte gegangen war.

Gottes Segen schien überhaupt auf ihrem Werke zu ruhen. Die Dürftigkeit schwand von Tag zu Tag mehr aus der Fischerhütte und machte einer Wohlhabenheit Platz, die der alte Hamm zuvor nicht gekannt hatte. Obgleich Zufriedenheit und Glück unter dem stillen Dache der braven Liese weilten, den Bastian, ihren Verlobten, konnte sie nimmer vergessen. Seinem Andenken flossen zuweilen, in einsamen Stunden, stille Tränen. Ob er noch lebe oder schon den Tod gefunden; wer konnte das sagen! Nichts wurde laut, als daß er mit den Werbern habe nach Böhmen ziehen müssen.

Um eine Königskrone.

Aus dem Lande Böhmen kamen Nachrichten, die für die Pfälzer nicht gerade erfreulich waren. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag war bereits verloren; Kurfürst Friedrichs V. Heer war nach allen Seiten zerstreut, und er selbst war ein armer Flüchtling geworden. Das Schlimmste stand noch bevor. Man befürchtete allgemein einen Einfall der kaiserlichen Truppen in die pfälzischen Lande. Den Winter über herrschte glücklicherweise noch Ruhe. Mit dem ersten Frühlingshauch grünte Hamms Gärtchen wieder so frisch wie nie. Die Rosen trieben hoffnungsvolle Knospen.

Liese wartete der zarten Erstlinge mit größter Sorgfalt, und dankbar lohnten ihr diese mit dem reichsten Blütenflor.

Doch eines Morgens weckte den alten Hamm verworrenes Getümmel aus der Ferne. Erschrocken stand er auf und trat vor

„Nun ist alles verloren; es ist zu spät, noch in die Stadt zu flüchten."

die Türe seiner Hütte. Die ganze Gegend wimmelte von Soldaten. Die Bayern hatten in jener Nacht unter Tillys Anführung die Festung Mannheim eingeschlossen, und die Landstraße war mit Geschützen und Fouragewagen ganz bedeckt. Da stand der Greis beim Anblick der wilden Kriegsscharen wie vor einem unvermeid-

lichen Abgrund und dachte: „Nun ist alles verloren; es ist zu spät, noch in die Stadt zu flüchten. Das wilde Heer wird auch meine Hütte nicht verschonen und mir alles zerstören — ach, und was wird aus meiner guten Liese werden."

Bei diesen Worten schritt er der Kammer zu, in der Liese schlief, in der Absicht, sie zu wecken und sie auf das Schlimmste vorzubereiten. Ruhig und gefaßt hörte sie die traurige Botschaft an, ergriff dann krampfhaft beide Hände des alten Hamm, indem sie in zuversichtlichem Tone zu ihm sagte: „Vater, wir beide stehen in Gottes Hand. Fürchtet Euch nicht! Das Schlimmste, was uns treffen kann, ist der Tod. Alle unsere Lieben sind uns ja vorangegangen in den Himmel."

Nachdem sie dem tief gebeugten Greis noch weiter Trost zugesprochen hatte, kleidete sie sich sorgfältig an und verrichtete mit dem Vater ein herzliches Gebet. Kaum aber war dies zu Ende, da wurde an der Türe ein lautes Pochen hörbar.

Hamm schritt langsam zur Türe und öffnete zaghaft. Ein Hauptmann trat herein, gefolgt von zwei Soldaten, und fragte nach dem Namen des Fischers. Als er hörte, daß er an Ort und Stelle war, sprach er dem alten Hamm Mut zu und versicherte ihm, daß kein Leid ihm widerfahren werde, sobald er sich ruhig verhalte und keinen Schritt außerhalb der Hütte tue. Denselben Befehl gab er auch dem Mädchen.

Hamm und Liese gewannen Vertrauen zu dem Hauptmann und versprachen alles zu befolgen, was er geboten hatte. Darauf stellte der Offizier zwei Mann als Wache vor die Türe der Hütte und entfernte sich unter freundlichen Abschiedsworten. In der Nähe der Hütte ließ er nun sein Zelt aufschlagen und die zahlreiche Mannschaft um dasselbe sich lagern.

Fortwährend mehrte sich das Kriegsgetümmel. So weit das Auge reichte, sah man nichts als blinkende Waffen und Rüstungen. Wagengerassel, Trompetengeschmetter lärmten durcheinander und in der Ferne rauschte schauerlich die Feldmusik.

Auch in der Stadt ging es lebhaft zu. Die Wachen wurden vermehrt; die Tore verrammelt. Bei den Geschützen standen die

Kanoniere mit brennenden Lunten, zum Abfeuern bereit. Mit allen Glocken wurde geläutet, und die Trommeln und Heerpauken wurden geschlagen, daß es das Ansehen hatte, als sei der Krieg, so in Böhmen bisher geführt, nur ein Versuch auf den künftigen, rechten Ernst, der erst angehen sollte, gewesen.

Hamm, der mit Liese am offenen Fenster stand, konnte von hier aus alles genau übersehen. Die Herzen beider pochten in fieberhafter Erregung, wenn sie daran dachten, wie in wenigen Stunden diese Stadt mit ihren breiten, freundlichen Gassen, ihren schönen zierlichen Häuschen und ihren glücklichen und zufriedenen Einwohnern ein Bild des Elends und des Jammers werden würde. Aber je mehr sich ihre Augen an den betrübenden Anblick gewöhnten, desto ruhiger wurden sie, desto mehr schickten sie sich ins Unabänderliche.

Als dann aber plötzlich der Städteverwüster Tilly, an der Spitze seines Gefolges, an der Hütte vorbeiritt, da fühlte sich Liese von einer solchen Angst befallen, daß sie unter dem lauten Aufschrei „Gott sei uns gnädig", dem ebenfalls bebenden Greis in die Arme sank. —

Es dauerte nun auch nicht mehr lange, da kündete der Donner der Geschütze den Beginn des Kampfes an. Die Trommeln wirbelten zum Sturm, das Geschrei der Krieger ertönte, der erste Angriff auf die Stadt wurde gemacht.

Der alte Hamm, der nach dem Erscheinen des grimmig dreinschauenden Tillys sich angstvoll mit seiner Pflegetochter Liese in den hintersten Winkel seiner Hütte verkrochen hatte, trat nach einigen Stunden wieder an das Fenster und sah dem Gang der Waffen mit bangem Zagen zu.

An der Rheinschanze drüben, auf die der erste Ansturm erfolgte, setzten sich die Pfälzischen zu verzweifelter Gegenwehr. Der alte Hamm, der von seinen tapferen Landsleuten wußte, daß sie wie Löwen fechten und eher sterben als sich ergeben, lebte immer noch guter Hoffnung.

Da auf einmal sah er, wie der Himmel sich gegen Südosten zu rötete, wie der Rauch in dicken, schwarzen Wolken

aufstieg und sich über die Stadt hinwälzte. Das Eichelsheimer Schloß, das bei der Rheinschanze gelegen war, stand in hellen Flammen. Die Pfälzischen waren der Überzahl der Feinde nicht gewachsen. Sie mußten die Rheinschanze denselben überlassen und sich in die Stadt zurückziehen. General de Veer, der Befehlshaber der Mannheimer Besatzung, wollte nicht, daß das Schloß in die Hände der Feinde falle und steckte es deshalb selbst in Brand. Nun warf sich Tilly mit seinem ganzen Heere auf die Stadt und Festung selbst. Schreckliche Zeiten folgten jetzt dieser ersten Niederlage. Jeder Tag brachte neues Entsetzen, größeres Verderben.

Die Nacht war hereingebrochen, als die Flammen in den Trümmern des Eichelsheimer Schlößchens mählich verlöschten. Der alte Hamm konnte kein Auge zumachen. Immer hörte er durch die Stille der Nacht das Knattern der Musketen, den Donner der Geschütze. Die Tilly'schen hatten sich bereits um die Stadt herum in den infolge großer Trockenheit wasserfreien Festungsgräben verschanzt und beschossen die Stadt nun von allen Seiten.

Plötzlich gegen Mitternacht wurde es in der Stube des alten Hamm hell wie am Tage. Ein greller, blutroter Schein fiel durch die kleinen Scheiben auf die weiße Decke seines Bettes. Voller Angst erhob sich der Alte von seinem Lager und öffnete das Fenster. Ein dicker Rauch kam ihm entgegen. Der nächtliche Himmel war rot wie Blut. Die ganze Stadt stand in hellem Brande. Ein von Süden kommender, starker Wind fachte die Flammen so sehr an, daß die Stadt in wenigen Minuten einem Feuermeere glich und nach einigen Stunden ein Trümmer- und Aschenhaufen war.

Schauerliche Jammerrufe und Wehklagen der sich nach dem Innern der Friedrichsburg Flüchtenden drangen durch den Rauch und den Nebel zur Fischerhütte herüber. Stumm und regungslos stand Hamm vor seinem Fenster. Sein Herz klopfte rascher in tiefer Erregung, und Tränen rollten dem greisen Fischer in seinen langen, weißen Bart, als die letzten Trümmer der stolzen Vaterstadt in sich zusammenstürzten. Der Schmerz

übermannte ihn; er konnte den traurigen Anblick nicht weiter ertragen. Eben wollte er das Fenster schließen, als gerade ein Soldat des pfälzischen Fußregiments außer Atem auf die Wache vor seinem Hause zustürzte.

„Wohnt hier der Fischer Hamm, ich möchte zu ihm, bin ein naher Verwandter zu der Frau des Fischers und möchte sehen, wie's den Leuten geht." Die beiden bärtigen Soldaten, die des Wachens endlich müde waren, nickten mit dem Kopfe und ließen ihren Kameraden ohne Widerrede ein.

„Bist du's Bernhard," sagte der alte Hamm hocherfreut, als der junge Krieger auf der Fußschwelle erschien. „Grüß Euch Gott, Gevatter," erwiderte der Soldat, indem er dem Alten kräftig die beiden Hände schüttelte, „wollt' einmal nach Euch sehen, nachdem ich seit der guten Mutter Tod nicht mehr bei Euch gewesen bin. Wie geht's Euch denn, Gevatter?"

„Wie's geht," wiederholte traurig und niedergeschlagen der alte Hamm, „du weißt ja, Bernhard, seit der Bastel der Werbetrommel gefolgt, die gute Mutter tot ist, ist auch das Glück aus meiner Hütte fort. Wenn die Liese mich nicht allzeit treu gepflegt, und mir ein fremder Hauptmann nicht diese Wache vor die Türe gestellt hätte, ich hätt' fürwahr die Schreckenszeit nicht überlebt."

„Hast du vom Bastel nichts gehört," fragte voll Erwartung Liese, die eben ins Zimmer trat. „Nichts weiter, als daß er mit den Werbern ins Böhmische gezogen sei," war die rasche Antwort. Liese schlug traurig die Augen nieder und ging hinaus, ganz leise seufzend: „So ist er tot, die letzte Hoffnung ist mir nun geschwunden."

Der alte Hamm hatte inzwischen dem jungen Krieger Helm und Säbel abgenommen und ihn zum Sitzen eingeladen, während Liese in die Küche ging und dem Vetter ihres Bräutigams in aller Stille ein warmes Frühstück zurechtmachte.

„Nun, Bernhard, setz dich zu uns und erzähle uns, wie's nun um unsere teure Pfalz bestellt ist," sagte der alte Hamm, indem er näher an den großen, runden Tisch rückte.

„Ihr wißt doch, Vetter Hamm, die Stadt ist übergeben," begann Bernhard, „die Kaiserlichen Truppen setzten, jetzt ist's gerade eine Woche her, vom Hermsenhoff (Hemshof) kommend, nachts mit Schiffen über die Mühlau und drangen, indem sie die paar Männlein, vierzig an der Zahl, in die Stadt zurückjagten, gegen den Friedhof vor. Hier verschanzten sie sich, gruben die Toten aus der Erde aus und stellten sie der Reihe nach auf den Laufgräben auf, wahrscheinlich um uns zu täuschen. Von drei Orten aus begannen sie dann ein mörderisches Kanonenfeuer auf die Stadt. Als General de Veer merkte, daß er die Vorwerke nicht mehr länger halten konnte, zog er sich mit der ganzen Besatzung und Bevölkerung ins Innere der Friedrichsburg zurück und übergab die äußere Stadt den Flammen, damit diese dem Feinde keine Deckung gewähre. Nun solltet ihr das Elend gesehen haben, das in der Citadelle geherrscht hat. S'war zum Steinerweichen. Kein Stücklein Brot war da mehr aufzutreiben. Auch an Platz fehlte es. Die meisten mußten dicht gedrängt im Freien übernachten und waren dem Kanonenfeuer ausgesetzt, das die in den Trümmern und Baugruben sitzenden Feinde immer noch mit größter Heftigkeit gegen die Citadelle richteten. Die Munition war auch ausgegangen, und die Soldaten waren durch die Entbehrungen und Strapazen mut- und zuchtlos geworden. Das alles veranlaßte schließlich den General de Veer nach heldenmütigem Widerstande, die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen zu übergeben. Jetzt ist die unglückliche Festung nach mörderischen Kampfe in die Hände der Bayern gefallen, und Tilly's Augenweide, der rote Hahn, schwingt seine Flügel über die zerstörten Dächer Mannheims."

Der alte Hamm war mit sichtlicher Teilnahme der Erzählung des jungen Kriegers gefolgt und starrte, als dieser geendet hatte, wie in Gedanken versunken, auf das lange, breite Schwert hin, das auf dem Stuhle lag und im Strahle der Morgensonne in hellem Glanze erblinkte.

„Warum mußte denn unsere schöne, gesegnete Pfalz solch' schweres Unglück treffen," seufzte er, „hätte sich doch unser guter

Fürſt nicht blenden laſſen vom Glanze einer trügeriſchen Königskrone. Aber ſo geht's halt immer, wenn man zu hoch hinaus will. Hochmut kommt vor dem Fall, ſagt der Volksmund, und hier iſt's wahr geworden.

Die Ehe mit der engliſchen Prinzeſſin hat ihm und unſerm Lande keineswegs viel Glück gebracht. Ein Geiſt der Eitelkeit und der Verſchwendung zog ins Land mit ein. Ich hab' es ſeiner Zeit genau geleſen, daß die Vermählungsfeier an dem Hof in England nicht weniger als zwei Millionen koſtete. So üppig und ſo glanzvoll mußte ſelbſtverſtändlich denn auch der Einzug in die Pfalz begangen werden. Ich hab's mit eigenen Augen angeſehen, wie Feſt auf Feſt gefeiert wurde. Sag' mir doch nur einmal, wie denkt das Kriegsvolk, das doch Blut und Leben opferte, über dieſe ſchrecklichen Ereigniſſe!"

„Die haben wenig Zeit zum Überlegen," erwiderte Bernhard, „die ſind des wilden, rohen Treibens endlich müde. Doch allgemein behauptet man, daß ſie, die Kurfürſtin es geweſen ſei, die ihn bewogen habe, die unglückſelige Krone anzunehmen. Sie wollte lieber unter einer Königskrone hungern, als unter einem Kurhut ſchwelgen. Sie ſoll, ſo ſagt man, um ihren Gatten zu dem verhängnisvollen Schritt zu bringen, in vorwurfsvollem Ton zu ihm geſprochen haben: Um eine Königskrone kann er werben, um eine Königskrone kämpfen kann er nicht. Das iſt fürwahr genug. Nun hat die Stolze, was ſie wollte. Jetzt kann ſie hungern. Die ſchöne Pfalz gleicht einem Trümmerhaufen; die Felder ſind zerſtampft; die Städte und die Dörfer ſind zerfallen. Hungrige Wölfe zieh'n in Scharen durch die öde Gegend, und unſer armer Friedrich, der Winterkönig, irrt als länderloſer Flüchtling in der weiten Welt umher." — — —

„Ja, ja, um eine Königskrone", fügte der alte Hamm hinzu, „um eine Königskrone dieſes Elend, dieſen Jammer. Die böhmiſche Königskrone iſt der armen Pfalz zur Dornenkrone worden."

Traurig trat Hamm ans Fenſter und ſchaute noch einmal wehmutsvoll hinüber nach den rauchenden Trümmern der Stadt, als draußen vor der Hütte es mit einem Male lebendig wurde.

Friderieus D.G. Bohemiae Rex Comes Palatinus Rheni S. Romani Imperii Princeps Elector Dux Bavariae &c
Marchio Moraviae &c Dux Silesiae et Lucemburgi Marchio Lusatiae &c. ex alto Matrimonio Illustrissimi Principis
Jacobi Magnae Britanniae Regis Filiae natu secundae Elisabethae Principis Palatinae &c. Electricis
Mucrevelio nunc primo ad proprium depictum et reformatum ad Gustavi Adolphi Regis Sueciae formam exprimendum
curavit consecravitque Fidelis Pictor ac studiosus Cornelius Visscher DD Civium Germanicae Sueciae Fidei Mandatarius Anno MDCXXXII.

(S. 33) **Kurfürſt Friedrich V., der Winterkönig (1610—1632)**

Eben brachten Soldaten einen Verwundeten in das Zelt, das in der Nähe der Hütte aufgeschlagen war. Nachdem sich der junge Krieger herzlich von seinen Verwandten verabschiedet hatte, ging der alte Hamm, begleitet von der Liese, hinüber ins Lager, um zu schauen, was geschehen war.

Im Rosengarten.

Der Hauptmann, der dem alten Hamm Schutz gewährt hatte, lag tötlich getroffen und noch ganz bekleidet auf einem Schragen. Eine Kugel hatte ihm das rechte Bein vollständig zerschmettert. Der Verwundete seufzte und stöhnte. Um ihn herum standen einige Freunde und die Krieger, die ihn ins Zelt gebracht hatten. Auf allen Gesichtern lag tiefe Trauer um den geliebten Hauptmann. Unten am Bett saß der Diener des letzteren und barg das verweinte Antlitz in die faltige Decke.

„Tretet näher, gute Leute!" — sprach der Hauptmann mit matter Stimme, „der Unfall, der mich heute betroffen hat, bringt mir die alte Lehre in Erinnerung, daß man nichts zu lang aufschieben solle; denn ungewiß ist uns die nächste Stunde. Hört, was ich euch erzählen will.

„Die nächste Woche wirds grad' zwei Jahre, daß wir bei Prag den weißen Berg erstürmten, auf dem sich die Böhmen mit den Pfälzern gelagert hatten. Die Schlacht war kurz, doch sank ich im Gedränge, von einem Kolbenschlag aufs Haupt getroffen. Dicht mir zur Seite fiel ein Pfälzer, von meiner Hand verwundet. Wir wurden beide, als die Schlacht gewonnen war, ins Hospital getragen und kamen durch ein Spiel des Zufalls nebeneinander zu liegen. Der Pfälzer genaß in wenigen Wochen, auch meine Wunde war bald geheilt; aber nun überfielen mich plötzlich die fürchterlichsten Kopfschmerzen. Mein Zustand glich dem eines Wahnsinnigen. In einem Anfall solcher Raserei sprang

ich ans Fenſter, mich hinauszuſtürzen. Schon hatte ich mich auf das Geſims geſchwungen und war des Todes ſicher, da ſchlich der brave Pfälzer ſich ganz leis herbei und packte mich feſt und riß mich weg. Ich war gerettet. Von dieſem Augenblick an hielt er beſtändig treue Wacht an meinem Lager und pflegte mich wie der wackerſte Kamerad. Bald war ich geneſen, und weil ich ihm das Leben danke, behielt ich ihn als treuen Gefährten bei mir. Er diente mir mit ſeltener Treue, begleitete mich auf dieſem Zug hierher, und als wir nun erfuhren, daß ſeine Braut

„Jetzt aber darf ich nicht mehr länger ſäumen. Komm, Mädchen, komm!“

noch lebe und ſein Vater, da wünſchte ich das freudige Wiederſehen als Zeuge mitzugenießen. Damit mir dieſe Wonne ganz ungeſtört zuteil werde, wollte ich warten, bis es mit der Stadt ins reine gekommen ſein würde. Jetzt aber darf ich nicht mehr länger ſäumen. Komm, Mädchen, komm!“

Bei dieſen Worten ergriff er Lieſes Hand, ſein am Bette knieender Diener richtete ſich auf. „Baſtian!“ ſchrie Lieſe, „Baſtian

bist du es!" Die Verlobten drückten sich herzinnig die Hände, und der alte Hamm weinte Tränen der Freude.

Bastian und Liese wichen nun nicht mehr vom Krankenlager des edlen Hauptmanns. Ihrer treuen Pflege gelang leider die erwünschte Rettung nicht. Der Brand kam an die Wunde und der großherzige Mann starb wenige Tage darauf, nachdem er die jungen Brautleute Bastian und Liese zum alleinigen Erben seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt hatte.

Hinter der Hütte in dem Gärtchen, in einem üppig wuchernden Rosenbeete ward er begraben und zwar mit allen Feierlichkeiten, womit man tapfere Krieger zu ehren pflegt. Das ganze Regiment betrauerte den Verlust eines milden Führers und väterlichen Freundes.

Die heißesten Tränen vergossen freilich Bastian und Liese um ihren edlen Beschützer. Sie unterhielten die Rosen auf seinem Grabeshügel in sorgsamster Pflege und bewahrten ihrem großen Wohltäter ein gutes Andenken durch die langen Jahre ihres glücklichen und gesegneten Ehestandes.[12]

Noch heute heißt jene Stelle, wo man den braven Krieger unter Rosen zur letzten Ruhe bettete, der Rosengarten. Und wer in stillen Abendstunden auf den einsamen Pfaden der mit wilden Reben dicht bewachsenen Laubgängen lustwandelt zur Rosenzeit, den umspielen liebliche Düfte, und er vernimmt in dem leisen, geheimnisvollen Rauschen der Blätter aus fernverklungener Zeit — — ein Lied der Liebe.

Die Peſt in Mannheim.

Traurige Heimkehr.

Daniel Reitz, das lange, hagere Schneiderlein in der Kirchgaſſe drunten war ein Mann, wie man ihn ſelten findet. Sein Geſchäft verſtand er wie keiner in der ganzen Stadt, und dabei entfaltete er noch im reiferen Alter eine Rührigkeit und einen Eifer, um den ihn jedermann beneidete.

Er war aber auch ein Mann mit reichen Kenntniſſen. Die hatte er ſich zum größten Teil nicht auf der Schulbank erworben; denn er war da nie bei den Vorderſten geſeſſen; aber er war ſchon frühe unter fremde Leute gekommen und hatte ein ſchön' Stück Welt geſehen.

Darauf war er nicht wenig ſtolz. Wenn er erzählte von ſeinen Fahrten ins welſche Land, da ging ihm das Herz auf, und er redete dann wie einer, der ſein Glück in der Welt ſuchte und fand. Nichts war ihm verhaßter als die Stubenhocker, wie

er sie nannte, die jahraus, jahrein hinter dem Ofen sitzen und Trübsal blasen. „Auf der Landstraße muß einer gewesen sein," sagte er immer „wenn er ein rechter Mann werden will."

Kein Wunder, daß sein einziger Sohn, der Jörg das Bündel schnallte und den Wanderstab in die Hand nahm, als die Lehrzeit im Geschäfte seines Vaters zu Ende war. Es steckte eben Wanderblut in ihm.

Die Mutter war freilich damit nicht einverstanden. „Wir sind nun doch schon alt," sagte sie, „man weiß nicht was alles noch werden mag, s'wär besser, er bliebe zuhause." Vater Reitz wollte davon nichts wissen, im Gegenteil, er redete seinem Jungen nur immer zu. Und so zog dieser denn.

Nach Monaten erhielten sie die erste Nachricht aus Bamberg. Da fand Jörg eine Stelle, die ihm gefiel, und auf der er längere Zeit bleiben konnte. Er hatte viel gesehen und erlebt und sich überall gut durchgebracht.

Ob solcher Botschaft lachte des alten Schneiders Herz, und er freute sich allemal über die Briefe wie ein Kind, das unterm Tannenbaum der Zauberbotschaft der Weihnacht lauscht. Er zeigte die Schreiben allen seinen Bekannten und Freunden und konnte es kaum erwarten, bis weitere Nachricht eintraf.

Seine Freude währte leider nicht lange. Nach einem halben Jahr trat tiefes Stillschweigen ein. Man hörte und sah nichts mehr von Jörg. Die Mutter war darob aufs tiefste betrübt und glaubte ihren Sohn längst verloren; aber der Vater beruhigte sie mit den Worten: „Weißt, Lene, s'ist halt Kriegszeit jetzt; die Lothringer schwärmen mit ihren Heeren um die Stadt herum, da ist's kein Wunder, wenn der Verkehr stockt und die Briefe ausbleiben."

Die Frau schenkte dieser Erklärung wenig Glauben, und sie hatte recht; denn ein ganzes Jahr verging; die Lothringer waren längst auf und davon, und noch sah sie kein Lebenszeichen von Jörg, ihrem Liebling. Er war verschollen.

Da, es war im März des Jahres 1666, als die ersten Lerchen sangen, kam ein fremder Wandersmann von Heidelberg

her um die Dämmerstunde vor das Stadttor und bat um Einlaß. Man verlangte von ihm wie von jedem, der zureiste, den Ausweis und untersuchte ihn auf seine Gesundheit von Kopf bis zu Fuß. Als man nichts Verdächtiges an ihm fand, ließ man ihn ein.

Den Weg nahm der Fremde in die Kirchgasse. Hatte schon die gründliche Untersuchung am Tore sein Erstaunen aufs höchste erregt, so war er noch mehr verwundert über die unheimliche Stille und Leere, die in den Straßen seiner Heimatstadt Mannheim herrschte. Wohin er auch blickte, keine Menschenseele weit und breit. Dann und wann huschte ein Unbekannter in eilendem Laufe an ihm vorbei, oder ein mit schwarzem Tuche verhängter Wagen rollte an ihm vorüber. Er ahnte nichts Gutes.

So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er dem elterlichen Hause zu. Läden und Türen waren geschlossen. Namenloses Weh überkam ihn. Er lief die düstre Straße auf und ab; niemand zeigte sich. Da endlich kam aus dem Nachbarhause ein großer Mann heraus mit einem kleinen, schwarzen Kasten unter dem Arm und lief gerade dem Jörg in die Hände. Es war der Bader Hans Jakob Zehrer. Den kannte er.

„Nun, Jakob," redete er ihn an, „wie geht's Euch? Was ist denn bei Euch los? Man kennt sich ja in Eurem Mannheim nicht mehr aus."

Der Angeredete schaute den Fremden verwundert an und schwieg eine kleine Weile. Da, als er ihm in seine hellblitzenden, blauen Augen schaute, die so klug und keck unter der hohen Stirne hervor in die Welt hineinblickten, erkannte er ihn wieder und rief sofort, indem er ihm kräftig die Hand schüttelte: „Bist du's Jörg? Triffst deine Heimat schön an. Seit einem Jahr wütet in unserer Stadt die Pest. Hunderte von Menschen hat diese furchtbarste aller Krankheiten schon hinweggerafft. Noch immer geht das Sterben um und um. Wirst vergeblich an deiner Haustüre gepocht haben. Auch deine Eltern sind der schrecklichen Seuche zum Opfer gefallen vor einer Woche erst."

Dem Jörg wurde es schwer ums Herz ob solcher Botschaft. Er schluchzte wie ein Kind: „Wie hab' ich mich ge-

freut, nach so langer Trennung die guten Eltern wieder zu sehen. Wie wollt' ich dem Vater erzählen von Welt und Fremde, von alledem, was ich gesehen und erlebt habe, und nun stehe ich vor verschlossenen Türen und bin in der Heimat ein Heimatloser."

Ein paar große, dicke Tränen rollten bei diesen Worten dem Jörg über die Wangen, während seine feuchten Augen wehmutsvoll und traurig nach dem elterlichen Häuschen blickten, wo einst seine Wiege gestanden und er als Kind gespielt hatte.

„Nun tröste dich mit denen, Jörg, die ein gleiches Schicksal getroffen hat," sagte der Bader in aufmunterndem Tone. „Es sinkt der eine nach dem andern nieder. Was ist da zu machen? Dem Kranken ist der Trost versagt auf seinem Sterbebett. Die Geistlichen sind fast alle gestorben. Käm' nicht vom nahen Frankental der Pfarrer Thilmann Ghim zu uns, wir hätten niemand, der die Kinder tauft, die Paare traut. Im Rathaus sind schon längst die Sitze leer, kein Ratsherr läßt sich mehr bei einer Sitzung sehen. Selbst unter unsern Jungen hat der Tod gehörig aufgeräumt. Seit einigen Wochen hat die Gemeinde mich als Pfleger angestellt. Kein Auge hab' ich seitdem zugemacht. Dazu steht noch mein Leben stündlich in Gefahr. Da hast du keinen Grund, den Kopf zu hängen. Vergiß, was einmal nicht zu ändern ist, und freu' dich deines Daseins!" — —

Mit diesen Trostworten entließ der Bader den Jörg unter herzlichem Händedruck und bog eilenden Laufes um die nächste Ecke. — —

Die Nacht war hereingebrochen. Jörg zog mutterseelenallein durch die stillen, menschenleeren Gassen und suchte eine Herberge auf, in der er übernachten konnte. Andern Tags machte er sich auf den Weg nach dem Jungbusch, wo die an der Pest Verstorbenen in der äußersten Ecke rechter Hand, gegen den kleinen Rhein und Neckar zu, getrennt bestattet worden waren.

Gräber reihten sich an Gräber, Hügel an Hügel. Die Totengräber waren eifrig an der Arbeit. Kaum war ein Grabeshügel aufgeworfen, da schloß sich auch schon wieder die Erde über einem neuen Sarg.

Nachdem Jörg, der sich hier auf dem Pestbuckel nicht gar zu lange aufhalten durfte, ein stilles Gebet als letztes Liebeszeichen seinen teuern Eltern ins Grab nachgesandt hatte, kehrte er ernst und schweigend in die Stadt zurück.

Er fand sie jetzt lebhafter denn zuvor. Vor der Türe einer Kirche wurde ein Paar getraut und gleich darauf ein Kind getauft, als er gerade vorüberschritt. An der Apotheke staute sich eine große Menge: Männer, Frauen, Kinder. Alle, alle harrten voll Ungeduld des Augenblicks, wo ihnen der rettende Zaubertrunk gereicht wurde. Weil niemand dem Gebot des Rats gemäß ein Haus betreten durfte, so trieben sie sich alle ruhlos auf der Straße herum.

Jörg eilte, an ihnen vorbeizukommen. Er wollte ungesehen und ungekannt bleiben. Nur einen Wunsch hegte er noch: Er wollte seinen Schulkameraden und Jugendfreund, des Küfers Schramm Sohn, den Peter, wieder sehen. Der wohnte in der Hafnergasse. Also lenkte er eilends seine Schritte dahin.

Keine Spur fand er von ihm, als er in das Haus eingetreten war. Die Türen standen zwar offen; aber das Häuschen war leer. Leute, die, wie es Vorschrift war, die Räume reinigten und die Wände mit lebendem Kalk weißelten, sagten, die Schramms seien fortgezogen, und niemand wisse, ob sie je wieder kommen. Jörg machte ein betrübt' Gesicht. So war ihm denn auch noch diese Freude genommen.

„Sagt mir nun aber doch einmal," fragte er die hier Beschäftigten, „wie ist denn diese schrecklichste der Seuchen eigentlich in die Stadt gekommen?"

„Das ist ganz einfach," erwiderte einer der Männer, „draußen vor der Stadt lag Stroh, auf dem die lothringischen Soldaten im vorigen Sommer (1665) erkrankten und starben. Diese hatten die Pest oder den schwarzen Tod, wie die Leute sagten. Das Stroh verwendeten nun viele Bürger zu Tabakkutschen (Mistbeete) anstatt es bei ruhigem Wetter zu verbrennen, wie vom Rathaus aus befohlen worden war. So ist die Krankheit verschleppt worden. Eines Tages hieß es: Die Dienstmagd des Jean Garulle ist an einer ansteckenden Krankheit gestorben;

niemand will ſie anrühren. Das Schreckenswort „Peſt“ war von dieſer Stunde an in aller Munde.“

Stumm und ohne Klage ſtand Jörg da und hörte der Rede des biedern Handwerkers zu. Er konnte ſich immer noch nicht ſo recht in ſein Schickſal hineinfinden. Traurig zog er zum Tor hinaus wieder dahin, wo er hergekommen war.

Als der Abend hereinbrach, hatte er die Berge erreicht. In Heidelberg blieb er übernacht. Andern Tags wanderte er durchs Neckartal weiter und weiter. Wohin er gekommen, wer weiß es! Aber die traurigen Stunden der Heimkehr ins Vaterhaus und den Augenblick, wo er am ſtillen Hügel draußen in der einſamen, verlaſſenen Ecke des ſogenannten Peſtbuckels geſtanden war, vergaß er nicht mehr ſein Leben lang.

Das Sorgenkind.

Eine Jahrmarktsgeschichte aus der Zeit Karl Ludwigs.

Ein Wildfang.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einem Dorfe, nahe bei Mannheim, eine achtbare, wohlhabende Bauernfamilie, die Salmenhofer, wie sie die Leute nannten. Zu ihr gehörten zwei Buben; Fritz und Kaspar hießen sie. Der erstere war von stillem, sanftem Wesen, ein Mutterkindchen, wie es im Buche steht. Den lieben langen Tag hing er der Mutter am Rock und wich um alles in der Welt nicht von ihrer Seite.

Ganz anders war der Kaspar. Der war ein Wildfang sondergleichen, waghalsig und keck bis dort hinaus und dabei äußerst gewandt und flink in allen seinen Bewegungen. Kein Baum war ihm zu hoch, er erkletterte ihn mit der Schnelligkeit einer Eichkatze; kein Graben, kein Abhang war ihm zu tief, er wagte den Sprung. Außerdem machte er gar zu gern allerhand Kunststückchen zum allgemeinen Ergötzen der stets um ihn versammelten Dorfjugend. Er schlug Räder und Purzelbäume nach schönster Art, lief auf den Händen fast sicherer wie auf den Füßen und konnte seinen schlanken, dünnen Leib drehen und wenden wie eine Schlange.

Der Mutter wollte das ausgelassene Wesen des Knaben gar nicht gefallen. Sie fürchtete immer, er könnte sich einmal ordentlich weh tun oder bei seinen tollen Sprüngen gar Arm und Bein brechen.

Der Vater war nicht so ängstlich. Er hatte an dem Buben, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war und ganz in seine Art schlug, seine helle Freude. Wenn er so den kleinen Wildfang in seinen Gebärden und Bewegungen beobachtete, so kam's ihm immer vor, als sähe er sich selbst, wie er einst in den Tagen goldener Jugendzeit in Haus und Hof herumdrollte und tollte. Und wenn dann die besorgte Mutter den wilden Kaspar wegen irgend eines törichten Streiches ernsthaft zurechtwies, dann wandte sich der Vater still und ungesehen zur Seite, schüttelte lächelnd seinen grau melierten Kopf und sagte immer leise und nachdenklich vor sich hin: Art läßt halt doch nicht von Art.

Aber der Mutter war damit nicht gedient. Sie machte sich gar manche Sorge um ihren Kaspar, zumal wenn die Kirchweih im Dorfe war.

Das war ein Festtag für unsern Wildfang. Darauf freute er sich schon Wochen lang zuvor. Da wurde geschlachtet, gebacken, gebraut, und die Verwandten und Freunde kamen von nah und fern, Zu solchen Zeiten war er nicht mehr von der Straße wegzubringen. In den vordersten Reihen mußte er stehen, wenn die Gaukler und Seiltänzer ihre Kunststücke machten, und die Bänkelsänger ihre Moritaten zum besten gaben. Und erst wenn „der Kerwebaam" aufgestellt wurde, da hatte unser Kaspar die Nase vornen dran.

Stolz zieht er vor den Musikanten und den jungen Burschen her, die den mit bunten Bändern und Blumen geschmückten „Kerwebaam" tragen und stellt sich in der vordersten Reihe auf, wenn dieser aufgerichtet wird, und die Flaschen mit dem Kerwewein feierlichst begraben werden.[58] Dabei wurde es gar oft recht spät, und unser Kaspar rückte meistens zu einer Stunde zuhause ein, wenn die Kinder seines Alters längst im Bette lagen. Da setzte es natürlich immer Schläge ab; aber was nützten sie? Kaspar tat's immer wieder. — —

Eines Tages, es war im Mai des Jahres 1668, erkrankte der Bauer vom Salmenhof ganz bedenklich. Seine Frau pflegte

ihn mit großer Sorgfalt Tag und Nacht und tat dem Kranken alles, was sie ihm an den Augen ablesen konnte. Als sie aber merkte, daß ein Tag nach dem andern verging und keine Besserung eintrat, sann sie auf neue Heilmittel.

In dem Dorfe lebte ein steinaltes Weiblein, die rote Creszenz, so genannt, weil sie in ihren jungen Tagen rotes Haar hatte. Die war in der ganzen Umgegend, weit und breit, wegen ihrer geheimen Heilkünste bekannt. Sie sammelte an geheimnisvollen Orten im Walde besonders an Quellen allerhand Wurzeln und Kräuter und weihte sie zur Nachtzeit mit allerlei Zauberformeln und Geistersprüchen ein. Ihres Aberglaubens und ihres gespensterhaften Aussehens wegen fürchteten sich gar viele Leute vor ihr; denn sie meinten, sie stünde mit dem Teufel im Bunde. Das kümmerte die Salmenhofbäuerin wenig. „Wenn nur mein Christoph wieder gesund wird," dachte sie bei sich und ging hin zu der roten Creszenz und holte sich Rat.

„Salmenhofbäuerin," sagte die Alte mit ernsthafter Miene und in feierlichem, geheimnisvollem Tone, „in Euerm Hause geht ein böser Geist um; den müßt Ihr zu bannen suchen, ehe es zu spät ist. Ich rat' Euch, macht über Eure Schwelle ein großes, rotes Kreuz vom warmen Blut des jungen Rindes, steckt einen Donnerbesen hinterm Spiegel auf und schließt die Türen und die Läden gut, sobald die Nebel übers Land zieh'n, und Euerm kranken Manne kocht Ihr dies Kräutlein dreimal auf und gebt's ihm, wenn die Sonne aufgeht; dann wird's gut sein." — — — —

Die Salmenhofbäuerin, die das alte Weiblein gläubigen Herzens anhörte, dachte, während sie ein paar Kreuzer auf den Tisch legte: Batt's nichts, so schad's nichts; Probieren geht über Studieren und zog mit ihrem Wunderkräutlein in der Tasche zu ihrem kranken Manne heim.

Der Salmenhofbauer hielt nicht sehr viel auf solche geheime Wundermittelchen; aber weil er das Bettliegen satt hatte und gesund werden wollte, so befolgte er die Ratschläge der Alten mit einer Gewissenhaftigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Der erhoffte Erfolg blieb leider aus. Die Krankheit wurde zwar

nicht ſchlimmer aber auch ſein Befinden nicht beſſer. Die Geduld des Kranken aber war jetzt zu Ende.

„Jule," ſagte er eines Tages zu ſeiner Frau, „gegen den Tod iſt wohl kein Kraut gewachſen; aber ich mein' halt immer, wir ſollten einmal an die rechte Schmiede gehen! Drüben in Mannheim iſt jetzt der große Maimarkt. Dort gehſt mir hin und holſt mir Rat bei Bokanky, dem Wunderdoktor! Der iſt in der ganzen Welt bekannt und hat ſchon gar manchem wieder auf die Beine geholfen. Er hat eine Univerſalmedizin erfunden und beſitzt einen Lebenstrank; der heilt Menſchen und Vieh. Zu dem gehſt mir." — —

Als der Kaſpar, der eben von der Straße heraufgekommen war, dies hörte, jauchzte er laut auf, ſchwang ſeine Mütze und hüpfte auf einem Bein johlend in der ganzen Stube herum.

„Nur nicht zu früh gejubelt, Kaſpar," ſagte die Mutter, „haſt auf dem Mannheimer Jahrmarkt nichts verloren; bei dir iſt das ganze Jahr hindurch Kerwe; du bleibſt bei deinem kranken Vater daheim und pflegſt ihn, bis der Fritz und ich wiederkommen."

Der Kaſpar machte bei dieſen Worten ein gar betrübtes Geſicht und zog ſich ſchmollend in die Ecke am Ofen zurück, wo „Bell", der große Hofhund lag und ſchlief.

„Jule, laß ihn mitgehen," ſagte der Vater, „s'iſt beſſer, du haſt ihn um dich, als daß er den ganzen Tag allein auf der Straße herumlungert."

Mit innerem Sträuben willigte die Mutter ein, und ſo zogen ſie denn ſelbdritt gen Mannheim hinüber, während die Altmagd, die treue Gund, daheim den Vater pflegte.

Auf dem Mannheimer Jahrmarkt.

In Mannheim gings an dieſem Tage hoch her. Am Sand (jetzige Planken) ſtand Bude an Bude, Zelt an Zelt.

Neben billigem Trödlerkram wurden auch mancherlei wertvolle, seltene und schöne Handelsartikel feilgeboten, die sonst in der Stadt nicht zu haben waren. Viele ausländische Händler, die von der Frankfurter Ostermesse kamen, setzten ihren Verkauf hier fort. So bot der Mannheimer Jahrmarkt um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein buntes, abwechslungsreiches Bild. Von allen Seiten strömte das schau- und kauflustige Publikum herbei, und es entfaltete sich jeweils an solchen Jahrmarktstagen ein Leben und Treiben, wie es nur bei großen Volksfesten zu finden war.[15]

Der Salmenhofbäuerin ward angst und bange in diesem bunten Getümmel. Ein betäubendes Stimmengewirr umsurrte ihr Ohr. Da ließ sich ein Marktschreier vernehmen, der mit großsprecherischen Worten seine türkischen Pfeifenköpfe, seine Messer, Scheren u. a. anpries; dort rief mit alles übertönender Stimme ein Giftfresser eine Schar Neugieriger um sich, um unter allerlei Beteuerungen, daß es kein Schwindel sei, was er zeige, sein geheimnisvolles Kunststück vorzumachen. Hier umjubelte ein dicht gedrängter Haufe, vor allem die Jugend, einen Seiltänzer, der in schwindelnder Höhe seine halsbrecherischen Übungen den staunenden Zuschauern vorführte und dort wieder von jener andern Seite drang das frohe Jauchzen junger Burschen und Mädchen herüber, die sich dem harmlosen Vergnügen des Ringelreiten mit Ergötzen hingaben. Und in dieses vielstimmige Gewirre mischten sich die Töne der Klarinette, Flöte und Fiedel, des Dudelsacks und der Trompete, mit der die Ausrufer die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken versuchen.

So klang es unserm Kaspar recht. Mit unwiderstehlicher Gewalt zogs ihn hin. Besonders nahm der Seiltänzer seine Sinne ganz gefangen. Von ihm war er fast nicht mehr wegzubringen. Aber die Salmenhofbäuerin dachte an ihren kranken Mann daheim und an den Heiltrank, den sie ihm bringen sollte, und zerrte darum ihre beiden Buben, ob's ihnen paßte oder nicht, mit kräftiger Hand durch das Gedränge.

Da an der Ecke, wo zwei Zeltgassen sich kreuzten, stand der vielgerühmte Wunderdoktor Dr. Jeremias Bokanky, von einer

neugierigen Menschenmenge dicht umdrängt. Sein langes, schwarz glänzendes Haupthaar, auf welchem ein rotes, turbanartig gewundenes Tuch saß, umrahmte ein braunes Gesicht und fiel in großen Locken auf seine breiten Schultern herab. Aus dem blaßgelben, mit einer breiten, meergrünen Leibbinde umgürteten Gewand, das bis über die Kniee reichte, schauten ein paar kurze, faltige Pumphosen aus blau-schwarzem Tuch hervor. Mit einem langen Bambusstocke auf eine große Tafel zeigend, auf der in mächtigen Lettern seine Salben, Pflaster und Tinkturen angeschrieben waren, pries er mit geläufiger Zunge und in hochtrabenden, prahlerischen Worten seine Wundermittel an, indem er ein über das andere Mal sein „Heilt Menschen und Vieh" über die Menge hinwegrief.

Die Salmenhofbäuerin machte sich sofort an ihn heran, klagte ihm ihre Not und erhielt ein mit einer hellgrünen Flüssigkeit gefülltes, kleines Gläschen, das gut verschlossen war und auf seiner Etiquette allerhand geheimnisvolle Zeichen und Figuren aufwies. Nachdem sie ihre Schuld, in einem Gulden bestehend, entrichtet hatte, schaffte sie sich mit ihren beiden Buben wieder aus dem Gedränge und eilte davon, während der Quacksalber und Wunderdoktor das Geld mit behaglichem Schmunzeln in die Tasche steckte und von neuem seinen Ruf: „Heilt Menschen und Vieh" erschallen ließ.

Eben wollte die Salmenhofbäuerin um die Ecke in die nächste Zeltgasse einbiegen, um den Heimweg anzutreten, als die Tochter ihres Nachbars, die schöne Lore, freudestrahlend auf sie zukam und sie mit den Worten anredete: „Ei, Salmenhofbäuerin, wo kommt denn Ihr her? Warum macht Ihr denn ein gar so betrübt' Gesicht und seid so beunruhigt?"

„Ach, du weißt ja, Lore," erwiderte die Salmenhofbäuerin, „mein Christoph ist krank; er will mir gar nicht gefallen. Die rote Creszenz hat mir ein Kräutlein gegeben zum Abkochen, aber es hat auch gar nichts gebatt, und so bin ich denn zum Wunderdoktor gelaufen und hab' meinem Mann ein Tränklein geholt, das heilt Menschen und Vieh, daß er mir am Leben bleibt. Nun

aber hab' ich keine Ruhe mehr, ich muß jetzt schleunigst zu meinem kranken Christoph heim."

„Seid ohne Sorge, Salmenhofbäuerin," versetzte beruhigend die Lore, „das wird schon wieder gut werden; nur Geduld, Ihr werdet sehen, ich habe recht."

„Ja, wenn man in die Zukunft schauen und alles vorhersagen könnte, wie's kommt, könnt' ich mich schon beruhigen," entgegnete die Bäuerin und tat einen tiefen Seufzer.

Da lachte die schöne Lore stillvergnügt, daß zwischen ihren frischroten Lippen die blendend weißen Zähne hervorlugten, und sagte: „Dort drüben an jener Ecke sitzt eine Wahrsagerin, die sagts Euch haarscharf und genau, wie's um Eure Zukunft bestellt ist; zu ihr geht! Des Müllers Ursel hat sich jüngst auch von ihr weisfagen lassen, und sie hats nicht bereut; s'ist so gekommen, wie die Alte gesagt hat."

„Und ich, Salmenhofbäuerin," fuhr die Lore in geheimnisvollem Tone fort, „ich bin auch bei ihr drüben gewesen und hab' mir wahrsagen lassen, und sie hat mir prophezeit, daß übers Jahr, wenn wir die Trauben schneiden, ich eine glückliche Braut wäre, und denkt Euch, ein großer, schöner Mann sei's mit einem blonden Schnurrbart und treuen, blauen Augen. Hab' mir's aber auch gleich gedacht, daß mir das Glück hold sein wird. Heute morgen, als ich zu Markte ging, war die buckelige Fränz von Edingen die erste, die mir begegnete, und das bedeutet doch immer einen guten Angang."

Bei diesen Worten jauchzte die schöne Lore laut auf und tanzte wie ein Kind vor der Salmenhofbäuerin herum, daß die langen, braunen Zöpfe lustig in der Luft herumflogen.

Die verlockende Botschaft machte die etwas abergläubische Bäuerin neugierig. Sie dachte bei sich selbst: „Wenn dir auch ein gut' Los beschieden wäre, könntest du die paar Kreuzer schon daran wagen." Sprachs und wanderte hinüber zur Wahrsagerin, um sich die Zukunft prophezeien zu lassen.

Da saß sie, die Alte, von einem Haufen neugieriger, junger Mädchen und Frauen umringt. Ein langer, scheckiger Shawl hing

im Dreieck über ihren gekrümmten Rücken herab. Das schneeweiße Haar fiel in langen Strähnen ihr ins fahlgelbe Gesicht hinein, und ein Paar mächtige, goldene Ohrgehänge baumelten zu beiden Seiten des Kopfes. Aus ihren Augen leuchtete ein unheimlich' Feuer, als sie mit hohl klingender, tiefer Orakelstimme von der Salmenhofbäuerin die rechte Hand forderte.

„Weib!" hub sie in geheimnisvollem, feierlichem Tone an, indem sie mit ernsthafter Miene in die kräftige Hand der Salmenhofbäuerin hineinschaute, „Ihr werdet Euch eines langen Lebens erfreuen dürfen; aber es werden für Euch in allernächster Zeit Tage kommen, die Euch nicht gefallen." „Eure Kinder," fuhr die Alte fort, indem sie auf den Kaspar blickte, welcher, die Hände fest in die Hosentaschen gestemmt, da stand und sich an dem drolligen Spiel des Marionettentheaters nebenan ergötzte, „Eure Kinder, sage ich, werden Euch manchen Kummer und viel Sorge bereiten, besonders der Älteste; aber wenn Ihr Euch treu bleibt, wird sich schließlich doch noch alles zum besten wenden."

Die Salmenhofbäuerin hatte sich eine bessere Zukunft geträumt als die war, die ihr die Wahrsagerin prophezeite. Voll Mißmut und in größter Erregung verließ sie darum den Stand, nachdem sie der Alten die geforderten acht Kreuzer in ihre magern, zitternden Hände gelegt hatte.

Nun aber hatte sie keine Ruhe mehr. Noch klang ihr wie eine dämonische Geisterstimme die beängstigende Botschaft ins Ohr: sie werde in Bälde Tage sehen, die ihr nicht gefallen.

„Ja, ja, das gilt meinem guten Christoph; der wird mir am Ende sterben, und ich stehe dann mutterseelenallein da," flüsterte sie vor sich hin und beflügelte ihre Tritte, so daß die Buben kaum nachkommen konnten.

Da — wie sie so in Eile vorwärtsstürmt, weder nach rechts noch nach links schauend, hemmt plötzlich ein großer Volksauflauf ihre raschen Schritte. Sie konnte mit dem besten Willen nicht durchkommen. Bald war sie von allen Seiten umringt. Da stand sie nun, fest gebannt, wie auf glühenden Kohlen, konnte weder vor noch zurück.

„Was ist denn hier los?“ fragte sie in etwas ärgerlichem Tone die Umstehenden. Karl Ludwig, hieß es, der Kurfürst, ist mit zehn Kutschen, begleitet von seinem Gefolge, von Heidelberg kommend, hier eingetroffen und will nach alter Gewohnheit den Jahrmarkt besuchen.

Zu Hunderten umdrängen sie den leutseligen Fürsten, so daß er kaum den Weg durch das Getümmel finden kann. Aber stolz und majestätisch schreitet er einher in dem sammeten Wams mit dem großen, weißen Spitzenkragen um den Hals, den breitrandigen Schlapphut mit der großen, weißen Feder aufs lange, wallende Haar gedrückt.

Bei dem Giftfresser bleibt er stehen und läßt sich das geheimnisvolle Kunststück vorführen. Der Marktschreier gibt sich alle erdenkliche Mühe, seine Sache gut zu machen. Ohne das Gesicht zu verziehen, mit einer wahren Todesverachtung, verschluckt der Kerl das giftige Zeug, als ob es der feinste Leckerbissen wäre. Der Kurfürst lächelt stillvergnügt, schmeichelt ihm mit einigen Worten der Anerkennung und wirft dem armen Teufel ein paar Gulden in den dargebotenen Hut.

Das Exempel eifert die andern Marktschreier an. Sie wollen auch ein solch glänzend' Geschäft machen und schreien, was ihnen zum Hals herausgeht und preisen ihre Kunststücke und Waren mit einer bewundernswerten Ausdauer und Gewandtheit, als der Kurfürst weiter durch die Reihen schritt.

Der Seiltänzer, seinen kleinen Knaben auf dem Arm, wandelt seinen schmalen, schwindelnden Pfad; die Polen lassen ihre Bären tanzen; die Tänzer führen ein Ballet auf. An allen hat der Kurfürst Gefallen. Für jeden fällt etwas ab: dem sechs, dem andern neun, dem dritten vier Gulden, wie's grad kommt. Der Kurfürst kauft sich auch selbst beim Ringelreiten ein und beteiligt sich wie ein schlichter Bürgersmann am Preisschießen der Bogenschützen.

Aber die Menge, die wie eine Herde Schafe ihm nachläuft, soll auch nicht leer ausgehen. Zeitweise greift der Kurfürst in seine Tasche und wirft ein paar Gulden in kleiner Münze über die Köpfe

(S. 50) Kurfürſt Karl Ludwig 1632–1680,
der Wiedererbauer der Stadt Mannheim und Erneuerer ihrer Privilegien.

weg. Da beginnt dann ein Haschen und Fassen, ein Raufen und Ringen, daß der Kurfürst seine helle Freude daran hat und laut auflacht.

So treibt er das Spiel zum Ergötzen aller noch eine Weile, bis er endlich selber des bunten Treibens müde den Heimweg nach Heidelberg antritt. — — — — —

Jetzt gibt's Luft in den Zeltgassen. Die Leute verlaufen sich. Die Salmenhofbäuerin beeilt sich nun auch, nach dieser unliebsamen Störung so rasch wie nur möglich heimzukommen. Aber wie sie sich umschaut, da merkt sie zu ihrem größten Entsetzen, daß ihr Bub', der Kaspar, nicht mehr um den Weg war. Sie sucht und späht nach allen Seiten aus, läuft die Zeltgassen auf und ab, frägt bald da, bald dort. Er ist nirgends zu finden. Nur der Fritz, der nicht von ihrer Seite gewichen, war da; wußte aber auch nicht, wie sein Bruder fortgekommen war.

Die Salmenhofbäuerin war jetzt tief unglücklich; aber länger sich aufzuhalten, das ging nicht mehr. Sie hoffte, daß der Kaspar vorausgeeilt oder, wenn er noch hier sein sollte, mit den Bekannten des Ortes heimkehren werde. Mit dieser Zuversicht eilte die Bäuerin, ihren Fritz fest an der Hand führend, zum Jahrmarkt hinaus und schlug den Weg nach dem Dorfe ein, in dem sie sehnlichst erwartet wurde.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen. Mit tiefem Weh im Herzen, ganz niedergeschlagen und hoffnungslos zog sie ihre Straße. Bald dachte sie an ihren kranken Mann oder an ihren verlorenen Sohn, bald blickte sie ernst und stumm nach ihrem Fritz, bald betrachtete sie sinnend ihre rechte Hand, durch die ihr heute eine so traurige Botschaft wurde. Sie konnte die Worte der Alten nimmer los werden. Aber sie raffte sich auf, wie schwer's auch hielt.

„Ja, ja, diese Hand," flüsterte sie im Weiterschreiten leise vor sich hin, „aus ihr ist gar viel herauszulesen, wenn man ihre Sprache versteht. Ja, das ist sie, die von so viel schwerer, saurer Arbeit, von so manch' banger Sorge und Last zeugt. Das ist sie, die mich einst glücklich gemacht hat, als

ich sie vertrauensvoll in die Rechte meines treuen Christophs legte zum ewigen Bunde. Ja, das ist sie, die ich alle Abend meinen lieben Kindern betend aufs Haupt lege, auf daß aus ihnen rechte Menschen werden möchten." — — —

Fester faßte sie den Knaben, rascheren Schrittes zog sie dahin. Endlich winkte in der Ferne das väterliche Haus, und nicht mehr lange währte es, da war es erreicht.

Mit Schmerzen hatte Christoph auf sie gewartet. Ganz untröstlich war er, als er hörte, Kaspar, sein Liebling, habe sich verlaufen und sei bis jetzt nicht heimgekehrt. Die Hoffnung, er werde noch vor Mitternacht mit den Freunden und Bekannten eintreffen, hielt den schwer kranken Vater aufrecht.

Der Morgen war gekommen. Die Eltern hatten die ganze Nacht hindurch kein Auge zugemacht. Wochen, ja Monate vergingen; Kaspar kam nicht.

Der Heiltrank des Wunderdoktors hat dem Kranken wohl einige Linderung verschafft und die Lebensgeister wieder etwas geweckt; allein der Gram und Kummer um den verlorenen Liebling nagte an seinem Herzen wie ein böser Wurm.

Als das Korn reif wurde, und die Sensen der Schnitter erklangen, da kams bei dem Salmenhofbauer zum Sterben.

Seine Frau konnte es kaum fassen. „Ja, das sind sie, die Tage, die uns nicht gefallen," seufzte sie, als sie ihrem braven Christoph die Augen zum letzten Schlummer zudrückte und ging in stummer Verzweiflung im Hause umher und wollte sich nimmer trösten lassen.

Wiedergefunden.

Jahr um Jahr verging. Von dem Kaspar sah und hörte man nichts mehr. Er war verschollen.

Da kamen Tage harter Kriegszeit. Die Franzosen waren im Lande und durchstreiften sengend und brennend die ganze

Gegend. Sie machten auch das Dorf unsicher, in dem Fritz mit seiner Mutter wohnte.

Eines Tages, in aller Morgenfrühe, näherte sich dem Orte ein kleines Häuflein französischer Söldner, das unter dem Befehle eines Wachtmeisters stand. Die Soldaten hatten die Absicht, das Dorf auszurauben und dann in Brand zu stecken.

Die Bürger ließen sich dies so ohne weiteres nicht gefallen, sondern machten den Versuch, sich energisch zur Wehr zu setzen. Aber sie richteten gar nichts aus. Die Rädelsführer wurden gefangen genommen und vor den Wachtmeister geschleppt. Unter ihnen war auch Fritz, der Salmenhofer. Er hatte sich hartnäckig geweigert, der plündernden, beutegierigen Kohorte Tür und Tor zu öffnen. An beiden Händen gebunden führten sie den Widerspenstigen dem Führer vor, der draußen vor dem Orte sein Zelt aufgeschlagen hatte.

Der Wachtmeister traute seinen Augen nicht, als er den Fritz auf sich zukommen sah. „Ist er's, ist er's nicht?" dachte er bei sich selbst. Als Fritz aber näher trat, und der Wachtmeister ihm in seine dunkelbraunen Augen schaute und das Muttermal sah, das er an der Stirne trug, da erkannte er seinen Bruder mit einem Male. Aber er beherrschte sich und tat, als ob sie einander nichts angingen.

Mit barschen, drohenden Worten redete er den Fritz an und fragte ihn, wie er dazu komme, sich zu widersetzen. Dieser aber ließ sich durch nichts einschüchtern, stand fest und aufrecht da, als fürchte er sich vor keinem Teufel in der Welt und sprach: „Ich hab' ein altes, krankes Mütterlein daheim, das mich gehegt, gepflegt hat bis zu dieser Stunde, ihm darf kein Haar gekrümmt werden, dafür stehe ich mit meinem Kopfe ein. Ihr Mann starb hin aus Gram um einen verlorenen Sohn; die Arme mußte nun sich ganz allein durch dieses Leben schlagen mit Not und Sorge. Drum sag' ich's Euch, hier biet' ich meine Brust, erstecht mich auf der Stelle, wenn's ohne Blutvergießen gar nicht abgeh'n soll; die gute Mutter aber rühr' mir keiner an."

Der Wachtmeiſter war von dieſer unerſchrockenen, mannhaften Antwort ſeines Bruders, aus welcher ebenſowohl Todesmut als Kindesliebe ſprach, aufs tiefſte getroffen. Er kannte ſeinen Fritz faſt nicht mehr. Dieſes Mutterkind, das einſt davonlief vor dem kleinſten Kleffer, ſteht ſo zu Rede! Der Wachtmeiſter mußte ordentlich an ſich halten, um nichts zu verraten.

„Eurer Mutter ſoll kein Leid geſchehen," entgegnete der Wachtmeiſter dem Fritz in etwas freundlicherem Tone, „Ihr ſollt nur Eure Tore öffnen, das befehl' ich Euch. Führt mich ſofort in Euer Haus!"

Fritz hatte ſich mittlerweile etwas beruhigt, und weil er jetzt keine Gefahr für ſeine Mutter mehr zu fürchten hatte, ſo führte er den Wachtmeiſter mit einigen Soldaten in ſeine Hütte.

Als der bärtige Krieger ſein altes Heim betrat, überkam ihn eine tiefe Wehmut. Hier hat er einſt als Kind geſpielt in frohen Jugendtagen; hier weilte er im Kreiſe ſeiner Lieben, die ihn treulich pflegten. Hier ſtand noch wie zuvor der große Tiſch, an dem er aß, und hier die alten Stühle, an denen er die erſten Kunſtſtücke einſt probierte. Ja, s'war noch alles ſo wie ehedem; nur er, er war ein anderer geworden. Das Leben hat ihn in ſeine harte Schule genommen. Manch' ſchweren Kampf hat er beſtehen müſſen. Eine Träne ſtahl ſich ſcheu und zaghaft aus ſeinem ſonſt ſo feſten Kriegerauge, und er ſagte mit ſanfter, einnehmender Stimme, indem er ſich verſtohlen die Träne abwiſchte: „Wo iſt Eure Mutter?"

Fritz wollte immer noch nicht recht mit der Sprache herausrücken; aber auf das freundliche Zureden des Wachtmeiſters hin faßt er Vertrauen und geſtand ſchließlich, daß ſie aus Angſt, getötet zu werden, in die Scheune geflüchtet ſei und ſich dort unter dem Heu verſteckt habe. Alſo ging der Wachtmeiſter mit ſeinem Bruder dorthin, um ſie zu ſuchen.

Da ſaß ſie nun ganz im Heu verſteckt. Als Frieder ſie rief, kam ſie ſcheu und ängſtlich hervor. Ihre Haare waren ſchneeweiß geworden und ihre Kraft zerfallen. Sie zitterte am ganzen

Leibe, als ſie den wild ausſehenden Krieger zu Geſicht bekam. Schon meinte ſie, jetzt habe ihr letztes Stündlein geſchlagen, als der Wachtmeiſter freudeſtrahlend auf ſie zuſtürzte, ihr um den Hals fiel und unter Tränen der Freude die Worte ausrief: „O Mutter, Mutter, hab' ich dich wieder."

Vor Schrecken konnte die Mutter anfangs kein Wort reden. Ernſt und ſchweigend ſchaute ſie dem bärtigen Krieger eine Weile ins Auge, dann rief auch ſie mit einem Male in überſchäumendem Glück: „Kaſpar, mein Kaſpar! biſt du's!"

Auf des Wachtmeiſters Arm ſich ſtützend, ging das ſchwache, kranke Mütterlein nun freudigen Herzens in die Stube hinunter und richtete ihrem wiedergefundenen Sohne ein Mahl zu zur Feier des fröhlichen Wiederſehens.

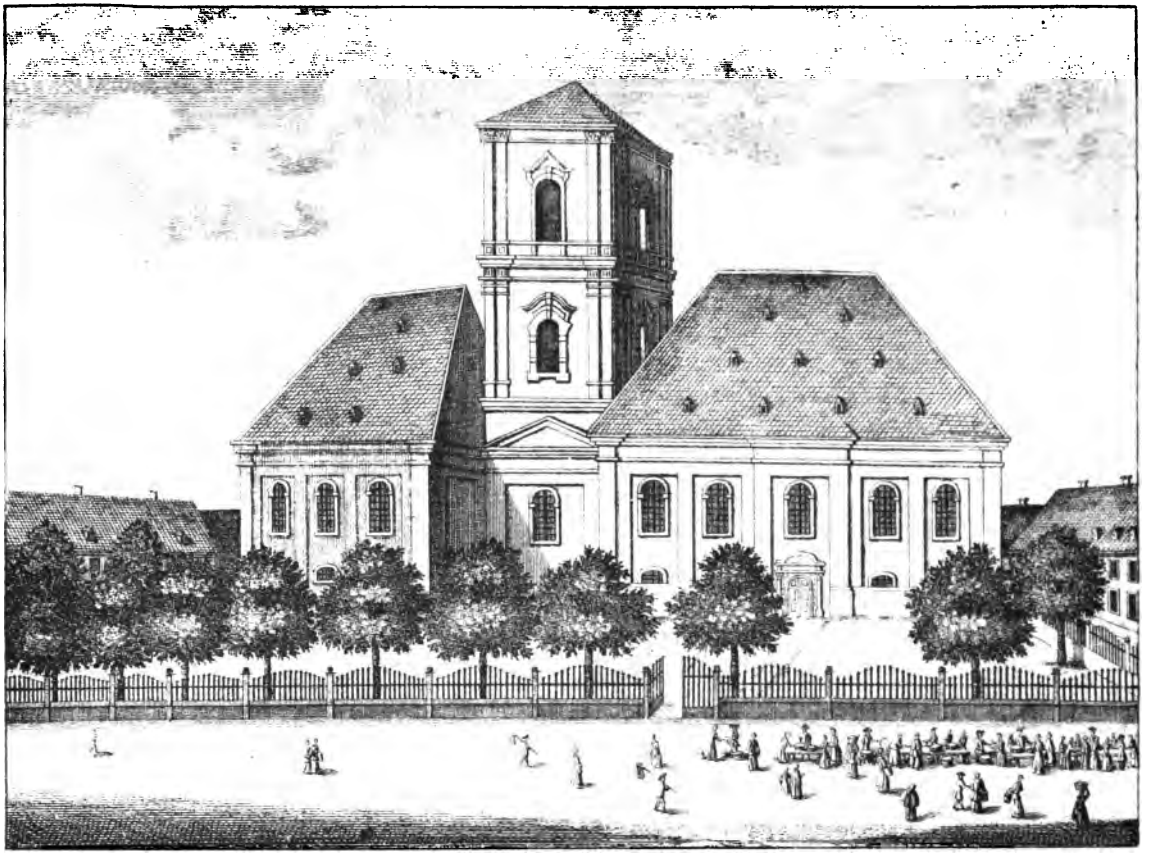
Als die drei dann wie ehedem auf ihren alten Sitzen Platz genommen hatten und ſich gütlich taten an Speiſe und Trank, da erzählte der Kaſpar, wie es ihm ſeit jenem Tage des Jahrmarktbeſuchs ergangen iſt.

„In jener verhängnisvollen Nacht," begann er, indem er die Augen beſchämt niederſchlug, „bin ich mit einer Seilertänzertruppe fortgezogen und viele Jahre hindurch mit ihr durch die weite, weite Welt gewandert. Später bin ich dann in die Hände franzöſiſcher Werber geraten und hab' es durch meinen Mut, meine Gewandtheit und Ausdauer zum Wachtmeiſter gebracht. Jetzt aber bin ich des wilden Treibens wirklich müde und ſehne mich nach einer ſtillen Häuslichkeit. Wenn Ihr mich wieder annehmt, Mutter, will ich meinen Abſchied nehmen und zu Euch ziehen."

Die Mutter, die in größter Spannung ihm zugehört hatte, faßte krampfhaft ſeine Rechte und ſprach ernſt und feierlich: „Kaſpar, die Mutterliebe höret nimmer auf. Mein Heim ſteht dir zu allen Zeiten offen. Wenn du dich glücklich fühlſt im ſtillen, kleinen Kreis des Hauſes, ſo ſei willkommen!" — —

Der Wachtmeiſter tat, wie er geſagt hatte.

Nachdem er seinen Soldaten Befehl gegeben hatte, das Dorf zu schonen, zog er noch ein letztes Mal hinaus zu Kampf und Strauß; kehrte aber dann, wie er versprochen, ins elterliche Haus zurück. Hier pflegte er seine alte, schwache Mutter mit großer Treue noch gar manches Jahr und vergalt ihr alle Liebe und Güte, mit der sie ihn einst gehegt hatte in guten und bösen Tagen.



57.

Die Reformirte Kirche — L'Eglise de Reformés.

Der deutſche Salomon.

Von Auguſt Ganther.

Karl Ludwig, der Kurfürſt, der Herr am Rhein
Lud einſt viel Edle zur Tafel ein.

Sie folgten alle der Ladung gern;
Sie ſchätzten die Weine des freundlichen Herrn.

Doch mehr noch als alles lockte ſie hin
Des Fürſten froher, heiterer Sinn.

Schon waren die Plätze faſt alle beſetzt,
Da kamen zwei Diplomaten zuletzt.

Der eine in feinen Spitzenhoſen
War einer der ſtolzeſten der Franzoſen.

Der and're mit Stulpen und Lederkoller,
Das war ein Schwede, ein wilder, toller.

„Ick will," ruft der Franzmann, „das obere Platz!"
„Pah," wettert der Schwede, „verdammtes Geſchwatz!

Mir kommt der obere Seſſel zu!
Weg, Franzmann, oder ich leg dich zur Ruh!"

„Wir ſein," piepſt der Franke, „die Herren der Welt!"
„Nein," donnert der Schwede, „wir über dem Belt!"

Die Zungen ziſchen, die Klingen auch.
„Halt!" ruft der Kurfürſt, „halt! Welch ein Brauch!

Wozu gleich am Leder ziehen und zerren!
Die Schwerter weg! Pfui schämt euch, ihr Herren!

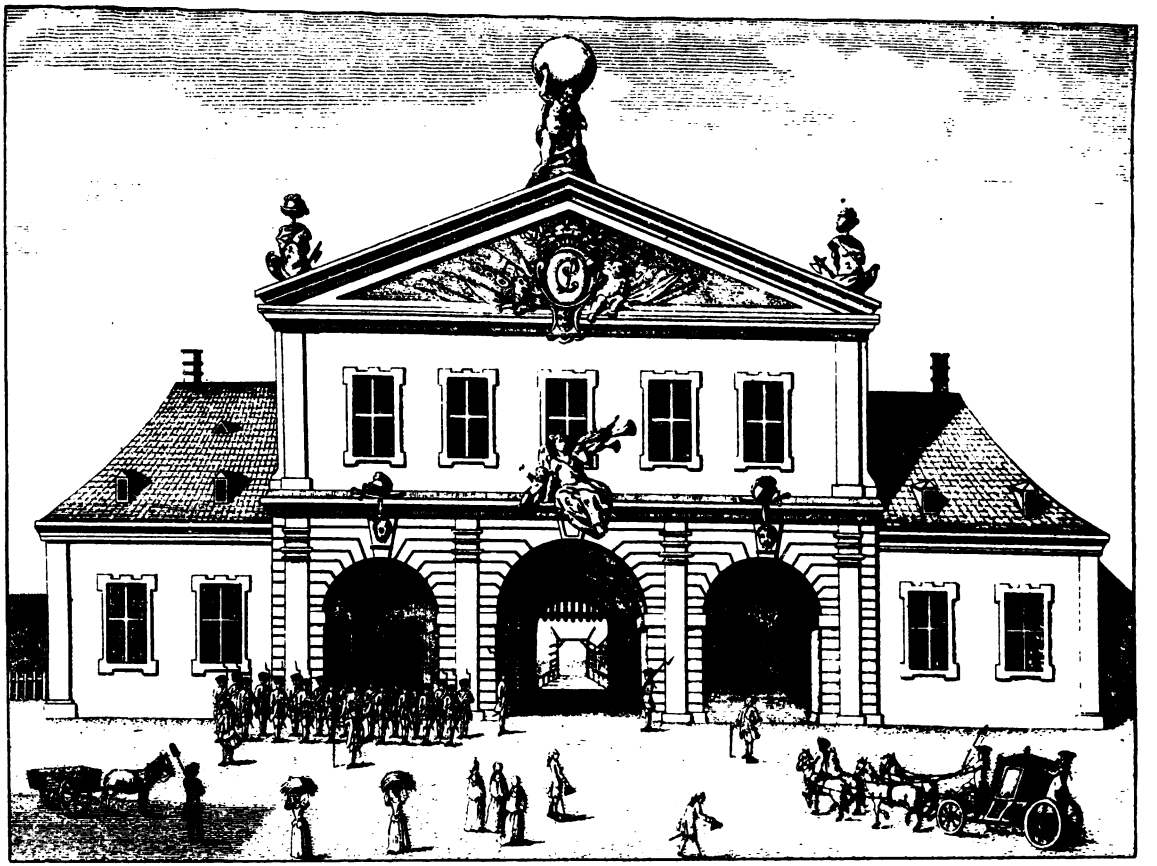
Um Luft sich streiten hat keinen Sinn!
Der größte Narr setz oben sich hin!“

Der wollte denn keiner sein der Streiter;
Drum trabten sie beide ein Häuslein weiter.

Karl Ludwig, der Kurfürst, lächelte froh,
Erhob sein Glas und sprach: „'s geht auch so!

Was kümmert der Schwed uns? Was schert uns der Franke?
Hoch Deutschland, auf daß es nimmermehr wanke!

Mög reich es an goldigem, herrlichen Wein
Und reich stets an Kraft und Gesittung sein!“



59.

Das Neckar Thor. La porte du Neckar.

Mannheim im orléans'schen Krieg.

Die rechte Antwort.

An seinem Arbeitstisch saß, in ernste Gedanken versunken, der Kommandant der Stadt und Festung Mannheim, Freiherr Bernhard Seeliger von Seeligenkron. In seiner Hand hielt er ein Schriftstück, das er eben beendet hatte und den neben ihm stehenden Obrist-Lieutenants Strupp und Schenk übergab.

„Nun aber ist die höchste Zeit," sagte er zu den beiden Offizieren, indem er auf den neben ihm liegenden Feldplan blickte, „Kaiserslautern, Alzey, Neustadt, Speyer ist genommen, Philippsburg ist auch bereits geräumt, und nun hat sich auch Heidelberg ergeben. Noch ein paar Tage und der Feind steht auch vor unsern Toren. Drum gilt es, sich zu rüsten, ehe es zu spät ist.

Sorgt mir dafür, daß die Gewehre aller Bürger und Soldaten, dazu der Proviant genau geprüft wird, daß jeder einen kleinen Schanzkorb auf dem Walle macht. Vor jeder Haustür muß ein Kübel Wasser stehen, und in den Häusern soll des Nachts ein brennend' Licht gehalten werden. Wenn dann vom Windmühlbollwerk her drei Schüsse hörbar werden, dann ist der Feind in Sicht, dann soll ein jeder mit dem Gewehr auf seinem Posten sein. Hier, in diesem Schreiben ist genaue Weisung gegeben, wie sich die einzelnen Kompagnieen auf die Bollwerke zu verteilen haben."

Die Offiziere nahmen das Schriftstück in Empfang, wohl wissend, was jetzt zu tun sei und verabschiedeten sich unter den üblichen militärischen Ehrenbezeugungen.

Kaum waren sie weggegangen, als plötzlich sich die Türe zu dem Zimmer des Herrn Gouverneurs von neuem auftat. Herein

trat festen Schritts ein Offizier der Torwache und übergab dem Kommandanten ein Schreiben mit den Worten: „Französische Truppen unter der Führung des Generals Montclar haben Ladenburg eingenommen und sind im Begriff, auf Mannheim loszumarschieren. Ein Trompeter, der drüben überm Neckar eben eingetroffen ist, überbringt, von General Montclar gesandt, dem Gouverneur der Stadt und Festung Mannheim diesen Brief."

In aller Ruhe öffnete der Kommandant das Schreiben und las es mit größter Aufmerksamkeit mehrmals durch von vorne bis hinten. Mit immer grimmigeren Blicken verfolgten seine Augen die flüchtig geschriebenen Züge des Schriftstücks. Sein Gesicht verdüsterte sich; seine hohe Stirne legte sich in tiefe Falten. Als er mit Lesen zu Ende war, schob er das Schreiben kopfschüttelnd beiseite und begann, zu dem Offizier sich wendend, in etwas erregtem Tone: „Der hat's nicht schlecht vor. S'wär' fast zum Lachen, wenn's nicht gar so ernst und traurig wär'! Man höre nur und staune: Weil Heidelberg sich schon beim ersten Büchsenschuß ergeben hat, soll ich nicht länger zögern, seinem Exempel zu folgen und soll die Tore unserer Festung öffnen, so mir nichts, dir nichts. Dazu begehrt der Herr General auch noch für seinen Obrist-Lieutenant Belleroux einen Paß, daß dieser recht bequem in unserer Stadt sich umseh'n kann. Hat auch schon Anmaßung und Einbildung ihr stolzes Haupt jemals kühner erhoben als gerade hier? Ist das nicht unerhört? Ich werde ihm die Antwort ganz gewiß nicht schuldig bleiben. —

Es soll mir keiner von den Boten Montclars über den Neckar kommen. Sagen Sie nur dem Trompeter, er möge ruhig seiner Wege gehen mit der Antwort an den General: Ich hegte alle Verehrung für des Deutschmeisters höchste Person, wagte auch niemals eine Bemerkung wegen der Übergabe zu machen, allein ich sei, in seine Lage versetzt, niemandem als dem Kurfürsten Gehorsam schuldig und würde stets nur seinen Befehlen Folge geben, und ich erwarte den Herrn General deshalb nach Kriegsgebrauch."

Der Bote ging. — — „Jetzt heißt es, auf der Hut sein und sich fertig machen. Philippsburg ist durch die Unachtsamkeit seines

Gouverneurs gefallen, der sich dem Jagdvergnügen hingab, als der Feind sich näherte. Das soll mir nicht passieren," dachte der Kommandant bei sich selbst und gab Befehle zur sofortigen Mobilmachung.

In großen Nöten.

Das war eine Antwort, die sich der Herr General nicht hatte träumen lassen. Dem Mannheimer Festungskommandanten war's zwar dabei nicht ganz just gewesen. „Zum Kriegen und Siegen" gehört eben mehr als der Mut, der aus dieser männlichen Antwort spricht. Man muß auch die rechten Leute dazu haben, die mit einem durchs Feuer gehen, sagte sich der Herr Gouverneur. Wenn er aber daran dachte und dazu noch einen Blick in die vor ihm stehende Kasse tat, in der es sehr schlimm aussah, dann war's ihm wie einem, dem der Boden unter den Füßen brennt.

Der Deutschmeister von Heidelberg hatte ihm wohl vor seinem Auszug 350 fl. zugesandt. Aber was waren diese paar Groschen für so viele! Einen Tropfen auf einen heißen Stein. Kaum, daß es für die Offiziere zu einer halben Monatsgage reichte, und man damit eine zehntägige Löhnung an die gemeinen Soldaten hätte auszahlen können.

S' war wahrlich zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel, zumal in der Zeit, wo alles sehr teuer war.

Dazu mangelte es an Brot. Alles Bitten und Betteln beim Kriegsrat half nichts. Was blieb dem Gouverneur anderes übrig, als die kurfürstlichen Zehntspeicher anzugreifen und zuguterletzt auch die Bürger zur Abgabe von Lebensmitteln mit Gewalt zu zwingen; denn während der Kommandant sich also rüstete, rückten die feindlichen Heere in größter Eile auf die Stadt los.

Montclar war schon am 1. November 1689, von Ladenburg kommend, mit seiner Reiterei vor den Toren der Stadt erschienen und hatte mit der Beschießung begonnen. Es währte auch nicht

lange, so trafen schon diejenigen ein, die mit ihm das ruchlose Werk der Zerstörung vollenden sollten.

Ludwig XIV. hatte bereits den Erben seines Thrones, den Dauphin Louis, gesandt in höchst eigener Person. Der sollte der jungen Stadt in der Blüte ihrer Jahre den Todesstoß versetzen und sich damit einen Namen in der Welt machen.

Kronprinz Louis gab sich auch alle erdenkliche Mühe. Er nahm den besten Festungsbaumeister mit, den die Franzosen damals besaßen. Vauban hieß er. Der verstand sich nicht bloß aufs Aufbauen, sondern war auch ein Meister im Zerstören. Im Nu hatte er mit seinen kupfernen, tragfähigen Nachen, die er mit sich führte, eine Brücke über den Rhein und über den Neckar geschlagen und die großen Heeresmassen vor die Stadt gebracht. So war diese in wenigen Tagen von den feindlichen Truppen ganz umzingelt.

Nun galts für ihn, der Stadt immer näher und näher auf den Leib zu rücken. Durch Anlegen von Laufgräben gelang dies. Die Heere kamen hart vor die Tore und Wälle. Am 4. November begann die Beschießung.

Die Mannheimer ließen anfangs nicht mit sich spaßen. Den ersten Angriff wiesen sie kühn zurück. Allein, als das Kanonenfeuer gar zu heftig wurde und dazu noch Tage und Nächte hindurch andauerte, schwand alle Hoffnung. Unter furchtbarem Krachen sausten aus drei Batterien die Bomben über die Wälle in die Stadt hinein und fielen, namenloses Unheil anrichtend, in die Straßen und Häuser ein. Der Boden dröhnte und erzitterte wie bei einem Erdbeben, wenn die Geschosse einschlugen, und die Luft, die von Rauch und Dunst erfüllt war, erbebte von den gewaltigen Donnerschlägen wenn die Kugeln mit unheimlicher Schnelligkeit ihren Weg in die Stadt nahmen.

Fünfhundert Bomben sollen gefallen sein und mehrere Straßen mit vierhundert Häusern in Brand gesteckt haben. Die Stadt glich einem wogenden Feuermeer, wenn man so über sie hinschaute.

Nun rettete, wer konnte, sein bißchen Habe, und wenn dies nicht mehr möglich war, doch wenigstens sein Leben.

Dem Gouverneur von Seeligenkron mags nicht gerade leicht ums Herz gewesen sein, als er die Übermacht der Feinde gleich in dieser handgreiflichen Weise zu spüren bekam. Aber für einen Kriegsmann vom Schlage des Mannheimer Kommandanten wäre die Sache immer noch nicht verloren gewesen, wenn nicht im eigenen Lager ein weit schlimmerer Feind gewütet hätte.

Mißmut, Verwirrung, ja Verzweiflung bemächtigte sich aller Gemüter. Von Angst und Schrecken gejagt, begaben sich die Frauen auf die Wälle und steckten große, weiße Bettücher an langen Stecken auf zum Zeichen, daß die Stadt zur Übergabe bereit sei. Männer, Weiber, Kinder, ja der ganze Rat zogen dem Gouverneur am Morgen des Martinstages ins Haus und baten ihn inständig, dem Elend und Jammer doch endlich ein Ende zu machen.

„Es rede niemand mir von Übergabe," erwiderte der Gouverneur in ernsterregtem Ton, „die Festung bis aufs äußerste zu halten, ist meine heilige Pflicht. Es widerstreitet meiner Ehre, meinem Gewissen, mich ohne weiteres der Gnade des Dauphins zu ergeben. Habt doch Geduld! Wenn jeder Bürger, jeder Soldat auf seinem Posten steht und mutig kämpft, so wie's der Feind getan, dann wir der ganze Kampf für uns ein ehrenvolles Ende nehmen."

Die Bürger ließen sich durch diese Worte nicht beruhigen. Sie drangen von neuem in ihn, liefen ihm auf Schritt und Tritt nach. Ging er zu den Batterien in die Festung, sie folgten ihm auf dem Fuße; kehrte er auf seine Kanzlei zurück, siehe, so standen sie wie Bettler vor seiner Türe und ließen ihm keine Ruhe. Aber alles Bitten und Drängen war vergeblich. Der Gouverneur wich und wankte nicht.

Da, noch am selben Tage des 10. Novembers richteten sie ein ausführliches Schreiben an ihn mit der Bitte um die Erlaubnis, beim Dauphin um Gnade flehen zu dürfen. Endlich nach

abgehaltenem Kriegsrat gestattete dies der Kommandant unter der Bedingung, daß sie ohne Vorwissen und Genehmigung des Gouverneurs keine Übergabe der Stadt und Festung abschließen dürfen. So machte sich denn eine Abordnung der Bürger auf den Weg nach dem feindlichen Lager.

General Duras war ihr Führer. „Es ist die höchste Zeit," sagte er zu den Räten, als er mit ihnen durchs Lager schritt, „der Dauphin hat bereits Befehl gegeben, daß die Stadt morgen in der Nacht durch Grenadiere erstürmt und völlig ausgeplündert werden würde, falls sie sich nicht sofort ergibt. Wenn ihr nun klug seid, öffnet eure Tore."

Von großer Angst erfüllt kam die Abordnung vor den Dauphin. Er würdigte sie keines Blickes und redete kein Wort mit ihnen. Nachdem sie ihre Bitte vorgebracht hatten, übergab er ihnen mit hochmütig überlegener Miene einen Zettel, auf dem er die sofortige Öffnung der Tore forderte.

Völlig niedergeschlagen und aufs tiefste enttäuscht kehrten die Unglücklichen in die Stadt zurück. Mit einer solchen Antwort konnten sie dem Gouverneur nicht unter die Augen treten.

Dieser war außer sich vor Zorn über das anmaßende Gebahren des Dauphins und dann aber auch vor allem über die Abordnung, die sich von den Franzosen so durch Drohungen hatte einschüchtern lassen. Jetzt beharrte der Gouverneur erst recht auf seinem Entschluß, nicht im geringsten nachzugeben.

Das Blutvergießen fing von neuem an. Neue Batterien fuhren am Rhein und an dem Heidelberger Tore auf. Der rote Turm stand ganz im Feuer. Eine Bombe fiel so unglücklich in die Festung ein, daß eine Explosion verursacht und eine ganze Batterie in die Luft gesprengt wurde. Was da an Toten und Verwundeten die Trümmer deckten, war kaum zu sagen.

Doch jetzt stand es am äußersten. Der Augenblick war da, wo man zum letzten Mittel griff.

Der Rotkopf.

Eine kalte Novembernacht war es. Eisiger Wintersturm stob über die Wälle. Das Feuer schwieg. Soldaten saßen in der Wachtstube und wärmten sich. Große Niedergeschlagenheit herrschte unter ihnen. Alle ließen die Köpfe hängen in Mißmut und Ermattung.

„Hab' dieses Hundeleben endlich satt," begann einer der Jungheimischen Dragoner, die im roten Turm postiert waren, „seit Wochen stehe ich auf meinem Posten bei Wind und Wetter. Nicht einer löst mich ab. Kein Bissen Brot kam über meine Lippen seit zwei Tagen, und auch kein Heller steckt in meiner Tasche. Die Löhnung schulden sie seit dreier Wochen. Das halt der Teufel länger aus."

Bei diesen Worten warf er seinen Haudegen in die Ecke, daß einige am Ofen Schlafende von dem klirrenden Lärm erwachten. Alle merkten auf.

„Hast recht, Jean," rief ihm einer der Infanteristen zu und klopfte ihm zustimmend auf die Schulter, „auch ich hab' längst genug. Wir können lahm und krumm geschossen werden, was kümmert's die? Die Heidelberger waren klug, die haben sich ergeben, nur wir, wir sollen uns zur Metzelbank noch länger führen lassen. Wollt Gott, wir kämpften unter anderer Fahne."

„Seid dumm genug," rief plötzlich eine Stimme aus der Ecke, „daß ihr euch wie das liebe Vieh behandeln läßt, wer dazu schweigt, verdient's nicht besser. Hier, lest einmal, was uns von Feindes Seite angeboten wird, wenn wir uns heut' ergeben!"

Der Sprecher dieser Worte, ein mittelgroßer, aber starker Mann mit stechenden Augen und rotem Haar, verteilte unter sämtliche Soldaten gedruckte Zettel, die von dem französischen Lager durch Verräter in die Festung gebracht worden waren. Gierig fielen die Soldaten über die Blätter her.

Wie ihre Augen leuchteten, als sie dieselben gelesen hatten! Wie orkanartiger Sturm gings durch die Reihen.

„Jetzt hat's ein Ende," tönte es aus aller Munde, „nicht eine Stunde länger fechten wir. Zehn Louisd'or, dazu wer sich ergibt Beförderung im Heere, was will man mehr!"

Der wilde Lärm, der die Wachtstube erfüllt, wurde plötzlich durch Kommandorufe unterbrochen, die draußen von den Wällen her hörbar wurden. Das Feuer begann von neuem.

„Auf die Schutzwehr!" hieß es. Einige folgten dem Befehl. Viele hatten Gewehr und Degen beiseite geworfen und trieben sich tanzend und singend hinter den Wällen umher. Die Offiziere forderten die meuternden Soldaten mit guten Worten auf, auf ihre Posten zu gehen. Gemeine Drohung war die Antwort. Da lief einer der Hauptleute zu dem Gouverneur und brachte Meldung.

„Im Rotenturm ist eben Verschwörung ausgebrochen," sagte er, „wir stehen in Gefahr von den Soldaten ermordet zu werden, wenn die Stadt nicht diese Nacht übergeben wird. Die Schutzwehren sind fast alle leer. Die Mehrzahl greift nicht mehr zur Waffe gegen den Feind."

Der Gouverneur machte bei dieser Nachricht verzweifelte Miene, zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Da ist nun guter Rat recht teuer. Wie kann man da noch einen Kampf ausfechten, wenn die die Treue brechen in schnöder Pflichtvergessenheit, die allein imstande sind, die Ehre dieser Stadt und Festung zu verteidigen!"

„Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben," sagte drauf der Offizier, „als diese Nacht noch uns zu übergeben, sonst kann es uns passieren, daß wir als Kriegsgefangene noch aus der Festung ziehen?"

„Um Gottes Willen," rief der Gouverneur, „man verschone mich mit dieser Schmach; lieber jetzt als nie. Allein ich glaube wohl, wir könnten diese Nacht noch einmal abwarten, um zu erforschen, ob die komplottierenden Soldaten auf ihren Drohungen beharren. Zum Übergeben ist's noch immer Zeit." Mit diesen Worten entließ er den Offizier.

Bald darauf erschien der Kommandant in eigener Person im Walle des Rotenturms. Er fand nicht einen Mann an der Brustwehr. Alle waren in die Schanzen herabgelaufen. Er redete ihnen nun auf gütliche Weise zu, auf ihren Posten zu gehen. Einige gehorchten und besetzten die Brustwehren, als der Gouverneur ihnen Ablösung versprach. Wie er aber die Reserve dazu zu bewegen suchte, widersetzte sich die ganze Schar aufs hartnäckigste.

Ihr Rädelsführer Hartmann Schütz, der Rotkopf genannt, trat frech hervor, hob drohend seinen Degen in die Höhe und begann: „Welcher Teufel will da hinüber auf die Metzelbank gehen? Wird nochmals die Kommunikationsbrücke und das Schiff zusammengeschossen, wo soll man sich dann nachgehends hin zurückziehen. Es ist nicht mehr um die Zeit, daß die Offiziere Meister sind; man zahle uns in Teufels Namen unsern rückständigen Sold."

Über ein solch' freches Gebahren war der Gouverneur so erzürnt, daß er dem nächst stehenden Soldaten das Gewehr aus der Hand riß und es auf Schütz anlegte, um ihn zu erschießen. Glücklicherweise schlug einer der Stabsoffiziere, der dabei stand, ihm das Gewehr in die Höhe, wodurch der Schuß fehl ging. Jetzt holte der Rotkopf seine Waffe herbei, stürmte heran und schrie: „Ihr Burschen, haltet euch an mich, ich will euer Obrist sein, wir wollen die Bluthunde, die Offiziere, über den Haufen schießen. Steckt einen doppelten Lunten an!"

Kaum gesagt, da sprangen sechs Mann auf den Gouverneur los, setzten ihm die Gewehre auf die Brust unter dem Zuruf: „Es ist nicht mehr um diese Zeit, gib uns unsern rückständigen Sold, oder du bist des Todes!"

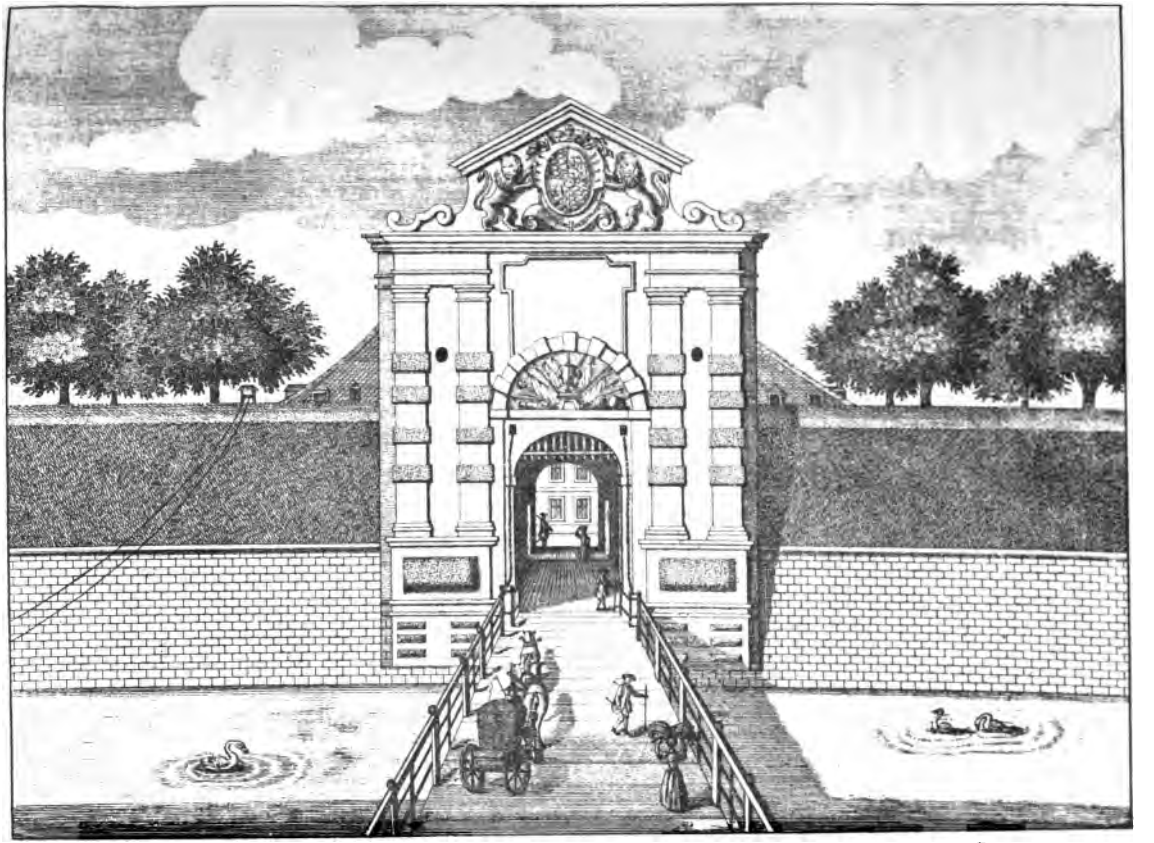
Damit war das Zeichen zum offenen Aufruhr gegeben. Alle verließen die Wälle. Einige machten Miene, das Zeughaus zu erbrechen. Als der Gouverneur sah, daß alle Zucht und Treue gewichen war, und kein Mittel mehr half, sie zum Aushalten zu bewegen, gab auch er alle Hoffnung auf und beschloß mit seinen Kriegsräten schweren Herzens am andern Tag die Übergabe der Stadt.

Der unselige Seeliger.

Am Freitag den 12. November 1689 ging das große Tor an der Stadtseite auf und herein zog unter klingendem Spiel und wehenden Fahnen ein Bataillon der französischen Infanterie unter der Führung des Generals Duras. Der meuterische Geist der pfälzischen Soldaten regte sich beim Anblick der einrückenden Feinde nun erst recht. Eine Schar der Aufrührer stürmte die Wohnung des Gouverneurs; eine andere machte den Versuch, die Fahnen zu zerreißen, die in der Wohnung des Obristlieutenants Schenk aufbewahrt waren. Der Gouverneur war gezwungen, die Hilfe der Franzosen in Anspruch zu nehmen, um die meuterischen Soldaten auseinander zu jagen. Er wollte ein Kriegsgericht über die Treubrüchigen halten; allein die Franzosen ließen die Gefangenen laufen, und der General Duras erklärte sogar: „Wir können die Bestrafung keineswegs dulden, wir sind vielmehr verpflichtet, ihnen Gutes zu tun und sie mit Speise und Trank zu versorgen.“ So ward es denn also.

Tags darauf, nachmittags 2 Uhr, zog die pfälzische Besatzung aus der Festung. Drei- bis vierhundert Männlein waren es noch. Zwei Kanonen führten sie mit sich, dazu einiges Gepäck.

Gouverneur Seeliger von Seeligenkron ritt ernst und schweigend dem Zuge voraus. Am Rheintor erwartete ihn der Dauphin Louis mit seinem ganzen Generalstab. Zwanzig Schritte vor dem Tore stieg der Gouverneur vom Pferde und trat auf den Prinzen zu unter den üblichen militärischen Ehrenbezeugungen, indem er sprach: „Ich habe die Festung übergeben nicht aus Mangel an Tapferkeit und Ausdauer, sondern weil eine Meuterei unter den Soldaten ausgebrochen ist, wodurch mir die Fortsetzung des Kampfes unmöglich gemacht wurde.“ Der Dauphin entgegnete hierauf: „Ich erkenne wohl das Unglück, das den Herrn Gouverneur betroffen hat, ich bedaure es lebhaft. Ich kann dem Kommandanten der Stadt und Festung Mannheims nur das Zeugnis geben, daß er als Mann von Ehre und Pflicht sich tapfer verteidigt hat.“



66.

Das Rhein Thor

La porte du Rhin.

Nachdem Freiherr Seeliger von Seeligenkron sich vom Dauphin verabschiedet hatte, stieg er, dreißig Schritte von diesem entfernt, wieder zu Pferde und zog, von fünfzig Dragonern eskortiert, über die von Vauban erbaute, kupferne Neckarbrücke nach Viernheim hinüber, woselbst er übernachtete.

Andern Tags gings dann weiter nach Eberstadt und Frankfurt. Noch einmal empörten sich seine Soldaten und bedrohten ihn mit dem Tode. Erst als er von dem Landgrafen von Hessen-Cassel in Schutz und Dienst aufgenommen ward, befand er sich in völliger Sicherheit.

Der pflichttreue, tapfere Kommandant hatte seine Schuldigkeit getan. Wenn man der Bürgerschaft Mannheims gedenkt, die mit heroischer Geduld monatelang die fürchterlichsten Qualen und Leiden ertrug, dann wird man auch den Freiherrn Seeliger von Seeligenkron nicht vergessen, dem der Ruhm und die Ehre der Stadt über alles ging.

Verjagt.

Von einem erzählt, der dabei war.

Im Herbst des Jahres 1689 bekam die Gemeinde Mannheim einen neuen Pfarrer. Daniel Schmidtmann hieß er. Der war ich. In einer armseligen Bretterbude hielt ich meine Antrittspredigt. Weil ich in der von Grund aus verwüsteten und abgebrannten Stadt keine Wohnung für mich fand, so war mir gestattet, daß ich in Heidelberg bliebe und von da aus meinen Dienst versehe.

Das geschah freilich unter vieler Beschwerde und oftmaliger Lebensgefahr. Denn ich ging alle Sonntage, öfters auch in der Woche, mit dem anbrechenden Tage aus Heidelberg fort und hatte dann zwei gute Meilen bis Mannheim zu marschieren, predigte daselbst jedesmal beiden Gemeinden, deutsch und französisch, besuchte die vielen Kranken und verspätete mich bisweilen

so, daß ich erst in finsterer Nacht nach Heidelberg zurückkam. Meistenteils machte ich die Wege zu Fuß. Wenn ich aber bei unsicherer Zeit, schlimmem Wetter und schlechtem Weg des Nachts über in Mannheim verblieb, mußte ich mit einem harten Lager auf der Erde oder auf einer Bank im Keller vorlieb nehmen, wodurch meine Gesundheit sehr gelitten hat. Im Dezember wurde ich von einem starken Scharlachfieber befallen und lag vier Wochen schwer krank darnieder. Aber alles Ungemach wurde durch die große Liebe beider Gemeinden reichlich vergolten.

Weil meine armen Zuhörer in tiefen Kellern oder in kleinen, auf Brandstätten errichteten Hütten wohnten, brachen allerhand Krankheiten auch unter ihnen aus, und da es an Pflege, Arznei und kräftiger Speise gebrach, mußten viele elendiglich sterben. Doch wir trösteten uns, daß wir bei den Gräbern unserer Väter wohnten, und daß wir nach unserm Tode zu ihren Gebeinen würden gesammelt werden.

Der unbarmherzige Feind wollte uns diesen Trost nicht länger lassen. Er gebot uns, mitten im Winter aus der Stadt wegzuziehen. Bei Lebensstrafe sollten wir dorthin nicht wieder zurückkehren. Durch Bitten und Flehen versuchten wir umsonst sein Herz zu rühren. Es überfiel uns eine feindliche Abteilung aus Philippsburg, plünderte unsere Hütten, steckte sie in Brand und mißhandelte die armen Leute aufs schändlichste. Mehrere Kinder blieben auf der Flucht im Schnee stecken und kamen jämmerlich um. Als der Feind abgezogen war, führte viele die Liebe zur Vaterstadt zurück. Aufs neue hielten wir daselbst unsern Gottesdienst; — — aber nicht lange.

Eines Sonntags während der Predigt kamen die Feinde abermals mit großer Wut über uns und beschossen die Hütte, in der wir uns versammelt hatten, so daß die Kugeln in das Dach und mir und den laut aufschreienden Zuhörern über die Köpfe wegfuhren. In aller Eile mußten wir flüchten.

Am nächsten Tage verbrannten die Franzosen den Ort unserer Erbauung nebst den noch übrig gebliebenen Hütten, traktierten die Leute erbärmlich und verschonten nicht einmal

die unmündigen Kinder. Einigen von diesen schossen sie durch den Kopf. Den Entflohenen ließen sie melden, daß sie massakriert werden würden, sobald sie sich wieder in der Stadt sehen ließen. Darauf entschlossen wir uns, aus Mannheim zu scheiden, suchten aber bei dem französischen Kommandanten in Philippsburg um die Erlaubnis nach, diesseits des Neckarstromes am Ufer unterhalb Feudenheim Hütten bauen zu dürfen, was uns endlich gegen Bezahlung einer Summe Geldes gestattet wurde.

Friedrich der Große als Kronprinz in Mannheim

Wenn ein König kommt.

Im Schlosse zu Mannheim herrschte in den ersten Tagen des Augusts 1730 ein frohes, geschäftiges Treiben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wandelte das ganze Heer der Diener und Bedienten auf den breiten, steinernen Treppen und in den hellen, hohen Gängen emsig auf und ab, bald aus dieser Türe heraustretend, bald in jene verschwindend. Die großen Empfangssäle und Prunkräume, wie sie sich im Mittelbau des Schlosses befanden und heute noch befinden, sollten zum großen Empfang hergerichtet werden.

Da gabs alle Hände voll zu tun. Der prachtvolle, hohe Rittersaal, hinter der Schloßterrasse liegend, in dem sonst die Konzerte und Hofbälle abgehalten wurden, sollte zu gründlicher Lüftung und Säuberung geöffnet werden. Die prunkreichen Kaisergemächer, der mit einem rotsammeten Baldachin ausgestattete Thronsaal, welcher seit dem letzten hohen Besuch das Licht der Welt nicht mehr gesehen hatte, alle waren aufgeschlossen und vollständig ausgeräumt worden.

Da standen nun in langer Reihe alle die kostbaren, sammeten und seidenen Möbelstücke, die Polstersessel, die Sofas, sämtliche in reichster Goldverzierung, die massiv-silbernen Tische und Stühle, wie sie der Kurfürst Karl Philipp einst kurz nach seinem Regierungs-

(S. 72)

Das ehemals Kurpfälzische, jetzt Großherzogliche Schloß zu Mannheim.

(S. 73) Der Rittersaal im Großherzoglichen Schloß zu Mannheim.

antritt im Jahre 1718 von Düsseldorf und Heidelberg her mitgebracht hatte. Alle traf der prüfende Blick der gewissenhaften Dienerschaft.

Nun gings auch an die kostbaren, prachtvoll gewirkten Niederländer und Pariser Gobelins (Wandteppiche), welche Begebenheiten aus der heiligen Geschichte, aus der griechischen Sage oder auch Tierbilder darstellend, in goldenen Rahmen eingefaßt, die riesigen Wände zierten. Auf die Erhaltung dieses Innenschmucks, der einen ungeheuern Wert darstellte, mußte ganz besonders Bedacht genommen werden.

Dieselbe Sorgfalt und Vorsicht in der Behandlung erforderten die prachtvoll gewobenen, türkischen Teppiche, die in riesenhafter Ausdehnung die kunstvoll eingelegten Böden bedeckten. Sie sollten als Meisterwerke der Kunstweberei am Tage des großen Empfangs ganz besonders in der Pracht ihrer leuchtenden Farben prangen.

Auch der kostbare, reiche Schmuck, den die hohen Türflügel und Wände trugen, sollten in der Fülle und Schönheit ihrer Formen und Farben erstrahlen und im Verein mit den prächtig wirkenden Deckengemälden, die zumteil aus der Meisterhand des berühmten Malers Assam hervorgegangen sind, den Gesamteindruck der Gemächer erhöhen.

Zart und leise glitten darum die säubernden Hände der Diener über die von echtem Silber getriebene Umfassung der großen Wandspiegel, über die goldenen, kunstvoll gearbeiteten Rahmen der mächtigen Ölgemälde hin, wie sie besonders die Wände des schönen Rittersaales schmückten. Dabei wurden die vielen Bildschnitzereien der Holztäfelung, der prachtvolle Stuck an Wand und Nische nicht vergessen.

So waren die schönen, weiten Räume bald zum Empfang hergerichtet und erstrahlten in wenigen Tagen im Glanze ihrer bezaubernden Herrlichkeit.

Zu gleicher Zeit wurden nun auch in Küche und Keller, in Stall und Remise die nötigen Vorbereitungen getroffen. Der kurfürstliche Hofküchenmeister, der mit einer ansehnlichen Zahl von Hofköchen und Küchenjungen im östlichen Flügel des Mittel-

baues seines „hochwichtigen Amtes" waltete, bekam Befehl, für den Tag des großen Empfangs ein besonders reichhaltiges, ausgewähltes Menu aufzustellen. Neckar und Rhein gaben ihre größten und besten Fische, ihre Hechte, Salmen, Barben in großer Menge.

Auch am erforderlichen Wild, an Hasen, Rehe, Rebhühner u. a. hätte es nicht gefehlt, wenn die Jagd schon offen gewesen wäre, war doch der Kurfürst Karl Philipp selbst ein leidenschaftlicher Jäger, dem der Flur- und Wildschaden, welchen er während verschiedener Kriege erlitt, wichtiger erschien als die Mißhandlungen, die der pfälzische Bauer von den feindlichen Heeren erdulden mußte.

So war der Küchenzettel bald gemacht, und es handelte sich nur noch um einen guten Trunk.

Um den war der Hof nicht verlegen. Im Heidelberger Schloßkeller stand ja unter andern das Riesenfaß, das Kurfürst Karl Ludwig einst als äußeres Zeichen des Wohlstandes der Pfalz erbauen, und das Karl Philipp wieder reparieren ließ. Die besten Sorten rheinischen und ausländischen Weins bargen die Fässer in ihrer riesenhaften Ausdehnung. Die vorzüglichsten Marken wurden ausgesucht und in der erforderlichen Menge zum großen Empfang bereit gestellt.

Auch im Stallbau regten sich fleißige Hände. Das neue Galapferdegeschirr mit dem echt silbernen Beschläg wurde hervorgeholt. Die hohen Tore der Remise taten sich auf, und Wagen für Wagen, der eine schöner als der andere, rollte auf schwankenden Federn leicht und leise in den Ehrenhof hinein.

Am prächtigsten war die kurfürstliche Staatskarosse anzuschauen, die von vier feurigen Pferden gezogen wurde, mit Kronen und anderm Zierat geschmückt war und auf hohen, reich vergoldeten Rädern lief. Es galt für den prunk- und prachtliebenden Kurfürst Karl Philipp, den ganzen Glanz zu entfalten, dessen sein Hof fähig war, wurde doch am 4. August hoher Besuch erwartet.

Der davongelaufene Prinz.

Das Gasthaus „zur goldenen Krone“ im Dorfe Steinsfurt (bei Sinsheim) prangte in hellem Flaggenschmuck. Auf dem Platze vor dem Hause standen die Bauern um die Feierabendstunde in eifrigem Gespräch und harrten voll Ungeduld und in größter Erwartung der Ankunft eines hohen Gastes, des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen, der auf der Reise nach Mannheim hier abzusteigen und zu übernachten beabsichtigte.

Stunde um Stunde verrann, er kam nicht. Schon verkündete die Glocke vom Turme der nahen Kirche in gewohnter Weise die Stunde der abendlichen Betzeit; aber noch immer standen sie alle auf demselben Fleck; keiner wich von der Stelle.

Da plötzlich hörte man von ferne Wagengerassel und Pferdegetrab. Vier Wagen kamen in schnellem Laufe die Hauptstraße des Dorfes heraufgefahren. „Sie sind's, sie sind's“, tönts plötzlich wie aus einem Munde.

Vor „der Krone“ wird gehalten. Alles steht auf den Zehen und streckt die Hälse. Der lange Hannes, der Schäfer, nimmt seinen kleinen Buben auf den Arm, daß er's besser sieht. Ein paar junge Burschen klettern auf den hohen Lindenbaum, der einen nahen Garten beschattet, und schauen sich von ihrem luftigen Sitze aus das seltene Schauspiel an.

„Siehst, Michel,“ sagte einer derselben zu seinem Kameraden, als die Herren dem Wagen entsteigen, „der dort mit dem großen Dreispitz auf dem grauen Kopf und dem blitzenden Stern auf der goldbestickten Brust, das ist er jetzt, der König Friedrich Wilhelm von Preußen, und der junge, der hinter ihm steht und eben dem Pagen seinen Mantel übergibt, das ist des Königs Sohn, der Kronprinz Friedrich.“ — —

„Wie die Augen des Prinzen so müde und traurig dreinblicken,“ erwiderte der Angeredete, „den muß was niederdrücken. Seinem Aussehen und seiner ganzen Haltung nach ist der heut' nicht zum besten aufgelegt.“

Unter der Türe stand schmunzelnd der Kronenwirt, empfing seine hohen Gäste mit den untertänigsten Bücklingen und geleitete sie sofort in das sogenannte „Herrenstüble", in welchem ein einfaches Mahl für die vornehme Gesellschaft gerichtet war.

Noch stand die Schar der Neugierigen vor dem Gasthause und harrte mit kindlicher Ungeduld des Augenblicks, wo ein fürstlich' Antlitz sich am Fenster zeigte, als plötzlich das Geklapper der Teller, das Klingen der Gläser den Beginn der Mahlzeit verkündete. Jetzt dachten unsere Bauern endlich auch einmal ans Heimgehen, und bald war es auf Straße und Platz stille.

Die fürstliche Gesellschaft, vom Reisen müde, legte sich auch bei Zeit schlafen. Majestäts Geschmack war immer schlicht. Der König war allezeit ein Freund von frischer Luft und keinen Umständen gewesen. „Matratzen, provisorischer Kochapparat, reichlich Tabak und eine Badewanne, das ist so das, was der Mensch bedarf", sagte der König und zog darum den luftigen Aufenthalt großer, weiter Scheunen der beklemmenden Schwüle der niedrigen, dumpfen Wirtsstube vor.[17] Bald nahm die angenehme, labende Kühle und das heimliche Dunkel der hinter dem Gasthaus gelegenen, großen Scheuer die königlichen Gäste auf, und es währte nicht sehr lange, da schlief des Königs Majestät nach des Tages Mühen den Schlaf des Gerechten.

Kronprinz Friedrich wurde mit seinem Trio der Wachsamkeit, den Offizieren Buddenbrock, Rochow und Waldau, einige Schritte von der „Krone" entfernt, in dem sogen. „Lerchennest" untergebracht. Das war eine große und weite Scheune, die einem Bauer, Namens Lerch, gehörte und an dem Orte stand, wo die Hauptstraße des Dorfes nach Ehrstädt abzweigt.

Der Kronprinz hatte vor dem Schlafengehen in einem unbewachten Augenblick sich mit seinem treuen Freund, dem Pagen Keith, verständigt. „Hör Er," sagte er ganz leise zu ihm, „morgen früh hab' ich ein lustiges Abenteuer vor unsern des Ortes, daß Er mich schlag 2 Uhr weckt, wenn ich schlafen sollte, und mir die nötigen Pferde beischafft. S'ist ja doch gerade Pferdemarkt hier."

Der Page versicherte, alles streng geheim zu halten und mit äußerster Vorsicht dabei zu Werke zu gehen. So war der Plan der Flucht geschmiedet. Prinz Friedrich legte sich.

Es war kaum über eins. Alle schliefen fest. So sah es wenigstens aus. Nur Kronprinz Friedrich wachte. Er konnte mit dem besten Willen nicht einschlafen. Schwerer Kummer drückte ihn. Trübe Gedanken jagten durch seinen fieberheißen Kopf.

„Nicht länger mehr ertrag' ich diese Behandlung," dachte er bei sich selbst, „wie ein elender Sklave komme ich mir vor, wenn ich daran denke, wie man mit mir verfahren ist. Den Schlafrock, den die gute Mutter mir geschenkt, hat man ins Feuer geworfen, Buch und Flöte, meine treusten Freunde in der Einsamkeit, hat man mir weggenommen, und selbst der Zopf an meinem Kopfe ist mir zuletzt noch abgeschnitten worden. Nun will man mir auch noch ein Weib aufdrängen, damit die Hände mir noch ganz gebunden sind. Nein, dies erbärmlich' Leben hab' ich satt. Die Zeit ist hier, wo mich ein gut' Geschick von allem Übel erlösen soll. Wird wohl der Plan gelingen? Keith ist ja treu und klug genug dazu; der wird die Sache schon zum guten Ende führen." — —

Stille herrschte in der Scheune, tiefe Stille, als der Prinz hoffend und harrend dalag und des Glückes wartete, das da kommen sollte Nur zeitweise vernahm man die tiefen Atemzüge der müden Schläfer.

Es schlug eben 2 Uhr vom Turm, da erhob sich der Page von seinem Lager und näherte sich, leise und langsam auf den Zehen vorwärtsschreitend, dem Orte, wo er den Kronprinz zu finden glaubte. Da es nun aber in der Scheune noch sehr dunkel war, so ging Keith fehl und weckte anstatt den Kronprinzen dessen Kammerdiener, Namens Gummersbach. Der tat anfangs, als ob er nichts Verdächtiges dahinter suche und blieb eine Weile ruhig liegen.

Der Kronprinz aber stand behutsam auf, kleidete sich an, warf seinen roten, französischen Überrock, den er sich heimlich auf

der Reiſe hatte machen laſſen, über die breiten Schultern, ſchob vorſichtig und geräuſchlos den Riegel zurück und ging zur Scheune hinaus.

Kaum war er draußen, kroch der Kammerdiener Gummersbach aus ſeinem Bett, trat an Rochows Kopfkiſſen heran und ſprach: „Hſt, Herr Oberſtleutnant, wachen Sie gefälligſt auf!

Der Kronprinz ſchob vorſichtig und geräuſchlos den Riegel zurück und ging zur Scheune hinaus.

Königliche Hoheit ſind auf, haben ihren Überrock an und ſind hinausgegangen."

Rochow ſprang bei dieſen Worten mit gleichen Füßen von ſeinem Lager auf, eilte zu ſeinen Kleidern, und — in ein paar Minuten war er draußen in dem grauenden Morgen. Nicht lange währte es, da fand er den Prinzen auf dem Pferdemarkt, gedankenvoll an einen Wagen gelehnt, nach dem Pagen ausſchauend, den er kurz zuvor zur Herbeiſchaffung von Pferden fortgeſchickt hatte.

(S. 79) Der Kronprinz wird an der Flucht verhindert.

Die französische Kleidung des Kronprinzen bestärkte den Obersten in dem Verdacht, daß dieser zu fliehen beabsichtigte. Er machte jedoch keinerlei Anspielung auf sein Vorhaben, sondern fragte ihn mit schuldiger Ehrerbietung nur, weshalb er sich so früh auf den Weg gemacht habe.

Der Kronprinz, der wegen dieser unwillkommenen Überraschung außer sich vor Zorn war, gab seinem Verfolger eine rauhe und kurze Antwort. Hätte er eine Waffe gehabt, er wäre in diesem Augenblick, wo sein Plan vereitelt war, zum äußersten fähig gewesen.

„Majestät ist bereits erwacht," erwiderte der Oberst, „und wird um fünf Uhr die Reise nach Mannheim fortsetzen. Hoheit möge schleunigst sich umziehen, damit der König ja die französische Kleidung nicht sehe."

Kaum hatte Rochow das gesprochen, kam der Page Keith mit den Pferden. „Wohin mit den Gäulen, Junker", herrschte ihn der Oberst an. Keith, den Stand der Dinge erkennend, antwortete ohne merkliche Verlegenheit: „Es ist mein und Kunz, des Pagen Pferd, bereit zur gewöhnlichen Stunde."

„Majestät reist erst um fünf," schrie der Oberst ihn an, „zurück mit den Pferden!" Eben wollte der Page dem Befehl nachkommen, da ergriff der Kronprinz die Zügel, schwang sich kühn in den Sattel und wollte davonreiten, als Rochow ihn mit Gewalt daran hinderte. Der Kronprinz wehrte sich wie ein Verzweifelter; allein alle Anstrengungen, zu entkommen, schlugen fehl. Zitternd führte der Page die Pferde zurück, während der Kronprinz wohl oder übel dem Obersten Rochow folgen mußte.

König Friedrich hatte bereits von dem Vorhaben Kenntnis erhalten. Der äußerst strenge und reizbare Vater war über das Benehmen seines Sohnes außer sich vor Wut. Seine Augen blickten finster und unstet hin und her. Zornesröte stieg ihm ins Gesicht; er zitterte am ganzen Leibe, als man ihm den Flüchtling vorführte. Mit nervöser Hast griff er an seinen Degenknopf. Er wäre zum äußersten bereit gewesen, wenn seine Umgebung ihn

nicht zu beruhigen vermocht hätte. In tiefster Mißstimmung setzte der König nun seine Reise, wie geplant war, über Heidelberg nach Mannheim fort.

Mißtöne im Festesjubel.

Im Ehrenhof des Schlosses herrschte bei der Ankunft des Königs ein buntbewegtes Leben.

Da schreiten unter den Wandelgängen zwei hohe Herren der Regierung, zwei Geheimräte sind's, im Staatsfrack auf und ab; dort unterhält sich eine am Hofe gern gesehene Figur, ein stutzerhaft gekleideter Abbé im schwarzen, seidenen, kurzen Mäntelchen mit einer Gesellschaft junger Damen in Reifröcken, das kokette Hütchen auf hoher Frisur und das stark geschminkte Gesicht zeitweise neckisch hinter ihren Fächern verbergend. Dort rollt schwerfällig eine buntbemalte, in den altmodischen C-Federn hängende Chaise eines hohen Würdenträgers am Portale vor, und hier wird eine alte, vornehme Matrone in der Portechaise (Tragsessel oder Sänfte) vorbei nach dem Schlosse getragen.[16]

Da — — auf einmal — — stockt das Leben. Trommelwirbel ertönt. Die Wache tritt ins Gewehr. Kanonenschüsse donnern. Die Glocken läuten. Der Wagen mit dem hohen Gaste fährt in den Ehrenhof hinein.

Voraus ziehen zwei phantastisch aufgeputzte Läufer mit wallenden Federn auf dem Barett, mit silberbeschlagenem Stock in der Hand. Hinter dem Wagen reitet das Gefolge, Leutnant Keith mit dem ganzen Jammer seiner Gewissensangst.

Kurfürst Karl Philipp steigt mit seinem hohen Gaste aus und führt ihn zwischen zwei Reihen Spalier bildender, schmucker Soldaten der Garde du Corps hindurch unter Begleitung der Schweizertrabanten ins Schloß hinauf.

Dort hatte sich der hohe pfälzische Adel und die Spitzen der Staats- und Gemeindebehörden zur Begrüßung eingefunden. Nachdem diese vorüber war, zogen sich die beiden Fürsten bis

zum Beginn der großen Galatafel auf kurze Zeit in eines der Nebengemächer des großen Empfangssalon zurück.

Kronprinz Friedrich war, obwohl erwartet, nicht mit seinem Vater eingetroffen. Er war offenbar mit seinem Gefolge noch länger in Heidelberg geblieben. Das erregte am Hofe immerhin einiges Befremden. Der Kurfürst, der im Laufe des Tages von dem Kenntnis erhalten hatte, was in Steinsfurt vorgefallen war, wagte nicht, den König wegen des Ausbleibens seines Sohnes zu fragen. Die lebhafte Unruhe, die Friedrich Wilhelm I. aber bei seiner Ankunft zur Schau trug, mochte dem Kurfürsten nicht entgangen sein.

„Schöner Rheinstrom, dreimal schön geschmücktes Mannheim, ja alles ist schön, Ew. Durchlaucht, aber wo mag der Prinz bleiben," rief der König wiederholt aus.

„Natürlich mag der Prinz zögern," erwiderte der Kurfürst, „das große Faß und andere Wunder besichtigend. Ich hatte das Vergnügen, jenes große Faß zu reparieren, wie Eurer Majestät bekannt sein wird; es hatte halb verbrannt dagelegen, seit Ludwig XIV. mit seinen Mordbrennereien über uns kam und die ganze Pfalz wüste legte — — wenig zu seiner Ehre. Ich habe das Faß repariert, es ist vermutlich die erfolgreichste Tat, die ich bisher vollbracht und wohl sehenswürdig, hätten Majestät Zeit gehabt . . . ." „Jawohl," erwiderte der König ganz in Gedanken verloren, „aber er ist eine Stunde vor mir abgereist."[17]

Aus dieser letzten Antwort merkte der Kurfürst, daß der König nicht recht bei der Sache war und schlug, um der hochpeinlichen Lage ein Ende zu machen, vor, einen Stallmeister nach Heidelberg zu senden, nach dem Prinzen zu sehen.

Friedrich Wilhelm I. war damit natürlich sofort einverstanden und befahl, daß die drei Getreuen seines Gefolges den Abgesandten begleiten sollten. Er selbst zog sich jetzt in seine Privatgemächer zurück, um besondere Besuche zu empfangen und dringliche Geschäfte zu erledigen.

Zunächst meldete sich der Page Leutnant Keith und bat um Gehör. Er wurde vorgelassen. Keith, der die Angst und den

Königs sieht, wirft sich vor ihm auf die Kniee,
ern und bittet unter heißen Tränen in völliger Ver-
Wir wollten über Speier nach Frankreich fliehen.
allein hat es verhindert. Verzeihung, Verzeihung,
Majestät, aber das ist nackte Wahrheit und sie
weiter habe ich nichts zu bekennen."
der sich bis aufs äußerste bemühte, hier im
lichen Haus alles zu vermeiden, was den Aufenthalt
ürsten unangenehm machen könnte, entließ ihn mit
unter der drohenden Versicherung, daß alles weitere
werde, wenn man zuhause eingetroffen sein wird.
war der Prinz mit Gefolge von Heidelberg ein-
Alles in bester Ordnung", meldete das getreue Trio.
aber zeigte in einer unterdrückt-vulkanischen Weise,
und Bedeutungen gezwungen an sich zu halten am
welch gräßlicher Skandal und Schrecken im Werke
und fährt erregt fort: „Und ihr drei, daß ihr es
ihr drei steht mir dafür und sollt mit euern Köpfen
daß ihr ihn in unser eigenes Gebiet zurückbringt,
tot." [17] Das Trio versprach's; der König entließ sie
freundlicher Gebärde.

Abend fand die große Galatafel statt. Ein Glanz und
wurde dabei entfaltet, wie man sie nur am Hofe
pps zu sehen gewohnt war. Reden wurden dabei
und Trinksprüche ausgebracht. König Friedrich Wilhelm
seinen Sohn weiter keines Blickes und redete kaum ein
ihm. Die Mißstimmung zwischen Vater und Sohn war
als daß sie hätte ganz verborgen werden können. Arg-
und bis zum äußersten mißtrauisch, verfolgte der gekränkte
hrend seines Mannheimer Aufenthalts alles, was der
te oder unternahm.

Tages waren einige französische Offiziere von der
Landau eingetroffen, dem Kurfürsten einen Besuch zu
Kaum hatte der König dies gehört, als er auch schon
hinter etwas Verdächtiges witterte. „Ha, die möchten

Fritzen's wegen gekommen ſein," ſagte er heimlich zu Rochow und ſetzte hinzu: „Rochow, aufgepaßt, bei Tag und bei Nacht aufgepaßt auf ihn." — — —

In dieſer gedrückten Stimmung verfloſſen die Tage, die der König am Hofe des Kurfürſten zubrachte. Einmal noch hoffte man auf eine Änderung der königlichen Stimmung, an dem Tage nämlich, da der Kronprinz, dem eindringlichen Zureden ſeiner nächſten Umgebung folgend, ſich entſchloß, mit ſeinem Vater den Gottesdienſt in der Trinitatiskirche zu beſuchen. Das brachte für den Augenblick einige Beruhigung. Allein der Riß, der zwiſchen Vater und Sohn entſtanden war, war doch zu tief, als daß er durch einen Kirchgang hätte geheilt werden können.

Der unheimlichen Stille und gewittrigen Schwüle, die weiter im Umgang während des ganzen Aufenthaltes hier in Mannheim fortdauerte, ſollte zuhauſe angelangt, bald ein donnerndes Wetter folgen, das den jungen, unglücklichen Prinzen im Grunde ſeiner Seele erzittern ließ.

Schon auf der Heimreiſe von Mannheim, die der König wenige Tage darauf antrat, deutete dies der geſtrenge Vater ſeinem Sohne an, indem er in ſpöttelndem Tone zu ihm ſagte: „Ach, ich wundere mich, Ihn hier zu ſehen, ich habe Ihn ſchon in Paris vermutet."

Der „hoorige Ranze“

die Geſchichte einer Räuberbande aus der Folterzeit.

Martin, der Oberknecht.

Der Rabenhofbauer war der reichſte Mann in der weiten Umgegend des Donnersberges. Er hatte die größten und beſten Äcker und den ſchönſten Viehſtand weit und breit. An der Pferdezucht hatte er ein beſonderes Gefallen. Er zog beſtändig Pferde auf, kaufte und verkaufte ſie, wie's eben gerade ging. Dabei machte er jedesmal kein ſchlecht' Geſchäft; denn er verſtand ſich aufs Aufziehen und noch mehr auf den Handel mit Pferden wie keiner im ganzen Umkreis.

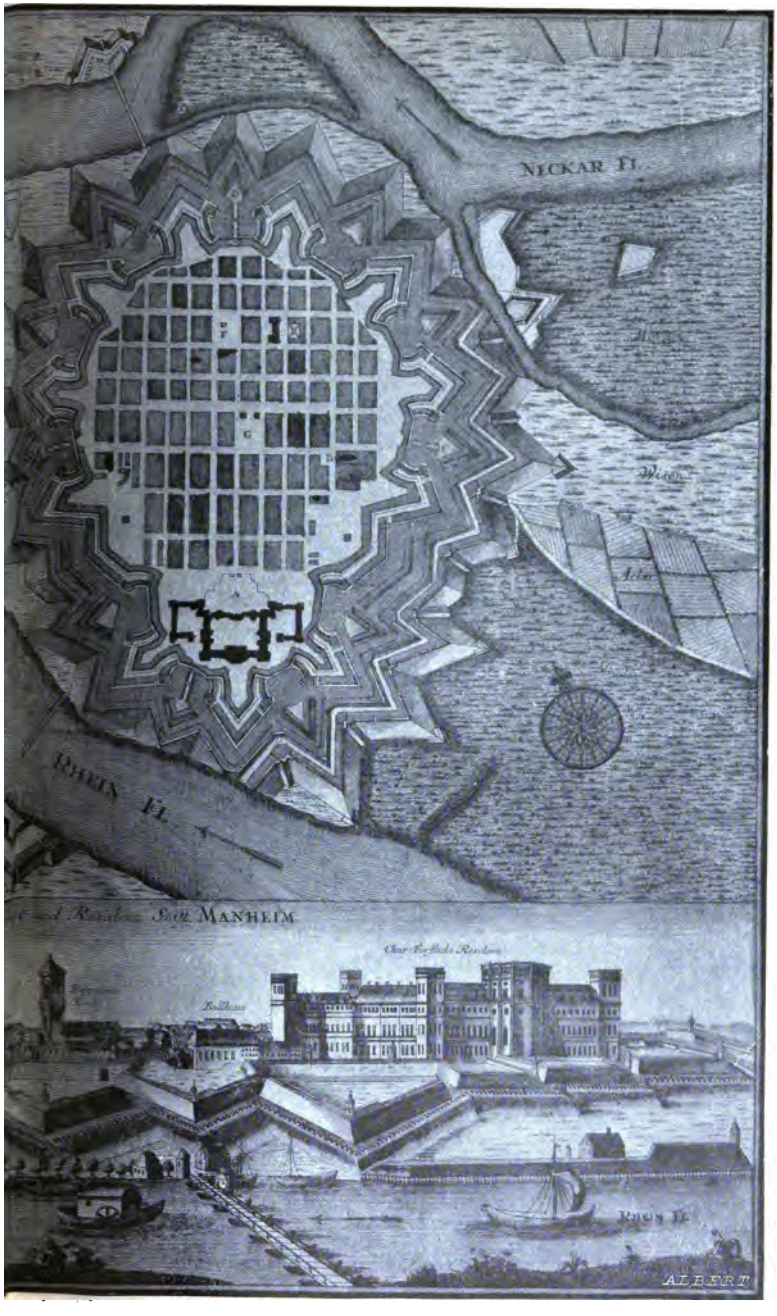
Aber eins hatte er, um das er nicht zu beneiden war. Wenn die Wolken am Himmel ſtanden, und es ander' Wetter gab, verſpürte er in ſeinen Gliedern ein Zucken und Reißen, daß es kaum zum Aushalten war. Das Zipperlein plagte ihn Tag und Nacht.

Aber wiewohl er zu dieſer Zeit wochenlang nicht vor die Stubentüre kam, ſo ging doch alles in Stall und Scheune, im Garten und auf dem Acker wie am Schnürchen, und ſeine ganze große Wirtſchaft war ſtets in beſter Ordnung. Das war nicht zu verwundern.

Er hatte einen alten, braven Knecht, den Martin. Der diente ihm treu und rechtſchaffen ſchon ſeit der Zeit, da er aus der Schule entlaſſen worden war, nun bald volle zwanzig Jahre. Schon der Vater Martins war lange auf dem Hofe Knecht geweſen, und ſo

(S. 84)

Mannheim um die M



te des 18. Jahrhunderts.

war denn auch der Sohn wie er einst ein Glied der Familie. Man betrachtete ihn auch wie eigen und vertraute ihm alles an. Er war so gut der Herr im Hause wie der Hofbauer.

Eines Tages, es war an einem Sonntag, war das Fest der Weinlese in dem benachbarten Dorfe. Da gings allemal hoch her. Da war Musik und Tanz, Jahrmarkt und Volksbelustigung für jung und alt.

Martin, der Oberknecht, ein kreuzfideler Kerl, der gerne dabei war, wo es lustig zuging, beschloß am Mittag den Markt zu besuchen. Er hatte übrigens für den Hofbauer, der an diesem Tage wieder seine Schmerzen hatte und nicht gehen konnte, verschiedene Einkäufe zu machen und sonstige Geschäfte zu erledigen.

Der Hannjakob vom Berg, der Schwanenwirt, hatte nämlich dem Rabenhofbauern vor drei Wochen zwei schöne Wallachrappen abgekauft. Diese sollte Martin, der Knecht, dem Käufer nun zuführen und zugleich das Geld für den Rabenhofbauer in Empfang nehmen.

Das ließ sich der Martin nicht zweimal sagen. Denn fürs erste bekam er bei einem solchen Kaufe in der Regel ein hübsches Trinkgeld, und zum andern war es für den stolzen Burschen immer eine höllische Freude, am Sonntag nachmittag hoch zu Roß über den belebten Markt zu reiten.

Und so hatte er denn kaum den Löffel aus der Hand gelegt, als er auch schon reisefertig im Sattel saß und heitern Mutes dem eine Stunde entfernten Dörfchen zuritt.

Der Weg führte durch einen tiefen Wald. Schon unterwegs traf er eine stattliche Zahl von Kirchweihgästen, die alle dem Jahrmarkt zustrebten. Alle drehten neugierig die Köpfe nach dem schmucken Reitersmann.

„Das ist des reichen Rabenhofbauer Oberknecht, der Martin," flüsterten die Dorfschönen leise einander zu. Martin tat, als ob er es nicht höre; gleichwohl bereitete es dem immer noch ledigen Burschen ein heimlich' Vergnügen, den jugendlichen Freier zu spielen. Er saß auch da droben auf seinem Rößlein so stolz, als ob er der

Rabenhofbauer mit all seinem Geld selber wäre. In einer halben Stunde hatte er sein Ziel erreicht und war vor dem Gasthaus „zum schwarzen Schwan" abgestiegen.

Auf dem Feste der Weinlese.

Hier wartete der neue Besitzer der Pferde schon unter der Haustüre auf die Ankunft des Knechts. Nach kurzer Begrüßung Martins führte der Schwanenwirt die schönen Tiere in den Stall seines Gasthauses und kehrte dann zu Martin zurück, der inzwischen in dem Wirtschaftszimmer an einem leeren Tische Platz genommen hatte.

Der Kaufpreis war bereits fest ausgemacht, und so war die Geldangelegenheit rasch erledigt. Der Käufer legte dem Oberknecht stolz die geforderte Summe in Papier und Gold auf den Tisch und steckte dann behaglich seine kurze Pfeife wieder an, die ihm über dem Handel ausgegangen war. Nachdem Martin das Geld genau nachgezählt hatte, strich er es vergnüglich ein und schmunzelte dabei, wie wenn es sein eigen wäre.

„Nun aber, Hannjakob," sagte der Martin, „auf dieses Geschäft hin trinken wir zusammen einen guten Schoppen. Laß mich nicht lumpen. Eine Ehr' ist die andere wert. Mit dem Kauf dürft Ihr wohl zufrieden sein. Die Pferde sind es wert, was Ihr bezahlt habt. Es sind zwei Prachttiere. Das sagt ein jeder, der sie sieht. Sie sind schön und kräftig, fehlerfrei und gut im Zug. Ihr werdet großen Spaß an ihnen haben."

Die Wirtsfrau hatte inzwischen eine mächtige Kanne Wein gebracht, und nun stieß Martin im Namen und Auftrag des Rabenhofbauern feierlichst mit dem Hannjakob an, daß die Gläser klangen.

Am Tisch nebenan hatten drei Männer in guten Kleidern Platz genommen. Es waren anscheinend Fremde. Niemand wollte sie kennen. In etwas gebückter Haltung saßen sie da und streckten

beständig die Köpfe zusammen, leise einander unverständliche Worte zuraunend. Zeitweise schauten sie scheu unter ihren großen Hüten hervor und warfen dabei unheimliche Blicke an den Tisch hinüber, wo Martin mit dem Bergbauern saß. Sie hatten den ganzen Geldhandel mit angesehen und die Bewegungen des Martin genau verfolgt, als er die Hundertguldenscheine und die Goldstücke in seiner Tasche verschwinden ließ.

Martin und der Hannjakob redeten von allem möglichen, bald vom Erträgnis der Äcker, bald vom Stand der Wingert, bald vom Zipperlein des Rabenhofbauern, ohne zu bemerken, daß sie beständig beobachtet werden, als eben die Türe des Gastzimmers aufging, und der Sohn des reich begüterten Helmhofbauern, ein Schulkamerad und Freund des Martin, eintrat.

„Grüßt dich, Jörg, wie gehts, willst heut' auch einmal das Tanzbein wieder schwingen, gelt?" fragte Martin, indem er seine große, schwielige Rechte kräftig in die des Jörg schlug.

„Tanzbein schwingen, daß du dich nit verrechnest. Hast doch auch davon gehört, daß sie uns die vorige Wochen das Haus samt Scheuer angezündet haben. Wenn die Feuerwehr der Umgegend nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen wäre, würden wir heute auf dem Schutthaufen sitzen. So ist nur die Frucht, das Vieh, der Stall und auch zumteil die Scheuer drauf gegangen."

„Mich dünkt, es sei genug des Schadens," versetzte der Hannjakob, „hoffentlich ist man der elenden Bande, die nun schon bald ein Vierteljahr die ganze Umgegend unsicher macht, endlich auf der Spur."

„Mir kommt's fast vor, als ob es dieselbe Sippe sei, die dem Niederhöfer das Vieh vergiftet und beim Föhrenbastel drunten im Tal den Einbruch letzte Nacht begangen hat," setzte in erregtem Tone der junge Helmhofbauer hinzu, indem er sich achselzuckend auf der Bank niederließ.

„Nun, komm, mein lieber, alter Freund, sei gutes Muts. Was einmal nicht zu ändern ist, das muß man mit der Zeit vergessen lernen," sagte beruhigend Martin, der Oberknecht, und rückte näher zu ihm, „schau, bist ja eines grundreichen Bauern

Sohn, kannst's leicht verschmerzen. Die Äcker haben sie dir doch nicht verbrennen oder mit forttragen können."

„Die Spitzbuben, diese Gauner, wenn sie's könnten, sie täten's, meiner Treu," erwiderte der Jörg und schlug mit seiner großen Faust so kräftig auf den Tisch, daß die Gläser taumelten und sich ihr köstlicher Inhalt auf die Tischplatte ergoß.

„Geh', Jörg, beruhige dich," sprach drauf der Schwanenwirt, indem er ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte, „s'ist schade um den guten Tropfen; sie sind's nicht wert. Schau', wir sind gerade heut' so schön beisammen; d'rum wollen wir die kurze Zeit uns angenehm vertreiben; hast in der Liebe Glück gehabt, hast's auch im Spiel, d'rum komm' und spiel' eins mit!"

Dem Jörg, welcher ein leidenschaftlicher Kartenspieler war, juckte es schon lange in den Fingern. Er hätte fürs Leben gern ein Spielchen gemacht; aber zu seiner Jeremiade, die er anfangs angestimmt hatte, paßte das Kartenspiel nicht gerade. Er wartete also schon lange mit Schmerzen auf den Augenblick, wo sein Freund Martin die Karten bestellte.

Dieser zeigte anfangs allerdings wenig Lust zum Spiel; denn er hatte schon gar oft die bittere Erfahrung machen müssen, daß mit Jörg, wenn's ans Spiel ging, nicht gut Kirschen essen war. Zank und Streit war meistens das Ende vom Liede. Weil aber des Jörg Augen so sehnsüchtig nach der Einschenke blickten, wo der Wirt eben ein Spiel auf seine Vollständigkeit prüfte, so erlöste er den geduldig Harrenden von seiner Qual, indem er rief: „Schwanenwirt, die neusten!" — — — —

Bald waren die drei eifrig am Geschäft. Schlag auf Schlag folgte. Sie sahen und hörten nicht, was um sie herging; so eifrig waren sie im Spiel.

Die verdächtige Gesellschaft am Tische drüben war den Gesprächen wie jetzt dem Spiel aufmerksam gefolgt. Als abermals die Rede vom Brand und von den Einbruchsdiebstählen war, sprachen auch sie mit und drückten unter Kopfschütteln ihren Abscheu vor solch' liederlicher Räubersippe aus.

„Mit einem so elenden Gesindel sollte kurzer Prozeß gemacht werden," meinte der ältere, der oben am Tische saß, „die gehören am nächst besten Baumstamm aufgeknüpft."

Die Worte waren so laut gesprochen, daß die Bauern auf die Fremden aufmerksam wurden. Als diese sich beobachtet sahen, machten sie sich schleunigst aus dem Staube. Die Spieler merkten davon nichts. — — —

„Trumpf, Trumpf, Trumpf," tönte es beständig aus dem Munde des Oberknechts. Er bekam immer die besten Karten. Jedesmal gewann er. Ein Taler nach dem andern wanderte in seine Hosentasche. Das Gesicht des Jörg legte sich in düstere Falten. Er hielt sich bisher für den besten Spieler in der ganzen Gegend und war deshalb nicht wenig erzürnt, seinen Ruhm mit seinem Gelde schwinden zu sehen.

Jörg hatte die sonderbare Gewohnheit, wenn er verlor, anstatt aufzuhören, noch höher zu spielen, weil, wie er meinte, er dann besser aufpasse und dadurch gewinne. So setzte man also höher ein. Wieder blieb Martin Sieger im Spielgang. Mißmutig warf Jörg die Spielkarten auf den Tisch und sagte: Jetzt aber hab' ich genug, der Teufel soll dieses verfluchte Papier holen. Ich schwör's doch noch, daß ich's mit keinem Finger mehr berühre." — — — Sprachs und verließ unter kurzer Verabschiedung das Wirtszimmer.

Dem Martin war es während des Spiels nicht ganz wohl gewesen. Er hätte gerne früher aufgehört, weil er aber dem Jörg einen Gefallen zu erweisen glaubte, spielte er immer weiter.

Den Beutel voller blanker Taler verließ Martin gegen Abend das Gastzimmer und begab sich auf den Jahrmarkt, die Einkäufe zu machen. Hier begegneten ihm die Männer, die am Nachmittag im Wirtshause gesessen waren. Spähend und forschend schlichen sie sich zwischen den Zelten und Buden hindurch, bald an dieser Ecke auftauchend, bald an jener verschwindend.

Während Martin an einem Schuhwarenstand für seinen Herrn eben ein Paar starke, hohe Rohrstiefel aussuchte, drückte sich jemand an ihm hart vorbei. Er drehte sich um. Es war der

älteste des verdächtigen Trios, das er mittags kennen gelernt hatte. Er kam ihm diesmal besonders unheimlich vor; allein er dachte nicht gerade an etwas Schlimmes.

Noch eine Weile trieb sich Martin auf dem Markte herum, einen guten Tropfen bald in diesem Weinzelt, bald in jenem trinkend. Da brach die Nacht herein, und nun dachte auch er endlich ans Heimgehen. Eben wollte er um die Ecke biegen und die Straße einschlagen, die nach seinem Dorfe führt, als plötzlich sein Freund, der Jörg, vor ihm stand.

Um die Sorgen sich aus dem Sinne zu schlagen, hatte dieser ein bißchen zu tief ins Glas geguckt und befand sich in der angeheitersten Stimmung, die sich denken läßt.

„Komm, geh' mit Martin, wir trinken noch eins zum Abgewöhnen," sagte er zu seinem Freunde, indem er ihn am Rockärmel in die nächstbeste Weinbude zog. Martin, der ihn wieder gut stimmen wollte, folgte, wenn auch unter Sträuben.

Aus dem einen Schoppen, bei dem sie es anfangs belassen wollten, wurden zwei und drei, und so saßen sie noch feuchtfröhlich beisammen, als es schon gegen ein Uhr ging, und der Markt sich längst geleert hatte. Nun aber war es für unsern Martin die höchste Zeit. Er ließ sich jetzt nicht mehr länger halten; denn der Weg war weit, und die Zeit zur Ruhe kurz. So schieden sie denn von einander unter kräftigem Händedruck.

Der Überfall.

Martin wanderte mit seinem gefüllten Geldsack, mit seiner Tasche voll neuer Marktware mutterseelenallein durch den nächtlichen Wald. Tiefe Finsternis umgab ihn. Keinen Laut vernahm er, als das unheimlich klingende Dröhnen seines eigenen, schweren Schrittes.

Da — auf einmal — raschelte es im nahen Gebüsche. Martin blieb stehen und horchte auf. Er vernahm nichts im Augenblicke.

Wieder herrschte unheimliche Stille rings um ihn; nur der Nachtwind rauschte dann und wann einmal leise durch die mächtigen Kronen der alten Eichen. Er schritt behende weiter.

Kaum aber war er ein Stück gegangen, da sprangen plötzlich von allen Seiten drei lange, starke Kerle auf ihn zu, packten ihn an Arm und Nacken und warfen ihn zu Boden.

Es waren die Männer, die am Nachmittag in der Wirtsstube saßen, als er das Geld für die Pferde in Empfang nahm.

„Geld oder Leben", schrieen sie, indem sie ihm das gezückte Dolchmesser auf die Brust setzten. Martin, der ein robuster, hochgewachsener Mensch im kräftigsten Mannesalter war, setzte sich mutig zur Wehr und schlug mit seiner Reitgerte wütend um sich. Eine Weile kämpfte er am Boden liegend den Kampf um Leben und Tod.

Der arme Martin war der Überzahl der rohen Gesellen aber nicht gewachsen. Seine Kräfte verließen ihn schließlich. Nachdem es einem der Kerle gelungen war, ihm die Gerte zu entreißen, konnte Martin sich die Gauner nicht mehr vom Leibe halten. Sie fielen wie wilde Tiere über ihn her und stachen mit ihren Dolchen und Messern so lange auf den Hilflosen ein, bis er, kein Glied mehr rührend, tot am Boden lag.

Nun suchten ihm die Räuber die Taschen aus. Der vierte im Bunde, der als Wache ausgestellt worden war, wurde zurückgerufen und mußte sich an der Beraubung beteiligen. Sie stahlen dem Ermordeten all sein Geld, die Uhr, die neuen Stiefel, kurz alles, was er auf dem Leibe trug, und machten sich dann mit der geraubten Beute schleunigst aus dem Staube. — — —

Im Hause des Rabenhofbauern hatte man am Abend vergeblich auf den Oberknecht gewartet. Als Martin auch am frühen Morgen vom Jahrmarkt nicht zurückgekehrt war, ahnte der Hofbauer nichts Gutes. Sofort schickte er einen seiner Knechte ins Nachbarort, nach ihm zu sehen. Tief im Walde, an der Stelle, wo die Räuber den Martin ermordet hatten, fand der Knecht den Getöteten, noch aus zahllosen Wunden blutend. Eilends ging er in den Hof zurück und meldete die grauenhafte Tat.

Der Schrecken war nicht gering, als die Kunde kam: Der alte, treue Oberknecht, der nun schon so viele Jahre dem ganzen Anwesen vorstand, ist von ruchloser Hand getötet und ausgeraubt worden.

Sogleich wurde Anzeige erstattet. Die Tat ward bald in der ganzen Gegend bekannt. Der Verdacht fiel sofort auf die drei unheimlich ausschauenden Kerle, die am Mittag im „schwarzen Schwanen" gesehen worden waren, und die sich den ganzen Abend auf dem Jahrmarkt zwecklos herumgetrieben hatten.

Der Schrecken und die Empörung war eine allgemeine. Was laufen konnte, machte sich auf die Beine, die Räuber zu fangen. Die Bauern griffen in der ersten Wut nach ihren Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln und zogen, also bewaffnet, in den Wald hinaus, die Räuber niederzumachen. Man fand aber keine Spur von ihnen. Auch dem Gericht, das eifrig auf der Suche nach ihnen war, gelang es anfangs nicht, ihrer habhaft zu werden.

Sich selbst verraten.

Wochen vergingen. Immer noch fahndete man eifrig nach dem räuberischen Gesindel, ohne auch nur eine Spur von ihm erhalten zu haben. Da, eines Tages, machte sich der alte Förster Freymann vom Rotenbühl mit einigen Holzfällern auf den Weg, um im Walde einige alte, welke und morsche Bäume zu fällen. Sie kamen dabei auch in das Gewann, in welchem der Rabenhofknecht, der Martin, vor Wochen ermordet worden war. Nach einigem Suchen fanden sie eine hohe, alte, verdorrte Eiche, die wohl schon hundert und mehr Jahre da gestanden sein mochte. Dieser wurde das Todesurteil gesprochen und ihr sofort die Axt an die Wurzel gelegt. Unter donnerndem Getöse stürzte die Alte ächzend und stöhnend zusammen.

Während des Falls beobachteten nun aber die Holzfäller, wie ein weißes Blatt Papier aus der Höhlung herausflog, die sie am Stamm zuvor bemerkt hatten. Einer der Männer ging hin, hob das Blatt auf und las, was darauf geschrieben stand. Es hieß:

> Komm heut nacht 2 Uhr an die große Rotbuche am Riesenstein. Hab dir was Wichtiges mitzuteilen. Werde pünktlich dort sein und Beute mitbringen. Gelt aber, dem Rabenhofknecht haben wir sein höllisch' Gefuchtel eingetrieben; der macht kein Maul mehr auf. Item — — sie sind uns auf den Fersen. Paß' recht auf und laß dich nicht erwischen! J. S.

Die Räuber waren nach vollbrachter Tat nach allen vier Windrichtungen auseinandergestoben und jeder für sich auf Raub ausgegangen. Zeitweise trafen sie sich zu später Nachtstunde an einer einsamen Stelle im Walde, um weitere Raubzüge zu beraten und die Beute unter sich zu verteilen. Auf die oben geschilderte, schlau erdachte Weise suchten sie sich nun über Ort und Zeit ihrer gemeinsamen Zusammenkunft gegenseitig zu verständigen. Schon dutzendemale war ihnen dieser Kniff gelungen, diesmal allerdings hatten sie sich selbst verraten. — — — —

„Ha!" rief der Holzfäller, als er den Zettel gelesen hatte, „endlich, endlich haben wir sie, die Gauner, die Spitzbuben, hier lest, was auf diesem Papiere steht!"

Der Förster ergriff das Blatt hastig und las. „Schnell, euer Werkzeug in die Hand, im übrigen laßt alles liegen und stehen, eilt mit mir ins Ort, daß wir Anzeige erstatten!" sagte er, indem er das Blatt in die Seitentasche seines Rockes steckte. Gesagt — — getan.

So schnell, als sie die Füße trugen, eilten sie ins Dorf zurück, wo der Förster unter Abgabe des Zettels Anzeige beim Gericht erstattete. Über die Art und Weise, wie die Räuber am sichersten und schnellsten gefangen werden könnten, herrschte kein Zweifel.

Der Förster kannte genau sein Revier und war deshalb in der Lage, Ort und Stelle der geplanten Zusammenkunft bestimmt anzugeben. Also gingen eine Anzahl Bewaffneter in der Nacht um ein Uhr nach dem Riesenstein ab und versteckte sich im Gebüsch an der Stelle, wo die Räuber ihr „Rendezvous" ausgemacht hatten.

Eben ertönten vom Tale her die Schläge der Turmuhr, die die zweite Stunde des Morgens kündete, als ein Mann von robuster Gestalt, struppigem Haar, den großen Schlapphut tief ins Gesicht gezogen, durchs Dickicht nach dem Riesenstein lief und, sich an die große Rotbuche lehnend, nach allen Seiten ausspähte.

Während der Verbrecher scheu und ängstlich sich in der Runde umsah, drangen die in unmittelbarer Nähe lauernden Landjäger plötzlich aus ihrem Hinterhalt hervor und stürzten auf ihn ein.

An ein Fliehen oder Wehren war nicht zu denken. An Händen und Füßen gefesselt, wurde er von zwei Landjägern abgeführt, während sich die übrigen wieder ins nahe Gebüsch zurückzogen, auf den weiteren Räuber lauernd. Hier warteten sie bis zum frühen Morgen.

Der Räuber kam nicht. Froh darüber, daß wenigstens einer der Bande in ihren Händen war, kehrten sie heim und berichteten haarscharf und genau den ganzen Vorgang der Verhaftung.[20]

Aufs Rad geflochten.

Mannheim war in damaliger Zeit der Sitz des Gerichts. Hierher war der Verbrecher gebracht worden; hier sollte er auch abgeurteilt werden.

Zunächst führte man den Vagabunden in das Gefängnis, das sich in der Nähe des Rathauses befand. Am Tage nach seiner Festnahme wurde er erstmals einem Verhör unterzogen. Zu gestehen gabs zunächst weiter nichts. Aus dem vorgefundenen Blatt ging klar hervor, daß er an dem Morde mitschuldig war.

Es handelte sich zunächst nur darum, der noch flüchtigen Verbrecher habhaft zu werden.

Der Gefangene sollte nun den Namen und den Aufenthaltsort seiner Spießgesellen genau und der Wahrheit gemäß angeben. Das tat der aber nicht, trotz mehrfacher Aufforderung. Man drohte ihm mit den ärgsten Folterqualen; er gestand nichts. Als alles Zureden vergeblich war, wendete man, um die Wahrheit aus ihm herauszubringen, ein Mittel an, das in damaliger Zeit gegen alle Verbrecher, die nicht geständig waren oder leugneten, gebraucht wurde. Er bekam Staupenschläge. Man führte den Malefikanten auf die Mitte des Marktplatzes. Eine lange Bank wurde aufgestellt; der Sträfling mit starken, ledernen Riemen darauf geschnallt und ihm eine bestimmte Zahl von Hieben mit dem Farrenschwanz auf den bloßen Körper aufgezählt.

Da die Bank für den langen Kerl zu kurz war, so wurde mit dem Strafvollzug solange gewartet, bis eine längere Bank mit höherem Pult für ihn besonders angefertigt war. Das war bald geschehen, und so erhielt er vor versammeltem Volk „andern zum warnenden Beispiel und sich selbst zur wohlverdienten Strafe" eine gehörige Tracht Prügel.

Leider wirkte das Mittel bei dem verstockten Sünder nicht. Er legte auch am folgenden Morgen kein umfassendes Geständnis ab. Das Einzige, was er vorbrachte, war, daß der Hauptmann und Rädelsführer der Bande „Jakob Sultzberger" heiße und aus dem Orte M. stamme, woselbst noch seine Frau „die kröpfigte Bärbel" genannt, lebe. Anderes aber war trotz aller guten Worte nicht aus ihm herauszubringen. Deshalb suchte man auf noch grausamere Weise ein Geständnis von ihm zu erpressen. Der Unglückliche wurde in die Marterstube geführt, in die sogenannte Bötzenkammer.

Den lieben langen Tag erdröhnte dieser Raum von den schrecklichen Jammerrufen und dem Wehklagen der Gefolterten. Als der Delinquent der Türe nahekam, zitterte er am ganzen Leibe. Er wollte nicht eintreten. Mit Gewalt zerrten sie ihn an die Marterstätte.

Welch' ein Anblick bot sich ihm da! Eine Menge der schrecklichsten Folterwerkzeuge waren aufgestellt: Das Rad, die Daumen- und Fußschrauben, die Geige, der Mannheimer Bock, glühende Eisen und wer weiß, was noch mehr an schauerlichen Mordinstrumenten die Kammer barg.

In der einen Ecke brannte man einem mit einem glühenden Eisen den Namen auf Brust und Rücken. Der schrie, daß man es über drei Häuser hörte, und es einem durch Mark und Bein ging. In der andern Ecke wand sich unter den gräßlichsten Schmerzen einer, der den Fuß in zwei eisernen, mit spitzen Nägeln besetzte Platten geschraubt bekam.

Bebend hatte der neue Ankömmling alle diese Quälen mit angesehen. Nun sollte auch er an die Reihe kommen. Die schwerste Strafe sollte ihn treffen. Er wurde aufs Rad geflochten. Sein langer Leib wurde zwischen die einzelnen Speichen eines Rades gepreßt und festgebunden. Die gewaltsame Krümmung der Glieder und des Leibes, das lange Ausharren des ganzen Körpers in dieser gewundenen Haltung, verursachte dem also Gefolterten unsägliche Schmerzen. Man konnte es gerade bei diesem Gemarterten nicht mit ansehen, wie sein Gesicht sich verzerrte, wie er auf die Zähne biß; ja es war kaum zum Anhören, wie er seufzte und stöhnte. Diese Folterung war eine so schreckliche, daß sie meistens den beabsichtigten Erfolg brachte. Auch dieser Verbrecher versprach jetzt, ein volles Geständnis abzulegen, um von allen Qualen erlöst zu sein.

Als er davon befreit war, tat er dies auch. Er gestand, daß noch drei am Morde beteiligt seien. Der Name des Hauptmanns und Rädelsführers der Bande sei ein gewisser „Jakob Sultzberger, genannt der hoorige Ranze"; der andere sei Johannes Bungert, der Mudacher Hannes genannt, und der dritte sei ein gewisser Mehlconrad, genannt der Dickfuß. Er selbst gehöre der Bande noch nicht lange an und heiße Abraham Visscher. Sie seien raubend, brandstiftend und totschlagend durch alle Länder gezogen und hätten im Taunus tief im Walde bei dem Dörfchen R. eine verborgene Höhle. Das sei schon lange ihr gemeinsames Versteck. Dorthin würden sie nach allen Raubzügen immer wieder zurück-

(S. 97)

Der hoorige Ranze,
das alte Stadtgefängnis zu Mannheim, in dem der viel gefürchtete Räuberhauptmann Jakob Sultzberger genannt „der hoorige Ranze" gefangen gehalten wurde.

kehren, dort seien auch alle die geraubten Gegenstände, die sich nicht mitführen lassen, aufbewahrt. Wenn man sie wirklich sicher finden wolle, so müsse man sie dort suchen.

Gerechtes Gericht.

Sofort wurden fünf Landjäger nach dem bezeichneten Orte abgesandt, die Mörder zu fangen. Zu später Nachtstunde schlichen sich jene an die Höhle heran. Die Räuber schliefen. Sie hörten nichts. Als aber die Schar der Bewaffneten ins Innere der Höhle eindrang, da erwachten die Bösewichter. Ihre Bestürzung war keine geringe, als eine große Zahl vorgehaltener Pistolenläufe und gezückter Säbel ihnen entgegenstarrte. Nun aber gabs keine Wahl mehr. Sie mußten sich wohl oder übel ergeben.

Die geraubten Gegenstände, die in großer Zahl in der Höhle umherlagen, wurden beschlagnahmt und sie selbst gefesselt ins Mannheimer Gefängnis abgeführt. Das geheimnisvolle Räubernest war ausgehoben.

Der Häuptling Jakob Sultzberger, der „hoorige Ranze" genannt, bekam eine Zelle für sich angewiesen, weil man dem unheimlich dreinsehenden Gesellen nicht recht traute. Da die saubere Bande des andern Morgen den Versuch machte, ebenfalls alles Rumpf und Stumpf wegzuleugnen, so wurden auch sie nach der Bötzenkammer gebracht und daselbst solange gemartert, bis sie sich zu einem vollen Geständnis bequemten.

Die nun folgende Untersuchung, die in jenen Zeiten nicht gerade mit besonderer Gründlichkeit geführt wurde, besonders wenn es sich um solches Raub- und Diebsgesindel handelte, ergab, daß Abraham Vischer am Morde des Rabenhofknechts nicht direkt beteiligt war, sondern daß er nur Wache gestanden und bei der Ausraubung des Getöteten Dienste geleistet hatte.

Ferner war auch festgestellt worden, daß er, weil erst später der Bande angehörig, an der Brandstiftung und am Einbruchs-

diebstahl keine Schuld trug. Deshalb wurde er nicht zum Tode, sondern nur zur Strafe des Prangerstellens und der Urphede verurteilt.

Mit einem Halseisen wurde er an einem Pfahl, den sogenannten Schandpfahl oder Pranger, festgemacht und zur Schau vor allem Volk ausgestellt.

Die Strafe der Urphede forderte von ihm einen Eid. Er mußte schwören, daß er die Pfalz mit keinem Fuße mehr betrete, andernfalls er dem Strang verfällt.

Im weiteren Verlaufe des Verhörs stellte sich ferner mit Sicherheit heraus, daß die Frau des Räuberhauptmanns Sultzberger, an die man sich zur Erforschung des Aufenthaltsorts ihres Mannes gewendet hatte, unrichtige Angaben gemacht hat. Es wird darum über die Lügnerin eine gelinde Strafe verhängt. Die kröpfigte Bärbel erhält eine Ehrenstrafe. Sie muß den Dreckkarren durch die ganze Stadt ziehen am hellen, lichten Tag und am Sonntag nach dem Hauptgottesdienst, wenn die Kirchgänger das Gotteshaus verlassen, sich vor das Portal desselben stellen mit einer brennenden Kerze in der einen und einer Rute in der andern Hand. — — Das geschah.

Bei den übrigen Malefikanten half kein Drehen und Wenden. Sie waren alle des mehrfachen Raubmords, des Einbruchs und der Brandstiftung schuldig und mußten vom Leben zum Tode gebracht werden und zwar durch den Strang.

Der „hoorige Ranze" war natürlich der erste, den dies Urteil traf. Er konnte seine Rechnung mit dem Leben nun abschließen. Dazu war ihm im „Armensünderstüblein", in das er vor seiner Hinrichtung geführt wurde, reichlich Gelegenheit gegeben.

Der Mönch in der Kutte gab sich alle erdenkliche Mühe, den hartgesottenen Sünder noch in letzter Stunde zur Reue zu bewegen, um seine arme Seele der ewigen Verdammnis zu entreißen. Der Missetäter zeigte sich, als man ihm Erleichterung, ja Begnadigung in Aussicht stellte, wohl auch etwas willfährig; allein die Bekehrung hielt nicht einmal bis zur Leiter des Galgens stand.

So wurde an ihm das Wort wahr, das die Leute im Munde führten: „Wie gelebt, so gestorben."

Der neue Rabenstein.

Das zu dieser Zeit in der Pfalz in großen Haufen umherziehende Räubergesindel war eine reine Landplage geworden. Alle Belehrungen, die der Kurfürst Karl Theodor auf öffentlichem Markte zur Steuerung des Banditenwesens durch die Viertelsmeister geben ließ, blieben fruchtlos. Ein Einschreiten auf diese grausame Weise war nach damaligen Begriffen das einzige Mittel, dieses umherziehenden Gesindels los zu werden. Es fanden deshalb in den Jahren 1748 und 1749 fast jeden Monat Hinrichtungen statt. Der Galgen war von dem öfteren Gebrauch anfangs ganz schadhaft geworden. Für den Strafvollzug an dem „hoorigen Ranze" und an seinen Genossen mußte deshalb ein neuer Galgen errichtet werden. Das war für die Mannheimer Bürger damaliger Zeit immer ein Festtag gewesen, der feierlich begangen wurde.

Draußen am Schafbrunnen wurde das neue Hochgericht, oder wie es auch genannt wurde, der neue Rabenstein, errichtet. Vier Kompagnien der Bürgerwehr versammelten sich auf dem Markte mit fliegenden Fahnen.

Unter Vorantritt einer Musikkapelle gehts mit klingendem Spiele der neuen Richtstätte zu. Die Maurer und Zimmerleute, die dazu bestellt sind, ziehen mit hinaus. Jede der beiden Zünfte will an der Spitze des Zuges marschieren. Sie streiten sich hin und her. Es kommt zu ernstlichen Auseinandersetzungen. Schließlich entsteht eine Keilerei nach schönster Art. Sie verhauen einander so, daß einige tot auf dem Platze bleiben.

Stadtdirektor Lippe greift beruhigend ein und schlichtet den Streit. So kommt denn die Mehrzahl mit blutendem Schädel am Schafbrunnen an. Der Stadtdirektor tut den ersten Hieb

mit der Axt ins Holz und legt den ersten Stein zum Galgen. Darauf macht sich dann die jubelnde Menge daran, die Arbeit fortzusetzen. In einigen Tagen ist er vollendet. Mit einem „schön verzierten" Kranze wird der Galgen umwunden und die Vollendung des Werkes unter den Klängen der Musikkapelle gefeiert.[1]

Der „hoorige Ranze" ist der erste, dem die zweifelhafte Ehre, den neuen Rabenstein einzuweihen, zuteil wird. Am Morgen des 28. Juli 1749 wurde die Hinrichtung der drei Vagabunden durch den Strang vollzogen. Drei Hinrichtungskommissäre zu Pferd reiten dem Zuge voran. Der ganze Rat der Stadt folgt. Zwischen beiden gehen die Bösewichter gefesselt und in guter Bewachung. Die Strafe Sultzbergers, dem die Hauptschuld zur Last gelegt wird, muß verschärft werden. Er wird zum Richtplatz geschleift. Scharfrichter Schmidt von Bergzabern, ein Mann, der sein traurig Handwerk versteht wie keiner, der erst kurz zuvor ein neues Marterinstrument, „der Mannheimer Bock" genannt, erfunden hat, macht mit den Strolchen wenig Federlesens. Es dauert nicht lange, da baumeln sie alle am neuen Galgen, eine Beute der denselben umschwärmenden, krächzenden Raben.

Mit der Hinrichtung des „hoorige Ranze" und seiner Genossen war die Pfalz von dem Schrecklichsten ihrer Schrecken befreit. Alles atmete leicht auf, als die Kunde vom Tode Sultzbergers die Lande durchlief. Die Zelle aber, in der der „hoorige Ranze", dieser vielgefürchtete und vielberüchtigte Räuberhauptmann saß, hieß von der Stunde an der „hoorige Ranze", und die Leute sagten, wenn sie ihren Kindern drohen wollten: „Nimm dich in acht, du kummst mer in de „hoorige Ranze"!

Die Kaiserhütte.

Unter gastlichem Dach.

Draußen vor dem Stadttor, an der Landstraße, die nach Heidelberg führt, lag einst einsam und verlassen ein schlichtes Gasthaus. Die frischgrünen Rebzweige, die die niedern Fenster umkränzten, und die alle Jahre im Schmuck und in der Fülle ihrer reifen Früchte prangten, verliehen dem niedlichen Häuschen ein freundliches, heimeliges Aussehen.

Besonderes Leben herrschte nicht in seinen bescheidenen Mauern. Dann und wann stellte ein reisender Reitersmann sein Rößlein ein und trank „im Vorbeigehen" einen guten Tropfen aus des Wirtes Keller, oder es suchte ein fremder Wanderer, der noch nach Sonnenuntergang die Straße passierte und die Tore geschlossen fand, ein gastlich' Obdach für die Nacht.

Sonst aber war's stille, das kleine, niedliche Häuschen an der Landstraße und wenig gekannt im Umkreis weit und breit. Und wenn nicht einmal ein Mächtiger der Erde von fernem Lande hergekommen wäre und darin sein müdes Haupt zu sanfter Ruhe niedergelegt hätte, es wäre versunken und vergessen in ewige Nacht, und kein Lied und keine Sage würde Kunde bringen von dem, was einst dort geschehen.

So aber war es in einer stillen, sternenhellen Frühlingsnacht des Jahres 1781. Der Mond war eben aufgegangen am nächtlichen Himmel und warf seinen fahlen Schimmer auf die stille, einsame Straße, wo das Wirtshaus stand. Die Läden waren fest geschlossen. Alles lag in tiefer Ruhe. Keinen Laut vernahm man. Nur der Abendwind säuselte leise durch die mächtigen

Baumkronen des nahen Augartens, und vom sumpfigen Stadtgraben herüber drang der Frösche Gequak und der Unken Ruf.

Nicht weit von dem Gasthaus weg wandelte auf dem stillen, verlassenen Wege um diese Zeit ein junger, hübscher Mann. Es war der Amtsschreiber Philipp Lipp vom nahen Heidelberg. Gesenkten Hauptes, wie in ernste Gedanken versunken, schritt er dahin.

Da — — plötzlich blieb er stehen und horchte auf. Ein dumpfes Geräusch wie von Rossen und Reisigen vernahm er. Wagen und Reiter kamen die Straße herauf. Drei gut gekleidete, vornehme Herren, von ein paar Dienern zu Pferde begleitet, näherten sich. Als sie des jungen Wanderers gewahr wurden, hielten sie an, und der eine der Herren fragte den Amtsschreiber nach einem Obdach.

„Das Tor ist wohl um diese Zeit geschlossen," sagte er, „könnt Ihr uns an eine Herberge führen, wo wir noch übernachten können?"

„Gewiß, recht gern," versetzte der Amtsschreiber, „in aller nächster Nähe ist „die Traube". Das ist ein schlichtes, aber gutes Gasthaus. Schon mancher, der das Tor geschlossen fand, hat hier ein gastlich' Dach gefunden für die Nacht und ist befriedigt wieder fortgezogen. Wenn Ihr mir folgen wollt. ich will's Euch gerne zeigen."

Dankend nahmen die fremden Herren das freundliche Anerbieten des jungen Amtsschreibers entgegen und vertrauten sich seiner Führung bereitwilligst an.

Bald waren sie vor dem Gasthaus angelangt. Der Amtsschreiber pochte kräftig an die Türe. Es dauerte nicht lange, da war auch schon der Wirt zur Stelle.

„Hier, diese fremden Herren bring' ich Euch ins Haus. Die Tore sind geschlossen, wie Ihr wißt; sie wünschen, daß Ihr sie für diese Nacht behaltet."

Der Wirt machte kein besonders freundlich' Gesicht; sei es, weil er aus seiner Nachtruhe gestört wurde; sei es, weil er den Amtsschreiber zu Gesicht bekam. Das merkten die Herren. Darum

(S. 102)

ſagte der eine in freundlich' einnehmendem Tone: „Entſchuldigt, wenn wir Euch geſtört; wir haben uns verſpätet. Das Endziel unſerer Reiſe liegt noch weit. Könnt Ihr uns dieſe Nacht behalten, ſoll's uns freuen; es wird Euch nicht gereuen. Ich bin der Graf von Falkenſtein, und dieſe beiden Herren ſind mein Gefolge."

Bei dieſen Worten ſetzte der Traubenwirt eine freundlichere Miene auf, machte einen tiefen Bückling und erwiderte: „Wenn ſich die Herren an dem genügen laſſen, was ich Ihnen geben kann, dann ſoll mir's recht ſein." — — Sprachs und öffnete die Wirtsſtube.

Die Herren waren's zufrieden, dankten und traten ein, während der Amtsſchreiber weiter ſeines Weges ging.

Bald war für den Grafen das Lager zurecht gemacht, ein ſchlichtes, aber ſauberes Bett in niedriger Stube, und nicht mehr lange währte es, da lag das kleine Gaſthaus, vom Mondesſcheine ſanft umwoben, da in tiefem Frieden.

Wie Philipp, der Amtsſchreiber es geſagt, ſo war es. Die fremden Gäſte waren recht gut aufgehoben. Sie ſchliefen die ganze Nacht hindurch ſo feſt und ruhig wie noch nie. In heiterſter Stimmung und in der allerbeſten Laune ſaßen darum die drei am Morgen bei ihrem Frühſtück, das ihnen das hübſche anmutige Töchterlein des Wirtes reichte, und waren alle voll des Lobs über das gute Quartier, das ſie wider alles Erwarten noch in ſo ſpäter Abendſtunde gefunden hatten.

Ums Jawort.

An dem runden, eichenen Tiſch, der drüben bei dem großen Kachelofen in der Ecke der Stube ſtand, hatte ſich inzwiſchen auch der Wirt mit ſeiner ganzen Familie zum warmen Morgentrunke niedergeſetzt. Während alle ſo da ſaßen und aus ihren großen, blumigen Taſſen den dampfenden Frühtrunk ſchlürften,

ging die hintere Tür der Wirtsstube auf und herein trat freudigen Angesichts ein junger, flotter Bursche, indem er die Anwesenden freundlich grüßte.

Die fremden Gäste, die eifrigst mit ihrem Reiseplan beschäftigt waren (sie wollten noch nach Paris), hatten die Ankunft des schmucken, jungen Mannes nicht bemerkt. Dieser hatte sich bereits am Tische, wo der Wirt saß, hart an der Seite seiner jugendlichen Tochter niedergelassen und war bald mit dieser im eifrigsten Gespräch.

Ihr Herz pochte in freudiger Erregung, wenn sie ihn reden hörte, und ihr Antlitz strahlte von Glück und Wonne, wenn sie ihm in seine guten, treuen Augen schaute.

Er war der Verlobte ihres Herzens. Diesem und keinem andern wollte sie die Hand zum Bunde reichen. Aber ihr Vater war leider Gottes damit nicht einverstanden. Er machte gerade heute wieder ein gar zu grimmig' Gesicht, als der Amtsschreiber ihm unter die Augen trat. — — —

„Hört mir doch einmal auf mit diesem ewigen Getändel. Ich sag's euch heut' zum allerletzten Mal, daß ich mein Jawort nie und nimmer gebe", sprach der Wirt und warf einen zornigen Blick auf den jungen Bräutigam, der seine Augen betrübt niederschlug und keine Silbe redete.

Unheimliche Stille herrschte. Die beiden Verlobten schauten einander eine Weile traurig an, dann aber trat die Tochter vor den gestrengen Vater hin und sprach zu ihm, indem sie zärtlich die Arme um ihn schlang: „Ach, Vater, seid doch nicht so hart, schaut doch, wir haben unser Brot, wir lassen's uns an dem genügen! Der Philipp, der ist treu und gut und fleißig; ein jeder hat ihn gern. Nimmst du mir ihn, du bringst mich um mein ganzes Glück."

Aufs höchste erzürnt über diese vorwurfsvollen Worte fuhr der Wirt auf, schlug mit seiner dicken Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirrten und schrie im Donnerton: „Nichts will ich weiter hören. Du bist zu jung, und der dort soll erst noch 'was Rechtes werden. Es bleibt dabei. Du kriegst mein Jawort nicht.

(S. 107)

Einnahme Mannheims durch die

Zu Schutt und Asche.

Noch gar manches Jahr stand die Hütte, in der Kaiser Joseph II. einst gute Herberge fand, dort an einsamer Landstraße, und noch manch einer hat nach langer Wanderung unter ihrem gastlichen Dache süße Ruhe gefunden.

Als aber einmal, es war im Jahre 1795, die Trauben reif wurden, und die Blätter von den Bäumen fielen, da war's vorbei mit ihrem stillen Frieden. Wilde Kriegsstürme umtosten das kleine Haus, und seine Mauern erzitterten vom Donner der Geschütze, die die österreichischen Heere in ihrer nächsten Nähe aufgestellt hatten, um die Stadt zu beschießen.

Der Wirt „zur Kaiserhütte", wie ihn von nun an die Leute nannten, zog darum fort gen Heidelberg hinüber, wo seine glücklichen Kinder ihn treulich im Alter pflegten, bis er gestorben war. Aber die Kaiserhütte blieb ein Zufluchtsort für Bedrängte und Unglückliche auch in dieser schrecklichen Zeit des Krieges. Man brachte Verwundete hinein und trug auch Tote heraus, bis dem Häuschen selbst sein letztes Stündlein schlug.

In aller Morgenfrühe des 1. Novembers war es, da fiel eine Bombe, groß und schwer, in die Kaiserhütte ein, zerschmetterte Dach und Mauer und leate sie in Staub und Asche

Nachdem das Kriegsgetümmel aufgehört hatte und wieder Ruhe im Lande war, da gedachte man des Schutzbriefes, den Kaiser Joseph II. einst geschrieben hatte; und an dem Orte, wo die Hütte stand, baute man mit österreichischem Gelde die Kaiserhütte wieder auf, schöner und größer, als sie zuvor gewesen war.

Noch heute steht an der Stelle, wo zwei treue Seelen sich fanden durch Kaisers Huld, ein schönes, mit vielen weiten und lichten Räumen ausgestattetes, gastliches Wirtshaus, das zum ehrenden Gedenken an den Kaiser Joseph II. heute noch mit Stolz den Namen führt: „Die Kaiserhütte".

Schiller in Mannheim.

Ein volles Haus.

An der Ecke des Mannheimer Komödienhauſes, die nach dem großen Platze zu liegt, ſtanden am Sonntag nachmittag den 13. Jänner 1782 die Leute in dichtem Haufen bis über die Straße hinüber und drängten ſich voll Ungeduld und voller Neugier um einen daſelbſt angeſchlagenen Theaterzettel, der die Aufführung eines neuen Schauſpiels ankündigte.

„Was gibt's da zu ſehen," fragte neugierig ein Vorübergehender einen der umſtehenden Dienſtleute, der mit den Händen in den Hoſentaſchen daſtand und zufriedenen Sinnes einem vornehmen Herrn nachſchaute, dem er eben den Weg zum Theater gewieſen hatte.

„Ein neues Theaterſtück wird heute nachmittag im Schauſpielhaus gegeben," ſagte der Lohnbediente. „S' hat einen gar zu ſonderbaren Titel und iſt noch auf keiner Bühne geſpielt worden. Wenn Sie es ſehen wollen, dann müſſen Sie ſich beeilen, eine Eintrittskarte zu löſen. Wie Sie ſehen, ſtrömt alles hinein."

Der alſo Belehrte ſchaute erſtaunten Blickes über den weiten Platz hin, auf welchem ſich ein buntes Leben und Treiben ent-

(S. 108)

Friedrich Schiller
Porträt aus der Zeit seines Mannheimer Aufenthalts.

faltete. Wagen auf Wagen rollte vor; Reiter um Reiter stiegen ab. Eine fast unzählige Menge strebte den geöffneten Eingangstüren zu. Aus der ganzen Umgegend strömten die Leute herbei.

Unser fremder Freund, Herr Brinkmann aus Frankfurt, war zwar nicht nach Mannheim gekommen, das Theater zu besuchen. Er befand sich auf der Durchreise nach der Schweiz.

Als er nun aber diesen gewaltigen Zulauf sah, dachte er bei sich selbst: „S' muß ein Zugstück sein, diese Räuber von Schiller, wenn sich die Leute so um die Plätze reißen. Einen Gulden könnte man da schon auch einmal daran wagen." — Und da er einer von jenen war, denen es auf ein paar Taler mehr oder weniger nicht ankam, so ging er schleunigst an die Kasse und erstand sich einen Logenplatz, der geradeaus einen Gulden kostete. —

Eben schlugs drei Uhr. Er schaute auf den Theaterzettel, der ihm zum Kauf angeboten wurde. Anfang der Vorstellung präcis 5 Uhr, las er. „Das kann recht werden," brummte er in seinen Bart, „noch volle zwei Stunden, bis das Spiel beginnt; das könnte fast noch zu einer Tasse Kaffee reichen." Sprachs und entfernte sich eilenden Schrittes.

Um 1/4 5 Uhr war er schon wieder zur Stelle und trat ins Schauspielhaus ein. Die obern Plätze waren alle bereits längst besetzt. Da und dort war in den reservierten Logen noch ein Platz frei; sonst aber war das kleine Haus zum Bersten voll. Langsam verrannen die Minuten. Ungeduldig und in spannender Erwartung saßen die zahlreichen Besucher da und harrten des Augenblicks, wo der Vorhang sich auftat.

Unserm fremden Gast, der das Warten nicht gewohnt war, wurde jetzt noch die Zeit lang. Bald schaute er aus Langweile auf seine große, goldene Taschenuhr, deren Zeiger kaum zu rücken schienen, bald tat er einen Blick in den Theaterzettel, den er in nervöser Ungeduld in seinen Fingern fast ganz zerknittert hatte. Darauf hieß es:

Sonntag, den 13. Jänner 1782
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführt

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen:

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer
Karl, Franz	seine Söhne	Herr Boeck, Herr Iffland
Amalie, seine Nichte		Mad. Toscani
Spielberg	Libertiner nachher Banditen	Herr Pöschel
Schweizer		Herr Beil
Grimm		Herr Rennschüb
Schufterle		Herr Frank
Roller		Herr Toscani
Razmann		Herr Herter
Kosinsky		Herr Beck
Hermann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer
Eine Magistratsperson		Herr Gern
Daniel, ein alter Diener		Herr Bakhaus
Ein Bedienter		Herr Epp
Räuber		
Volk		

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eintrittsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Galerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seitenbänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Zum zweiten und dritten Male hatte Brinkmann das Blatt geleſen; immer noch war der Zeitpunkt zum Beginn der Vorſtellung nicht gekommen. Da, als er gerade ſich ein bißchen in dem bereits bis auf den letzten Platz gefüllten Theaterraum umſchauen wollte, klopfte ihm jemand ſachte auf die Schulter. Es war ein guter Bekannter aus Frankfurt, der Doktor Rodius, mit dem er dann und wann einmal in Geſellſchaft beim Weine ſaß.

„Wie, treffe ich Sie hier, Herr Brinkmann?“ war die erſtaunte Frage des Doktors.

Der Angeredete traute ſeinen Augen nicht, hier Frankfurter zu treffen und erwiderte verwundert: „Wie kommen denn Sie hierher?“

„Ich habe hier einen guten Freund, der in Theaterkreiſen viel verkehrt,“ entgegnete Rodius, „der ließ mir keine Ruhe mehr, ich mußte mitgehen. Übrigens ſind wir nicht die Einzigen, die aus Frankfurt hier ſind. Ich bin einer ganzen Anzahl begegnet. Ja von Speyer, Worms, Mainz, Darmſtadt ſollen Leute gekommen ſein.“

„Meine Geduld wird auf eine harte Probe geſtellt,“ entgegnete darauf Brinkmann, „nun ſchon bald eine Stunde treibe ich mich hier herum. S' muß doch etwas ganz Außergewöhnliches heute geboten werden, weil alles ſo in hellen Haufen nach dem Hauſe ſtrömt.“

Kaum hatte der vornehme Frankfurter ausgeredet, als ein hagerer, ſchlanker Mann eine Loge in unmittelbarer Nähe betrat und ſich eifrigſt mit dem neben ihm ſich niederlaſſenden Herrn unterhielt.

„Sehen Sie,“ ſagte der Doktor leiſe zu ſeinem Landsmann, „das iſt jetzt der Dichter des Schauſpiels, das nachher über die Bühne gehen wird; das iſt Friedrich Schiller.“

Brinkmann maß den fremden Ankömmling mit aufmerkſamen Blicken. Das lange, rotblonde Haar, kunſtlos zurückgeſtrichen, wallte in langen Locken auf ſeine Schultern herab. Forſchend ſchaute ſein blaues, geiſtvolles Auge unter der hohen

Stirne hervor, während er seinen entblößten, weißen Hals beständig nach allen Seiten wandte.

Aufs lebhafteste für die Person des Dichters interessiert, wollte Brinkmann eben seinen Bekannten in etwas lautem Tone mit einigen Fragen bestürmen, als dieser, ihn durch eine Handbewegung zur Ruhe ermahnend, leise zu ihm sagte: „Sie müssen schweigen. Niemand hier im Hause soll es wissen, daß der Dichter selbst unter den Zuschauern sitzt. Er ist nämlich Regimentsarzt beim Herzog von Württemberg. Da will's ihm gar nicht mehr gefallen, wie ich heute morgen erfahren habe; er ist ohne Urlaub zu nehmen, von Stuttgart abgereist. Deshalb muß seine Anwesenheit hier geheim gehalten werden."

Brinkmann verstand, was der Doktor wollte, und brach die Unterredung darüber sofort ab. Aber jetzt ruhten seine Augen erst recht mit Wohlgefallen auf den geistvollen Zügen des jungen Dichters, der sich immer noch aufs eifrigste mit seinem Nachbar unterhielt.

Eben wollte Brinkmann dem Doktor gegenüber seine Verwunderung darüber ausdrücken, daß ein Mann in solch' jugendlichem Alter sich schon an so schwere Aufgaben heranwage, als plötzlich die Klingel ertönte, und der große, geschmackvoll bemalte Vorhang leise und langsam hinaufrauschte.

Lautlose Stille herrschte jetzt im ganzen Raum. Aller Blicke waren auf die Bühne gerichtet, auf welcher sich das Innere eines prächtigen Saales im Schlosse des Grafen Moor auftat. Das Spiel begann. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten die Zuschauer dem Gang der immer interessanter werdenden Handlung.

In den ersten Akten herrschte zwar im Zuhörerraum eine unheimliche Ruhe. Nur dann und wann schreckten einige Damen zusammen, wenn wieder einmal ein kräftiger Schuß fiel.

Dem Dichter war es bei der anfänglichen Stille nicht ganz wohl zu Mute gewesen. Er hatte sich von den ersten Akten mehr versprochen. Da — mit einem Male ging langsam aber nachhaltig eine tiefe Bewegung durch die vorher so stillgewordenen Reihen. Gleich einem Lauffeuer wuchs die Begeisterung von Szene zu

Die

Räuber.

Ein Schauſpiel
von fünf Akten,

herausgegeben

von

Friderich Schiller.

Zwote verbeſſerte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.
bei Tobias Löffler.
1782.

Szene, bis das ganze Haus schließlich gegen Ende des Stückes in einen Beifallssturm ausbrach, der nimmer enden wollte, und von dessen Gewalt der ganze Theaterraum erdröhnte.

Iffland, der große Meister der Mimik, hatte gerade als Franz Moor seinen Traum vom jüngsten Gericht in meisterhafter Darstellung erzählt und machte eben seinem von tiefster, innerer Seelenangst gepreßten Herzen in den Worten Luft: „Richtet einer über den Sternen? Nein, nein — —" und leise zitternd schwebte über seine bleichen, bebenden Lippen darauf ein kaum hörbares „Ja, ja," während er mit der Lampe in der Hand, die sein geisterbleiches Gesicht erleuchtet, wie ohnmächtig zusammensank.

Das war ein überwältigender Augenblick für das Publikum und noch mehr für den jungen Dichter, der keinen schöneren Erfolg sich hätte wünschen können.

Schiller hatte mit höchster Spannung den ganzen Gang der Handlung begleitet. Nichts war ihm entgangen. Seine Augen leuchteten, sein Herz bebte vor Wonne, als der junge Iffland, der Held der Darstellung, immer und immer wieder vor die Rampe gerufen wurde. Diese Ehrung galt ja zuletzt auch ihm, dem Dichter. Und wenn die Zuschauer gewußt hätten, daß dieser ihnen so nahe wäre, sie hätten ihn mit Beifall überschüttet, so mitfortgerissen waren sie alle von der Begeisterung.

Um 10 Uhr abends war das Spiel zu Ende. In tiefer Ergriffenheit verließen die zahlreichen Besucher den Musentempel, froh der erhebenden Stunden, welche sie hier verlebt hatten.

„Solch ein Genuß ist wohl ein Opfer wert," sagte der Doktor zu Brinkmann, als sich beide auf dem Platze vor dem Schauspielhause verabschiedeten, „ich weiß es wahrlich nicht, wer mehr Bewunderung verdient, der Dichter oder Spieler des Franz Moor. Sie stehen beide auf des Geistes Höh'n." — — —

In der ganzen Stadt und weit in ihrem Umkreis sprach man wochenlang von nichts anderem als von Schiller und seinen Räubern. Die jungen Burschen ahmten das freie Räuberleben im Wald und Busch heimlich nach, so daß die Stadtverwaltung es verbieten mußte. Um Schiller aber drängte sich nach beendigter

Vorstellung eine große Schar von Freunden und Verehrern, die ihn mit Lob und Beifall überhäuften und ihm die glänzendsten Versprechungen machten. Also konnte Schiller mit den schönsten Aussichten und besten Hoffnungen für seine Zukunft nach Stuttgart wieder zurückkehren.

Entweder – oder.

Die Reise Schillers nach Mannheim blieb dem Herzog Karl von Württemberg lange verborgen. Da, eines Tages erfuhr er aber doch, daß Schiller heimlich nach Mannheim gereist sei und einer Aufführung der „Räuber" beigewohnt habe. Ein derartiges Benehmen war wider alle soldatische Disziplin und konnte nicht ungerügt bleiben. Ein Bote mit einem gesattelten Pferd erschien deshalb vor Schillers Wohnung, hieß den Herrn Medicus aufsitzen und sofort zum Herzog kommen.

Schiller klopfte das Herz. „Wie wird mir's gehen," dachte er und folgte dem Boten. Wider alles Erwarten wurde er huldvoll vom Herzog empfangen und in seinem prächtigen Schloßgarten herumgeführt. Schiller atmete auf. Aber zu früh! Plötzlich fuhr der Herzog ihn mit Donnerstimme an: „Er ist in Mannheim gewesen! Hat Beziehungen mit dem Ausland angeknüpft. Ich weiß alles! Auch sein Oberster steckt mit unter der Decke."

Schiller war auf eine solche Antwort mehr als gefaßt; er wußte, daß seine unerlaubte Entfernung vom Ort der Garnison auf die Dauer nicht verheimlicht werden konnte. Daß man aber seinen braven Rau, den Obersten, mit zur Verantwortung ziehen wollte, das machte ihn doch etwas stutzig, und er erwiderte mit fester, kräftiger Stimme: „Durchlaucht, ich kann und will meine Reise nach Mannheim nicht leugnen! Ins Ausland mußte ich, weil Stuttgart mein Stück nicht aufführte. Mein Herr Oberst aber hat keine Schuld, sondern mich trifft sie allein; ich bin heimlich ohne Urlaub abgereist!"

„Also den Rau trifft keine Schuld!" brummte der Herzog und fügte hinzu: „Um so schlimmer für Ihn! Er ist also desertiert; hat Beziehungen mit dem Ausland angeknüpft. Dafür wird der Herr Feldscher 14 Tage Arrest absitzen, um darüber nachzudenken, was militärische Disziplin heißt!"

Schiller gab seinen Degen ab und meldete sich pflichtgemäß zum Arrest. Kaum aber hatte er seine Freiheit wieder, da wurde er von neuem vor den Herzog geladen.

„Was für einen Verdruß macht Er mir?" fuhr der Herzog den Dichter an. „Läßt da einen seiner Banditen sagen: „Graubünden sei das Athen der heutigen Räuber!" Darob fühlen sich die Bündner beleidigt, fordern Sühne, können mir die verdrießlichsten Scherereien machen! Habe ich Ihm nicht verboten, mit dem Auslande anzubändeln? In Zukunft hat Er mir alle seine poetischen Schriften vorzulegen und nichts drucken zu lassen, wozu ich nicht die Erlaubnis gegeben habe!"

Zu solcher Zumutung konnte der Dichter nicht schweigen. In heftig erregtem Tone erwiderte er: „Durchlaucht können solchen Zwang nicht üben; denn das hieße jedes Wachstum im Keime ersticken. Ohne Freiheit gibt's kein Denken und kein Dichten."

„So," höhnte der Herzog, „dann verbiete ich Ihm gänzlich das Komödienschreiben! Muß er schreiben, so verfasse er medizinische Schriften. Schlägt er meine Befehle in den Wind, so wird er aus dem Dienste entlassen und auf dem Hohenasperg in Kost und Pflege gegeben."

Der Hohenasperg war das Schreckenswort im ganzen Lande. Das war das Staatsgefängnis, in welchem gar mancher ohne Rechtspruch ganz nach der Willkür des Fürsten jahrelang hinter Schloß und Riegel saß.

Schiller kannte den überall gefürchteten Ort aus eigener Anschauung. Mit seinem Freunde Hoven hatte er den hochbegabten Dichter Daniel Schubart daselbst besucht, der dort schon seit Jahren schmachtete.

„Schöne Aussichten," dachte Schiller und zog betrübt und aufs tiefste gekränkt ab.

Jetzt stand der Dichter vor der Entscheidung. Entweder mußte er seinen ihm angeborenen Beruf zum Dichten aufgeben, oder aber auf strenge Kerkerhaft gefaßt sein. Nur die Flucht aus dem Lande konnte ihn retten[24] (nach Polack und Streicher).

Heimliche Flucht.

Nun gabs kein Zögern und kein Zaudern mehr. Jede sich bietende Gelegenheit mußte ergriffen werden, um den längst ausgedachten Fluchtplan auszuführen. Diese bot sich bald. Der Herzog erwartete hohen Besuch. Der Großfürst Paul von Rußland, ein naher Verwandter des herzoglichen Hauses, traf eines Tages, aus Moskau kommend, in Stuttgart ein.

Große Festlichkeiten wurden bei diesem Anlaß in der Residenz abgehalten, und man dachte in diesen Tagen am Hofe an nichts anderes als ans Feiern und Sichvergnügen.

Mitten in der Unruhe und dem Lärm der rauschenden Feste konnte sich der Dichter am ehesten ungesehen aus dem Staube machen. Das war ihm sofort klar. Darum schnallte er am Abend des 18. September 1783 sein Bündel und floh mit seinem treuen Freunde, dem Musiker Andreas Streicher, bei Nacht und Nebel zum Eßlinger Tor hinaus.

Der Abschied von der teuern Mutter, die der Dichter abgöttisch liebte, fiel diesem schwer aufs Herz; allein es mußte einmal geschieden sein, so weh's auch tat. Das sah die verständige Mutter auch ohne weiteres ein und machte darum keinerlei Anstalten, ihren Sohn an seinem Vorhaben zu hindern. So floh er denn.

Der Zeitpunkt zur Abreise wurde passend gewählt. Das Regiment, dem Schiller angehörte, und das ihn kannte, hatte am Tage der Flucht keinen Dienst am Tore; aber ein Offizier befand sich gerade zu dieser Zeit auf der Wache, mit welchem Schiller nahe befreundet war. So hatten denn die Fliehenden

weiter gar nichts zu fürchten. Nicht wenig überrascht waren sie deshalb, als sie am Eßlinger Tor plötzlich angehalten wurden.

„Halt! — Wer da! — Unteroffiziere heraus!" rief der Wachposten in schnarrendem Tone. Streicher war rasch gefaßt und gab schlagfertig zur Antwort, auf Schiller zeigend: „Doktor Ritter und ich Doktor Wolff, beide nach Eßlingen reisend."

Der Unteroffizier schenkte der Anzeige vollen Glauben, schrieb die beiden auf und öffnete das Tor. Nun fuhren die beiden Flüchtlinge, die Stadt mit ihrem Geräusch und Getümmel hinter sich lassend, freudigen Herzens in den stillen Herbstabend hinaus.

Gegen Mitternacht sahen sie plötzlich links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, des Ortes, wo Schillers Eltern wohnten, da zeigte sich mit einem Male das auf der Höhe liegende Schloß in feenhaftem Feuerscheine. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich erkennen, daß Schiller nicht umhin konnte, seinem treuen Kameraden sein Mutterhaus zu zeigen, indem er, wie von zuckendem Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter, o meine Mutter!"

Morgens zwischen eins und zwei Uhr kamen die Flüchtlinge nach der ersten bedeutenden Station. Sie hieß Entzweihingen. Hier wurde kurze Zeit gerastet, etwas gegessen, und dann gings weiter in den grauenden Morgen hinein der churpfälzischen Grenze zu. Schiller atmete leicht auf, als er der blauweißen Grenzpfähle ansichtig wurde.

„Sehen Sie, sehen Sie," rief er frohbewegten Herzens seinem Begleiter zu, „wie freundlich die Pfähle und Schranken hier zulande mit dem Blau und dem Weiß angestrichen sind! Ich atme neue Luft und sehe neuen Himmel und ein neues Leben. Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung."

Ein lebhaftes Gespräch, das sich an diese Bemerkung anschloß, verkürzte die Zeit der weiteren Fahrt so sehr, daß Schiller es kaum glauben konnte, als er schon um zehn Uhr in Bretten einfuhr.

Hier wurde bei dem Postmeister ein warmer Imbiß genommen, der gemietete Wagen samt Kutscher wieder nach Stutt-

gart zurückgeschickt und die Reise nach Schwetzingen nach kurzem Aufenthalt fortgesetzt.

Abends 9 Uhr langten die beiden Glücklichen daselbst an. Da die Festungstore in Mannheim mit einbrechender Dunkelheit geschlossen wurden, so war an eine Weiterreise kaum mehr zu denken. Die Flüchtlinge mußten deshalb in Schwetzingen übernachten.

Des andern Morgen waren sie schon in aller Hergottsfrühe auf den Beinen. Für die Ankunft in Mannheim wollten sie sich gehörig vorbereiten. Das Beste, was sie an Kleidern und Wäsche besaßen, wurde aus dem Koffer herausgeholt und angezogen, um bei den bevorstehenden Besuchen den Eindruck der Wohlhabenheit hervorzurufen.

Obwohl Schillers Barmittel auf der Reise sehr zusammengeschmolzen waren, wagte er doch noch einmal einen ganzen Gulden an seine letzte Fahrt und mietete auf gut Glück eine Portechaise (Tragkutsche), in der Hoffnung, seiner kranken Geldbörse werde in dem neuen Klima bald aufgeholfen werden.

So kamen sie denn gegen Mittag 11 Uhr wohlbehalten in Mannheim an und stiegen bei dem Theaterregisseur Meier ab. Dieser war über den unerwarteten Besuch nicht wenig überrascht.

„Wie? Ich treffe Sie hier, Herr Schiller, zu einer Zeit, wo man in Ihrer Residenz Feste auf Feste feiert?" sprach Meier verwundert und fragte wohlmeinend weiter: „Sind Sie kein Freund von Zerstreuungen?"

„Ich stehe als Flüchtling vor Ihnen, Herr Meier," erwiderte der Dichter in freudigbewegtem, aber ernstem Tone, „es gibt kein Denken und kein Dichten ohne Freiheit. Die nahm man mir, drum blieb kein anderer Ausweg, als rasch zu fliehen. Seit meiner letzten Anwesenheit sind Sie genau über meine mißliche Lage unterrichtet und können sich nun auch denken, was ich hier erwarte."

Wiewohl Theaterregisseur Meier das Verhalten Schillers gutheißen mußte, war er über die unerlaubte Entfernung desselben

doch nicht wenig erstaunt. Er hielt es für ratsam, durch einen Brief die Aussöhnung mit dem Herzog zu bewirken.

So setzte sich denn Schiller, nachdem er bei Meier das Mittagsmahl eingenommen hatte, in das anstoßende Zimmer und richtete an seine Durchlaucht, den Herzog von Württemberg, ein Schreiben, in dem er um Entschuldigung bat und die Gründe angab, die ihn zur Flucht bewogen hatten.

Inzwischen hatte Meier dem Dichter in allernächster Nähe eine Wohnung gemietet und sein Reisegepäck zugleich dahinschaffen lassen. Hier in stiller Klause, wo kein Hornsignal, kein Trommelschlag ihn mehr zum harten Dienst herausrief, konnte er ganz seinen Neigungen leben, sich glücklich fühlen inmitten eines Kreises warmer Freunde und stiller Verehrer.[24]

In großer Verlegenheit.

Am selben Tage nachmittags gegen vier Uhr trafen im Hause des Theaterregisseur Meier eine ganze Anzahl der hervorragendsten Schauspieler ein, um dem neu angekommenen Dichter ihre tiefste Verehrung auszudrücken. Iffland war auch unter ihnen. Um die Unterhaltung war man nicht verlegen. Schiller hatte sein neu verfaßtes Schauspiel „Fiesco" mitgebracht und war gerne bereit, dem Wunsche aller Anwesenden gemäß es vorzulesen. Für seinen Freund Streicher, der zum ersten Mal mit bedeutenden Künstlern Umgang gehabt hat, war dieser Genuß ein doppelter. Einmal ergötzte er sich an der Trefflichkeit und Schönheit des Stückes selbst, andrerseits freute er sich auf den Triumph, den der Dichter beim Vortrag in vollem Maße erwarten durfte. Streichers Auge war darum unverwandt auf die Schauspieler gerichtet, die mit ihm in gespanntester Erwartung um einen großen, runden Tisch herumsaßen.

Streicher wurde schwer enttäuscht. Der erste Akt wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen der Aner-

kennung vorgelesen. Schauspieler Beil, einer der begabtesten Künstler, entfernte sich sogar, ehe der erste Akt zu Ende war.

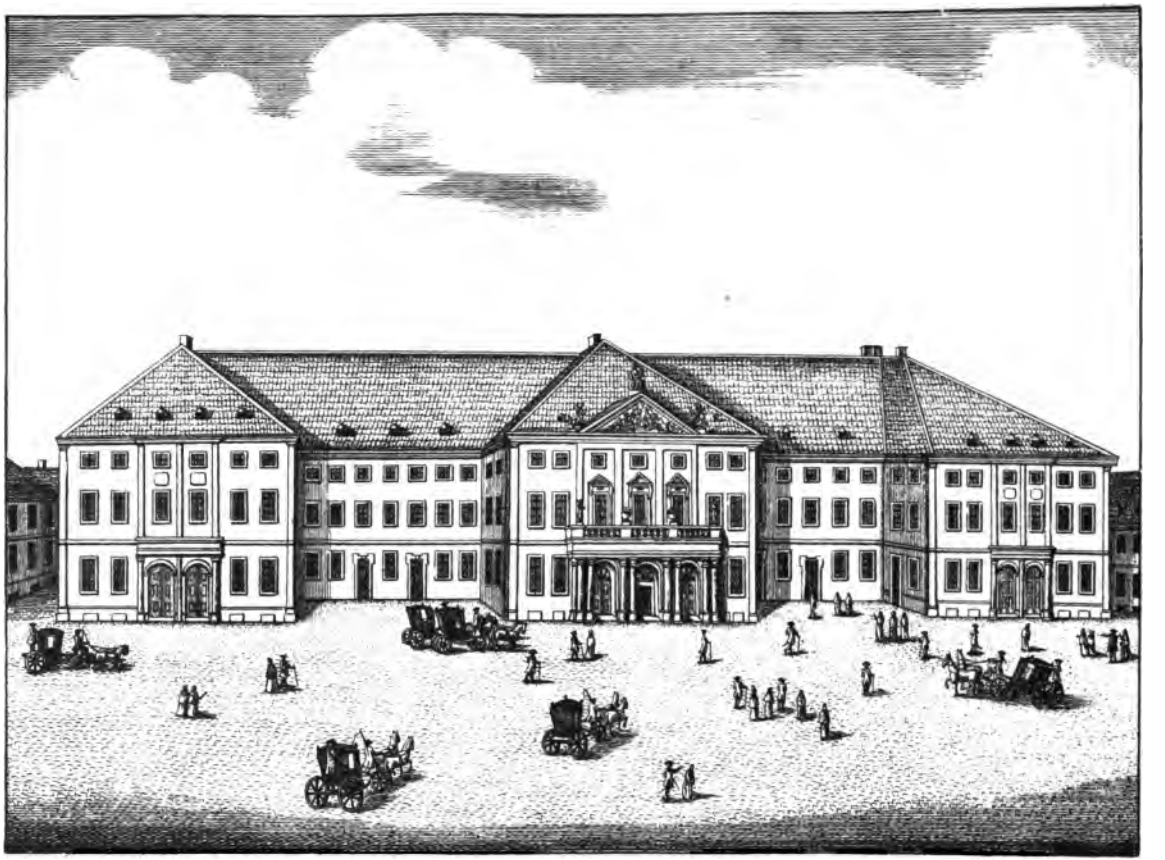
Der zweite hatte dasselbe Schicksal. Kein Zeichen des Lobs oder Beifalls war zu sehen. Alles stand auf, als Obst und Trauben herumgereicht wurden, und der Schauspieler Frank schlug sogar, um der peinlichen Verlegenheit ein Ende zu machen, vor, man solle zum Bolzschießen aufbrechen. Nach Verlauf von einer Viertelstunde hatten sie sich alle entfernt, und nur Iffland mit Meier waren noch dagesessen.

Schillers Freund Streicher war außer sich ob solch verächtlicher Behandlung. Er bat Meier, mit ihm ins Nebenzimmer zu treten und sagte zu ihm in erregtem Ton: „Mir ist diese Gleichgültigkeit und Abneigung gegen eine so vortreffliche Dichtung unerklärlich, zumal wenn ich daran denke, daß die Herren erst vor einer Stunde Schiller die größte Bewunderung und Verehrung bezeugten. In dem Augenblick, wo an eine Rückkehr Schillers nach Stuttgart nicht mehr zu denken ist, ist diese Erfahrung doppelt schmerzlich."

Der Regisseur tat bei diesen Worten, als ob er das Verhalten der Schauspieler ganz gerechtfertigt finde, zuckte die Achseln und erwiderte: „Sagen Sie mir einmal ganz aufrichtig, Herr Streicher, wissen Sie ganz gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben hat?" „Zuverlässig," entgegnete Streicher mit fester Stimme, „wie können Sie auch nur daran zweifeln?"

Der Regisseur machte trotz dieser Versicherung immer noch ein gar ungläubig' Gesicht und frug forschend weiter: „Wissen Sie denn auch gewiß, daß nicht ein anderer dieses Stück geschrieben hat und er es nur unter seinem Namen herausgegeben hat? Oder hat ihm jemand anderes daran geholfen?"

Je mehr Meier den Freund Streicher durch verfängliche Fragen in die Enge zu treiben und ihn zu einer offenen Aussprache zu bewegen suchte, desto fester und sicherer verharrte dieser auf seiner Meinung.



Das teutsche Comödienhaus. La Comédie allemande.

„Ich kenne Schillern nun schon bald im zweiten Jahre," sagte er, „und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich denn dieses alles?"

Meier wußte jetzt fast nicht mehr, was er dazu sagen sollte. Je mehr er sich Mühe gab, die nackte Wahrheit zu erfahren, um so unerklärlicher und rätselhafter wurde ihm die ganze Sache. Aber wie ein geübter Kartenspieler, der das Spiel rasch seinem Ende entgegenführen will, zum Schlusse seinen letzten Trumpf auswirft, so rückte er jetzt mit einer Antwort heraus, die den Freund des Dichters nicht mehr länger im Zweifel ließ. Er sagte: „Fiesco ist das Allerschlechteste, was ich je in meinem Leben gehört habe, und es ist geradezu unmöglich, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben hat, etwas so Gemeines, so Elendes sollte gemacht haben."

Streicher stand bei diesen Worten sprachlos da. Starr und traurig blickten seine Augen ins Leere. Er zweifelte am Sieg der Wahrheit. Aber noch einmal raffte er sich auf, die letzten Gründe für seinen Freund ins Feld zu führen.

„Fiesco ist weit regelmäßiger für die Bühne, und darin ist alles vermieden, was an den Räubern mit Recht so scharf getadelt wurde," sagte er, „Herr Meier, Sie müssen das Stück nur öfters hören oder selbst lesen, dann werden Sie anders urteilen und ihm zuletzt doch noch Geschmack abgewinnen."

Alle Einwendungen Streichers waren vergeblich. Meier beharrte steif und fest auf seiner Meinung und schloß die Auseinandersetzung mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesco geschrieben hat, so hat er alle Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwulstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Diese harte Rede traf Streicher wie Donnerschlag. Aufs höchste entrüstet ob solcher Verkennung kehrte er zu seinem Freunde zurück und berichtete ihm die schwere Niederlage.

Der Dichter war völlig niedergeschlagen. Er glaubte sein Todesurteil zu hören. Alle seine Hoffnungen schienen dahin wie

Blüten, geknickt im rauhen Frühlingssturm. Eben wollte er sich entfernen, als Meier darum bat, die Rolle, auf der das Stück stand, noch einmal zu Hause still für sich durchlesen zu dürfen. Schiller gewährte ihm diese Bitte und verabschiedete sich in der gedrücktesten Stimmung, die man sich denken kann.

Mit der größten Spannung erwarteten die beiden andern Tags das Endurteil, das Regisseur Meier ihnen zu geben versprochen hatte.

Morgens schon ziemlich früh begab sich Streicher in die Meiersche Wohnung, um die Entscheidung hinzunehmen. Kaum wurde Meier des Schillerfreundes ansichtig, als er voll inniger, herzlicher Freude ausrief: „Sie haben recht! Sie haben recht, Herr Streicher. Fiesco ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie, was schuld daran war, daß ich und alle Zuhörer es als das elendeste Machwerk von der Welt hielten? Schillers Aussprache und Betonung. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen einmal wir es vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf die Bühne zu bringen."

Ohne ein Wort der Entschuldigung zu erwidern, verließ Streicher die Wohnung des Regisseurs und eilte, hocherfreut über den glücklichen Ausgang, zu seinem Freunde und erzählte diesem, daß Meier seine Ansicht über Fiesco plötzlich zu seinen Gunsten geändert habe. Das machte unsern jungen Dichter wieder fröhlich, daß er frohlockte und sang, trotzdem die Zukunft nichts weniger als glänzend vor ihm lag. Vom Herzog kam eine Antwort, durch die weder seine Straflosigkeit gesichert, noch seine Bitte erfüllt war. Seine ganze Hoffnung stand deshalb auf den Theaterintendanten Dalberg, der von den Hoffestlichkeiten in Stuttgart kommend, mit jedem Tage erwartet wurde.[24]

Der geheimnisvolle Besuch.

Die Gattin des Theaterregisseurs Meier, die während der festlichen Tage bei Verwandten in Stuttgart weilte, war inzwischen

von ihrer Reise zurückgekehrt und hatte die für Schiller betrübende Nachricht gebracht, daß seine heimliche Flucht in der Residenz das größte Aufsehen erregt habe, und daß er befürchten müsse, von dem sehr erzürnten Herzog verfolgt zu werden.

Die Freunde des Dichters waren darum bange um seine Sicherheit und gaben ihm den guten Rat, sich einen andern Aufenthaltsort als Mannheim zu suchen.

Schiller, der dem Herzog nur halb traute, machte sich also an einem schönen Oktobermorgen auf die Beine und zog mit seinem treuen Streicher nach Darmstadt und Frankfurt. Daselbst blieben sie aber nur kurze Zeit.

Schillers Gesundheit war durch die zahlreichen, schweren Aufregungen der letzten Wochen etwas erschüttert. Er fühlte sich recht unwohl. Dazu war das Leben in der großen Stadt Frankfurt nichts weniger als billig. Ihre geringen Geldmittel waren nahezu erschöpft. Sie mußten umkehren, ob sie wollten oder nicht, und mußten ihren früheren Aufenthaltsort Mannheim wieder aufsuchen, in dem sie durch die Anwesenheit teilnehmender Freunde gegen die gröbste Not gesichert waren.

Auf den Rat des Freundes Meier hin ließen sie sich der größeren Sicherheit wegen in dem benachbarten Dörflein Oggersheim nieder, in welchem das Leben weit billiger war als in der Stadt Mannheim.

Schiller wohnte daselbst mit seinem Freunde Streicher in einem Gasthaus, das den nicht gerade poetischen Namen „zum Viehhof" trug. Es ging recht knapp her. Schiller mußte mit Streicher in einem Bette schlafen. Den Tag über war der Dichter mit der Umarbeitung des „Fiesco" beschäftigt. Wenn die Abenddämmerung kam, legte er die Feder aus der Hand und wanderte mit seinem Kameraden Streicher zu seinen Freunden nach Mannheim hinüber.

Einmal, es war gegen die Mitte des November zu, da kam Schiller mit Streicher wieder zu Meier auf Besuch. Er fand diesen und auch seine Frau in größter Bestürzung. „Sie sehen anders drein wie sonst, Herr Meier," sagte der

Dichter ganz verwundert, indem er sie herzlich begrüßte, „ist Ihnen vielleicht etwas recht Widerwärtiges zugestoßen?"

„Mir nicht, Herr Schiller," erwiderte der Regisseur gelassen, „aber um Sie ist mir recht bange." „Wieso?" fragte Schiller voller Neugier. „Vor einer Stunde war ein württembergischer

Das Schillerhaus in Oggersheim bei Mannheim.

Offizier bei uns gewesen," fuhr Meier fort, „der hat sich aufs angelegentlichste nach Ihnen erkundigt. Ich dachte gleich, daß es ein Späher sei, der Ihre Spur sucht. Sofort war ich gefaßt und gab zur Antwort, daß ich nicht wisse, wo der Dichter sich gegenwärtig aufhält. Darauf ging der Offizier ganz höflich und bescheiden, wie er gekommen war."

„Wer mag nur das gewesen sein," fragte nachdenklich Frau Meier, als alle plötzlich durch das Ertönen der Hausklingel aus ihrem Nachsinnen aufgeschreckt wurden.

„Er ist's, er ist's," rief ganz bestürzt Frau Meier dem Dichter zu, „schnell die Tapetentüre zum Wandschrank aufgemacht und hineingestanden, Herr Schiller."

Der Dichter, den Ernst der Lage erkennend, stieg, so rasch er konnte, in das enge, dunkle Gemach, während Frau Meier schnell die Türe hinter ihm schloß. Der Besuch trat ein. Schiller bewahrte in seiner wunderlichen Gefängniszelle die größte Ruhe.

„So, Sie sind's, Herr Curioni," sagte freudig überrascht der Regisseur, „wir glaubten anfänglich, es wäre der württembergische Offizier wieder, der bereits heute morgen hier war und sich aufs genaueste nach Schiller erkundigte."

„Ach ja der," entgegnete der Besuch, „den habe ich auch heute mittag in dem Kaffeehaus getroffen. Es ist mir aufgefallen, daß er mich und andere Gäste so aufs sorgfältigste nach Schiller ausfragte. Der scheint nach ihm zu fahnden. Ich ließ mich nicht fangen. Ich versicherte ihm, daß Schiller bereits seit zwei Monaten nach Sachsen abgereist sei, und daß sein gegenwärtiger Aufenthalt niemand bekannt sei. — — — —

Schiller hatte sein Ohr sachte an die Türe des Schrankes gelegt und deutlich jedes Wort vernommen, das der Ankömmling sprach. Da er nichts mehr zu befürchten hatte, trat er zum größten Erstaunen des anwesenden Besuchs aus dem Wandschrank heraus und begrüßte den Herrn, der ein Bekannter und Hausfreund der Familie Meier war, aufs herzlichste. Dabei fragte er ihn angelegentlichst nach Aussehen und Uniform des Offiziers.

Die Angaben, die der Gefragte und die Familie Meier machten, waren so verschieden, daß Schiller sich nicht denken konnte, wer es gewesen sein könnte. Erst später erfuhr er Näheres über den geheimnisvollen Besuch, der ihn und vor allem das Haus Meier in einen nicht geringen Schrecken versetzt hatte.

Es war ein naher Freund zu Schiller gewesen, der mit ihm auf der Karlsschule in Stuttgart einst studiert und ihn da schätzen und lieben gelernt hatte. Auf einer Reise begriffen, hatte der gute Kamerad den großen Umweg nicht gescheut, den ihm die Reise nach Mannheim verursachte und hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben,

den Aufenthalt Schillers zu ermitteln, um mit ihm einige fröhliche Stunden zu verleben. So war denn sein Vorhaben durch die sonderbaren Umstände mißglückt zu seinem und Schillers Leidwesen.

Wiewohl sich diese vermeintliche Fahndung als eine ganz harmlose Überraschung entpuppte, so schien die Geheimhaltung von Schillers Aufenthalt immer noch geboten. Das war dem Dichter, dem jeder äußere und innere Zwang verhaßt war, auf die Dauer recht unangenehm. Größere Sorge freilich trug er darum, wie er in der Zukunft sein Leben fristen, sein Fortkommen finden sollte.

Trostlos, wie in düstere, dicke Nebel gehüllt, lag die Zukunft vor des Dichters Auge. Streicher hatte seinen letzten Heller hergegeben und von zuhause nichts mehr zu erwarten. Die Güte und die Gastfreundschaft der Mannheimer Freunde war über alle Maßen in Anspruch genommen. Fiesco war auch in seiner Neubearbeitung nicht angenommen worden, und Dalberg hatte auch den in einem Brief geforderten Vorschuß Schiller verweigert. So stand der Arme völlig mittellos und dazu noch verschuldet da, am Abend nicht wissend, wovon er am Morgen leben sollte.

Aber mitten in diesem Dunkel banger, schwerer Sorge ging ihm ein hoffnungsvoller Stern am Lebenshimmel auf. Die Botschaft kam an einem schönen Morgen, daß er zur Frau von Wolzogen kommen und dort auf ihrem Gut in Bauerbach die Gastfreundschaft genießen solle, so lang er wolle. So mußte denn geschieden sein[28] (nach Streicher und Polack).

Wenn Freunde scheiden.

Grau war der Tag, der Himmel dick mit düsteren Wolken verhängt; tief lag der Schnee auf Markt und Gasse, als Schiller, begleitet von seinen Freunden, zu den Toren Mannheims hinauszog, um von Oggersheim aus seine Reise nach Bauerbach anzutreten.

So öde und traurig wie es um ihn her war, so war es auch in seinem Innern. Ernst und schweigend schritt er neben seinen Begleitern her, in trübes Sinnen verloren. Mit großen stolzen Hoffnungen war er hierher gekommen; hier hoffte er sein Glück zu machen; aber bitter enttäuscht zieht er von dannen, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Fiesco hatte er zwar nach langen Mühen an den Mann gebracht. Buchhändler Schwan hatte den Druck übernommen. Was er aber an klingender Münze dafür bekam, das reichte gerade dazu, die weißen Kreidestriche auf dem schwarzen Brett des Viehhofwirts zu Oggersheim auszulöschen.

Mit einer armseligen Barschaft zog er ab, nichts weiter besitzend als die Kleider, die er auf dem Leibe trug. Und die waren gar dünn und dürftig und konnten ihn gegen die grimmige Kälte, die in jenen Dezembertagen herrschte, nicht im mindesten schützen.

Eine Flasche edelster „Liebfrauenmilch", die die Freunde zum Abschied miteinander tranken, sollte dem vor Kälte zitternden Dichter einige Wärme zuführen und ihm über den Schmerz der letzten Abschiedsstunden hinweghelfen. Aber es versagte seine Kraft da, wo es galt, von einem Freunde zu scheiden, der einem ein Bruder geworden war.

Was für Opfer hatte Streicher nicht für seinen armen Freund gebracht. Bei dem berühmten Johann Sebastian Bach, dem großen Meister der Töne, sollte Streicher einmal in Bamberg in die Schule gehen. Die nicht unbedeutende Summe, die dazu notwendig war, hatte seine Mutter bereit gehalten; aber ihr Sohn hatte sie nicht für sich verwendet, sondern Rate um Rate für seinen Freund geopfert, bis der letzte Heller ausgegeben war.

Was hatten sich solche Freunde in dieser schweren Stunde des Abschieds noch zu sagen, die wie Brüder Tisch und Bett teilten? Kein Wort fand da der sonst beredte Mund. Nur die Hände lagen fest zusammen, und die treuen Augen ruhten innig in einander.

Andreas Streicher, Schillers beſter Freund.

Herzen ziehen ſähen. Sie waren auf dem Heimweg wenigſtens äußerſt vergnügt und redſelig, als ſie das Schickſal des Dichters beſprachen.

„Torhelt, die ſichere Stelle in Stuttgart zu verlaſſen! Als flüchtiger Arzt hätte er reich werden können!“ ſagte der eine. „Torhelt, das Heil von der Zukunft zu erwarten, in der Gegenwart aber unſtet und flüchtig zu ſein wie Kain!“ ſetzte der zweite

hinzu. „Torheit, dem Irrlicht des Ruhms nachzujagen und einem Sterne zu folgen, den Nebel verhüllt," sprach der dritte.

Iffland hörte schweigend und nachdenklich die nutzlosen Klagen seiner Begleiter an. Er selbst hatte einst einen wohlhabenden Vater und ein behagliches Leben verlassen, um mit wenig Talern in der Tasche bei dem großen Eckhoff in Hamburg die Schauspielkunst sich zu eigen zu machen. Den hohen Beruf schon frühe in sich fühlend, war er, ungeachtet aller Hindernisse, dem stillen Zuge seines Herzens gefolgt, und er hatte es nie zu bereuen.

Wie jämmerlich, wie kleinlich kam ihm deshalb das nichtige Gerede seiner kurzsichtigen Begleiter vor, besonders wenn er daran dachte, daß dieselben, die ihn jetzt mit Anklagen und Vorwürfen über ein verfehltes Leben überhäuften, noch vor einer Stunde in heuchlerisch-hochtrabenden Worten das große Genie des Dichters über alles gepriesen hatten.

Er konnte darum nicht mehr länger an sich halten und sprach zu ihnen: „Schiller hat recht getan! Des Herzens Drang ist des Schicksals Stimme. Sein Talent wird über alle Not siegen. Es drängt ihn zu großem Wirken, und er wirds erreichen. Der ist kein rechter Mann, der solchen Drang durch kleines Behagen einschläfern läßt."

Während so die einen in lebhaftem Gespräche Schillers Flucht tadelten, die andern sie billigten, wanderte Streicher stumm und traurig neben ihnen her. Er konnte es kaum fassen und über sich bringen, daß er „den liebsten Menschen, das wahrhaft königliche Herz und Deutschlands edelsten Dichter im Unglück verlassen mußte". — —

Schiller aber schlief in dieser Zeit im Gasthaus zu Oggersheim den Schlaf der Erschöpfung, bis ihn am Morgen das Posthorn weckte, und der Postwagen den Heimatlosen in seine neue Heimat hinüberbrachte[24] (nach Polack).

Die brave Frau Hölzel.

In dem weltfernen, ſtillen Örtchen Bauerbach blieb Schiller monatelang bei ungeſtörter, eifriger Arbeit. Des Tags über ſaß er fleißig hinter ſeinen Büchern; des Abends wanderte er dann und wann einmal zu ſeinem inzwiſchen neu gewonnenen Freunde Reinwald, dem herzoglichen Bibliothekar und Hofrat in Meiningen, und unterhielt ſich mit dieſem aufs vortrefflichſte.

Aber auch hier in Bauerbach ſollte das ſtille Glück, das er in einer von äußerer Not verſchonten Häuslichkeit genoß, nicht von langer Dauer ſein.

Frau von Wolzogen hatte ihre Söhne zu dieſer Zeit auf der von Herzog Karl gegründeten Hochſchule. Bekäme der Herzog Wind davon, daß ſein einſtiger, flüchtiger Zögling in ihrem Hauſe verborgen gehalten werde, ſo wäre es um den guten Ruf des Hauſes und die herzogliche Gnade geſchehen. Sie legte deshalb dem Dichter den Wunſch nahe, aus der ſtillen Zurückgezogenheit wieder in den bunten Wirbel der Welt zurückzukehren. Schiller ging, aber wohin? Das war die große Frage, die ihn Tag und Nacht beſchäftigte.

In Mannheim hatten ſich inzwiſchen die Verhältniſſe vollſtändig verändert. Dalberg hatte nach den „Räubern" kein zugkräftiges Stück mehr auf die Bühne gebracht und kein volles Haus mehr gehabt. Dabei fühlte er, daß er Schiller bei der Behandlung des „Fiesco" verletzt habe. Den Herzog von Württemberg brauchte er nicht mehr zu fürchten; denn dieſer hatte zur Verfolgung ſeines entwichenen Regimentsdoktors keinen Finger gekrümmt. So ſtand es bei ihm feſt, daß niemand anderes als Schiller wieder dem Theaterleben in Mannheim neue Nahrung, neues Blut zuführen könne. Schiller wurde von ihm als Theaterdichter angeſtellt und zog in Mannheim als ſolcher im Frühjahr 1784 ein.

Neben Welt und Menſchen lernte Schiller in Mannheim nun erſt recht die Nachtſeiten des Lebens kennen. Er erfuhr an ſich, wie zwar die Gedanken ſich frei bewegen, wie aber die Sachen

sich hart im Raume stoßen. Er lernte wohl das Wesen der Bühne genau kennen; aber auch die wetterwendische Gunst des Publikums schmerzlich fühlen.

Am meisten drückten ihn alte und neue Schulden. Er hatte einen eigenen, kostspieligen Haushalt eingerichtet, der mehr kostete, als seine Mittel erlaubten. Das Seine zu Rate zu halten, war er nicht imstande. Er verstand nicht einzuteilen und zu sparen. Er war freigebig und gastfrei. Solange er Geld hatte, rollte es lustig durch seine Finger, erst wenn es ihm mangelte, wußte er zu schätzen, was er besaß.

So drückte ihn einmal besonders schwer eine alte Druckerschuld. Doch hier kam unerwartet Hilfe.

Schiller wohnte in Mannheim mit seinem getreuen Streicher bei der Familie des Maurermeisters Hölzel, einem schlichten, fleißigen Bürgersmann. Seine Frau sorgte wie eine Mutter für Schiller, brachte Ordnung in seinen Haushalt und sah auch nach seinem verwaisten Weißzeug. Sie gewann ihn von Herzen lieb, weil er immer so freundlich war und ihren Sohn aus schwerer Krankheit errettet hatte.

Eines Tages sah Frau Anna, wie ihr Mietsherr immer so niedergeschlagen und sinnend dasaß und so zerstreut, ja verwirrt antwortete.

„Was fehlt doch nur unserm Doktor?" sagte sie eines Tages zu Streicher. „Er hat schwere Sorgen, Frau Hölzel, Geldsorgen," antwortete dieser.

„Was Sie sage!" rief die wackere Frau ganz erstaunt, „Wie isch er denn da 'nein gerate?" fragte sie weiter.

„Er hat sein berühmtes Buch „Die Räuber" drucken lassen und das Geld dazu geborgt," entgegnete Streicher, „sein Vater ist Hauptmann, hat nur wenig Sold, wohl aber drei Töchter, für die er sorgen muß. Er konnte dem Sohne nichts geben. Da hat nun eine Korporalschaftsfrau beim Buchdrucker für die zweihundert Gulden zugesagt. Als aber der Buchdrucker das Geld forderte, konnte sie nicht zahlen, verließ Stuttgart und floh hierher. Nun ist sie hier verhaftet worden und bleibt in Haft, bis

das Geld bezahlt ist. Das ist's, was unsern Doktor so schwer niederdrückt."

„Zweihundert Gulden, sage Sie?" wiederholte Frau Anna und fuhr, zu ihrem nebenstehenden Gatten gewendet, fort: „Mann, so viel vermöge wir wohl noch?"

Der brave Hölzel nickte und sagte: „So wolle wir's ihm gebe!"

„Sage Sie's ihm!" wandte sich Frau Hölzel an Streicher und zog sich mit ihrem Mann in ein Nebengemach zurück, das Geld gleich zu holen.

Streicher aber eilte freudigen Herzens zu Schiller und berichtete ihm, wie ihm durch die Güte seiner schlichten Hausleute aus der gröbsten Not geholfen werde.

Der Dichter atmete leicht auf. „Gott sei Dank," sagte er, „so gibt's doch unter Larven noch fühlende Herzen."

Schillers erste Sorge aber blieb es von nun an, die geliehene Summe auf Heller und Pfennig zurückzuzahlen, sobald er wieder bei Mittel wäre. Das tat er. Sein treuer Freund Theodor Körner, der große Dichter der Freiheit, sprang ihm hilfreich zur Seite, als er wieder in großer Not war und schenkte ihm dreihundert Taler.

Schillers erster Gang galt dem braven Hölzel, der ihm einst aus großer Verlegenheit geholfen hatte. „Hier haben Sie Ihr Geld wieder, liebe Mutter Hölzel," sagte er, „aber mit dem Herzen will ich ewig Ihr Schuldner bleiben." „Ach, so eilt's ja nimmer, lieber Herr Doktor! Ein Mann wie Sie ist uns sicher!" sagte sie.

Reiche Zinsen hat Schiller später der gutherzigen Hölzelschen Familie bezahlt. Der Mann wurde alt und schwach, der Verdienst gering. Die Familie geriet infolgedessen in große Not.

Da flüchtete die gute Frau zu ihrem lieben Professor Schiller, dem Dankbarkeit eine selbstverständliche Pflicht war. Zweimal sandte er größere Geldsummen, schrieb einen recht tröstlichen Brief und verschaffte dem Sohn durch seinen Freund Beck eine gute Stelle am Theater.

(S. 132) Schillers Lieblingsplätzchen auf der Mühlauinsel bei Mannheim.

Voll Glück schrieb die gute Frau an Schiller: „Ach, wie danke ich der Vorsehung und Ihnen für diese Wohltat! Das Geld hilft mir, meine einzige Tochter kleiden zu dem ersten Nachtmahl. — Und wie glücklich bin ich, daß ich von Ihrem Gelde wieder das erste Mal abends ein Licht brennen kann.“ [24]

So behielt der Dichter die braven Eheleute in treuem Gedächtnis und vergalt ihnen all die Liebe und Güte, die er während seines Aufenthalts im Hause in so reichem Maße hatte erfahren dürfen.

Noch durch gar viele Irrungen und Wirrungen hat der Dichter, solange er hier in Mannheim lebte, hindurchgehen müssen, und gar manch' herbe Entsagung und bittere Enttäuschung fiel auf sein junges Leben wie kalter Reif auf duftige Blütenpracht; aber gerade in dieser harten Schule äußerer und innerer Not wurde sein Wesen geläutert, sein Geist vertieft und sein ganzes Streben gewann die Richtung nach dem hohen Ziele hin, das seinem Leben und Wirken gesteckt war: der große Dichter und Denker unseres deutschen Volkes zu werden.

Die große Wassersnot im Jahre 1784.

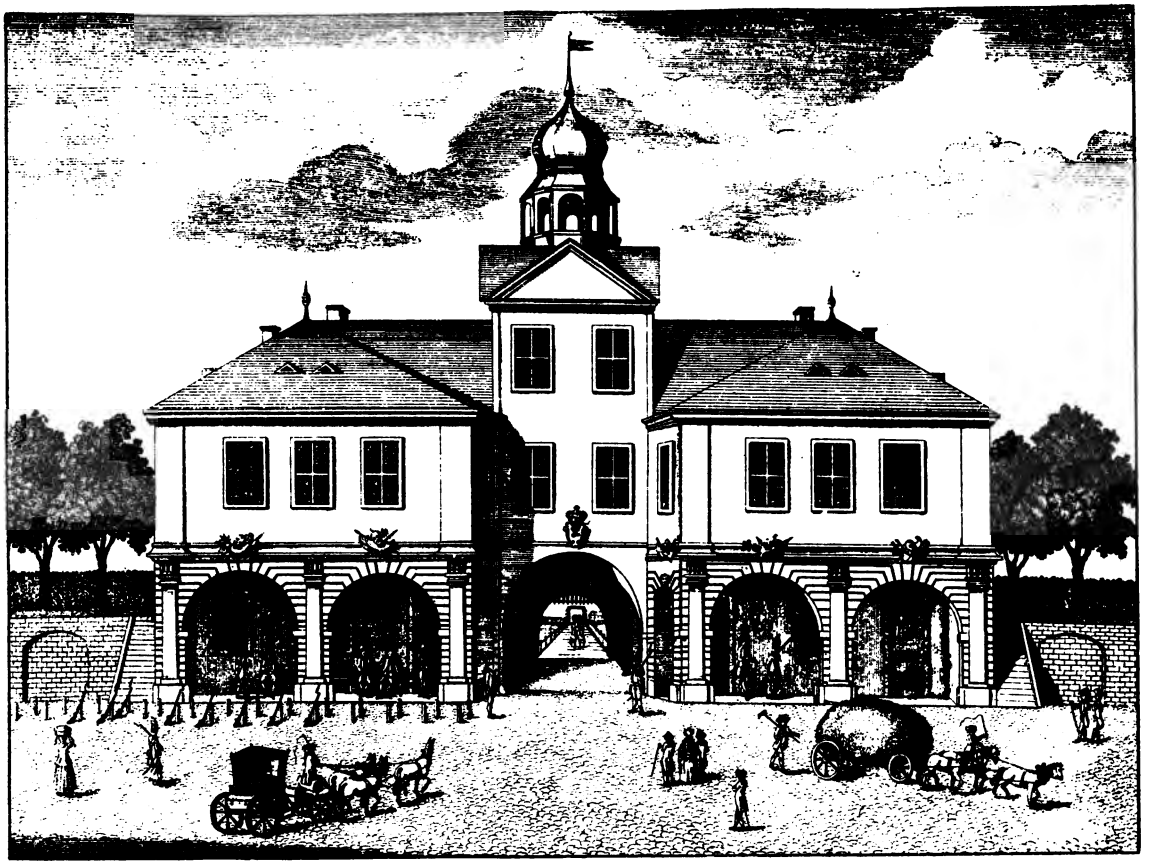
Von einem Neujahr, das schlecht anfing.

Auf der niedern Steinbank, die draußen vor dem Heidelberger Tore stand, saß der alte Torschreiber Konrad Überle um die Feierabendstunde bei seinem Jugendfreunde Valentin Biedermann, dem Meister der ehrbaren Schreinerzunft, in eifrigem Geplauder.

„Sind schlechte Zeiten, Konrad," sagte Meister Valentin, „weiß nicht, was das noch werden soll. Unser Geschäft geht flau. Kein Scheitlein Holz ist heut' mehr aufzutreiben. Auf allen Seiten sind die Zufahrtstraßen abgesperrt durch Eis und Schnee. Was noch an Holz vorhanden war, das hat die Flut erbarmungslos mit fortgeschwemmt. Sieh' hin, dort kommt des Webers Franz, der Türmer von der Stadt. Der hat mit eigenen Augen zugesehen, wie ganze Stöße Holz mit fortgerissen wurden."

Der Torschreiber schaute sich um und sah seinen Verwandten, den Stadttürmer Franz Dammer, auf sich zukommen. In langsamen, behäbigen Schritten näherte sich der etwas korpulente, junge Mann den beiden Alten, indem er sie freundlich grüßte.

„Das neue Jahr hat nicht gut angefangen, Gevatter Konrad," sagte der Türmer, indem er sich auf die Bank niederließ, „in dem kurzen Zeitraum einer Woche Rhein und Neckar zufrieren, auftauen und wieder zufrieren, das ist wahrlich ein stark' Stück, das war noch nicht dagewesen seit Menschengedenken."



Das Heidelberger Thor — La porte d'Heidelberg.

„Hast recht, Franz," erwiderte der Torschreiber, nachdem er sich mehreremale geräuspert hatte, „hab' nun volle sechzig Jahre auf dem Rücken, hab' schon gar manchen harten Winter durchgemacht, was uns aber das Neujahr 1784 gebracht, das soll mir denken mein Lebenlang.

Mögt mir sagen, was ihr wollt. Leid und Freud' sind halt im Leben beieinand' wie auf dem Strauch die Rosen und Dornen. Am 8. Jänner sind sie mit den schwersten Lastwägen übern zugefrorenen Rhein gefahren, und am darauffolgenden Sonntag haben sie zur allgemeinen Belustigung ein Volksfest abgehalten über der starren Eisdecke des Rheins, während unter ihren Füßen die eisigen Grundwasser tosten. Habt doch auch gehört, welch' tolles Leben und Treiben drüben geherrscht hat.

Die Buben und Mädchen sind Reitschul' gefahren. Die Hemshöfer Burschen, die herübergekommen waren, haben Kegel geschoben. Es wurde gespielt und getanzt, gelacht und gescherzt. Eßbuden und Trinkzelte waren aufgeschlagen in großer Zahl. Alt und jung tat sich gütlich an Speise und Trank, und man vergnügte sich wie auf einem Jahrmarkt und — — — wenige Tage darnach war unsere Gegend ein Bild des Jammers und des Elends. Ist das nicht schrecklich?" — —

„Gewiß, Gevatter Konrad," erwiderte der Stadttürmer und nickte zustimmend mit seinem wettergebräunten Haupte, „niemand hat's härter am Leibe erfahren müssen als wir, die wir die langen, bangen Nächte hoch oben auf dem Turme des Rathauses die Wache hielten. Hab' in den letzten Wochen kein Auge zugemacht. Wie trieb der eisige Sturmwind mir Regen und Schnee ins Gesicht, daß mir Hören und Sehen verging und mir gar oft der Ton im Horne stecken blieb! Fast keine Nacht verging, wo ich nicht hab' die Sturmglocke läuten müssen, und wo nicht das Jammergeschrei und Wehklagen so vieler Unglücklichen zu mir heraufdrang."

„Nur den Kopf hoch, Franz, bist noch jung und gesund," fuhr der Torschreiber fort, „hast dein sicher' Bett und dein gut' Auskommen. Warum sollst du klagen? Denk' an die, die

durch die Überschwemmung Hab und Gut verloren haben. Wie haben die eisigen Wasser gehaust in den Gärten und Feldern, in den Straßen und auf den Wällen!" – –

„Gestern war der Bote von Neckarhausen bei mir und brachte gar schlimme Kunde von den Nachbarorten," setzte Meister Valentin ergänzend hinzu, „ihr glaubt es nicht, wie übel diese dran sind.

An der alten Mühlau unter den Neckargärten stürzten die Fluten über den eingebrochenen Damm in das Feld querein und überschwemmten es samt den Gärten bis herauf an die Käfertälerstraße.

Bäume wurden entwurzelt, Häuser umgerissen und Brücken abgebrochen. Unterhalb Feudenheim wurde die jenseitige Landbrücke mit Rumpf und Stumpf hinweggeschwemmt. Und noch ragen die eisigen Massen wie hohe Eisberge drohend und Unheil verkündend bei der Feudenheimer Krümmung aus den tosenden Fluten des Neckars heraus."

Den alten Torschreiber erfaßte bei dieser Nachricht ein tiefes Schaudern. Nachdenklich lief er eine Weile auf und ab, dann wandte er sich zu den beiden mit den Worten: „Könnt' man nicht fast meinen, man wäre ins Lappland versetzt, wenn man wochenlang zwischen diesen eisigen Bergen sitzt. Und wie dies naßkalte Wetter uns Alten zusetzt! Dieser feine, duftige Höhenrauch, der wie ein giftiger Pesthauch sich über Feld und Wald ausbreitet und alle Bäume und Sträucher welk und dürr macht, wie legt sich der so schwer auf meine alte, schwache Lunge! Kaum, daß ich noch den Atem kriege." – –

Bei diesen Worten überfiel den Torschreiber ein starker, anhaltender Husten, sodaß er bald rot, bald blau im Gesicht wurde und sich auf den Arm des jungen Türmers stützen mußte.

Als der Alte sich etwas erholt hatte, ließ er sich ganz erschöpft auf die Steinbank nieder und wischte sich eine Träne aus dem Auge. Der Stadttürmer aber reichte den beiden Alten die Hand zum Abschied, indem er sagte: „Der Abend kommt. Mein Dienst beginnt. Gehabt euch wohl und bestellt für morgen besser'

Wetter, nun gute Nacht!“ Darauf kehrte er eilends in die Stadt zurück und stieg in seine enge, niedere Turmstube hinauf, für diese Nacht Wache zu halten.

Die Alten aber saßen noch eine kleine Weile beieinander auf der steinernen Bank und redeten miteinander von den guten, alten Zeiten.

Wenn die Wasser toben.

Inzwischen war die Sonne überm Rhein drüben untergegangen. Von ihrem hellen Widerschein erstrahlten die Gipfel der Eisberge des Neckars in magischem Glanze. Bald aber war der letzte, matte Schimmer sanft verlöscht, und nächtliches Dunkel senkte sich leise herab auf die ruhende Stadt.

Der Schlagbaum am Tore war längst heruntergelassen. Zeitweise zeigte sich ein verspäteter Reitersmann, der um einen Kreuzer Sperrgeld Einlaß erhielt. Mit dem Schlage acht aber fiel das große Stadttor unter lautem Geächze in sein mächtiges Schloß, und der alte Torschreiber zog sich nach des Tages Mühe und Last stillvergnügt in seine heimelige Behausung zurück.

Drinnen in der Stadt war es in den Gassen und auf dem Markte inzwischen stille und einsam geworden. Nur da und dort tauchte an einer Straßenecke ein mit Laterne und Spieß bewaffneter Stadtknecht auf, der die Nachtwache hielt. Keinen Laut vernahm man. Nur der laute Ton des Wächterhorns unterbrach von Stunde zu Stunde die nächtliche Stille.

Franz Dammer, der Stadtwächter, saß ganz stille hoch oben in der engen Klause seines Turmes vor einem alten Geschichtsbuche und rauchte behaglich aus seiner langen, weißgestielten Kölnerpfeife, während draußen ein kalter Sturmwind durch die Gassen fegte, und ein eisiger Schlosregen an die Fenster trommelte.

Eben hob die große Turmuhr mit kräftigem Rucke zum vollen Schlage aus, als plötzlich ein fürchterlicher Krach mit darauffolgendem dumpfen Getöse hörbar wurde.

Dammer sprang erschreckt von seinem Sitze auf, eilte an das kleine Turmfenster und öffnete es. Der Regen hatte im Augenblick aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen, und der Vollmond warf seinen hellen Schein in die menschenleeren Gassen und auf die stillen Häuserreihen.

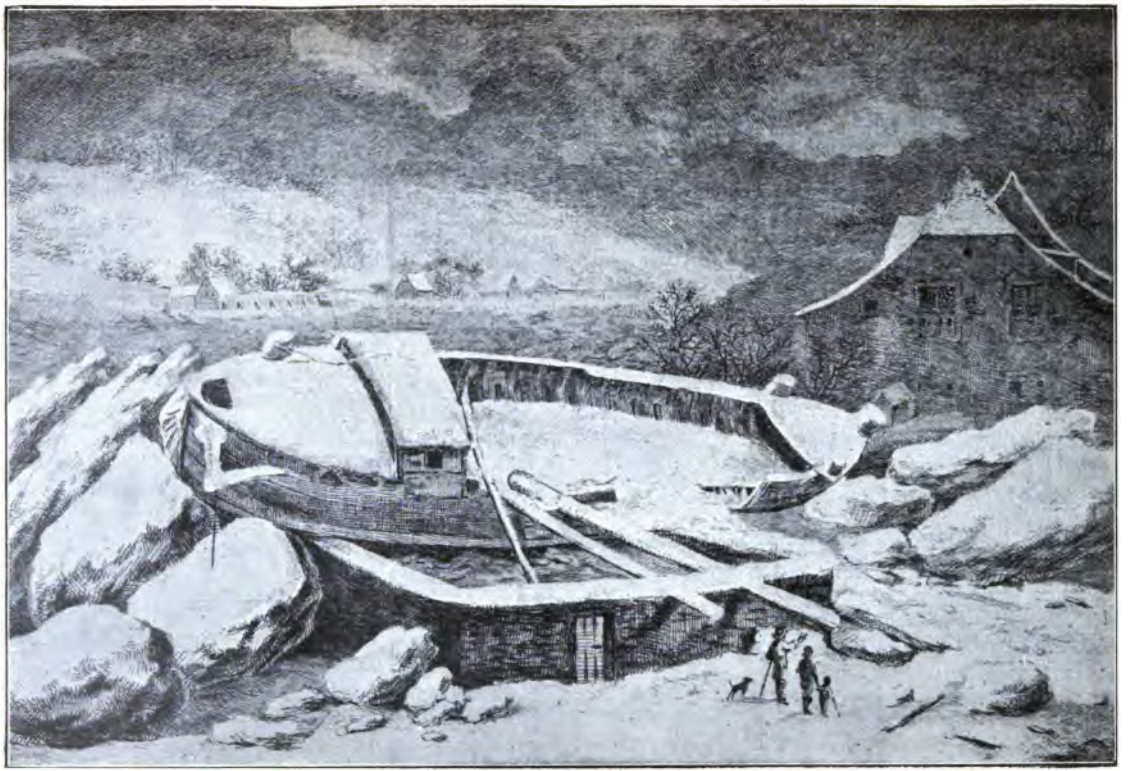
Da mit einem Schlage gingen die Fensterläden auf. Die Leute streckten, halb bekleidet, die Köpfe heraus in höchster Bestürzung. Wie Dammer genauer zusieht, bemerkt er, daß die Karlsstraße herauf zwei Männer in atemlosen Laufe dahergerast kommen. Es ist der alte Torschreiber mit dem Zöller Franz. Sie flüchten in des Bäckers Leiberts Haus. Hinter ihnen drein wälzt sich die tosende Flut des Neckars wie eine wütende Schlange, Tod und Verderben bringend, und dringt alles vor sich verheerend in die Straßen und Häuser ein.

Dammer erkannte die Gefahr. Sofort gibt er Befehl, die Sturmglocke zu läuten und eilt dann selbst hinunter, auf der Wache Anzeige zu machen. Im Nu ist die ganze Stadt in fieberhafter Erregung. Aus allen Häusern stürzen Leute auf die Straße heraus. Trommeln wirbeln. Alarmschüsse krachen an allen Ecken und Enden, und dazwischen ertönt die Sturmglocke in einzelnen Schlägen dumpf und unheimlich.

Die Flut hatte bereits am Mittag ihre Wut an Heidelberg und Neckarhausen ausgelassen, war dann gegen Abend über das Neckarauer Feld vorgedrungen und stürmte nun, durch die hohen Eisberge bei der Feudenheimer Krümmung in ihrem weiteren Laufe gehemmt, mit solch furchtbarer Gewalt gegen das Heidelberger Tor los, daß die stärksten eisernen Riegel brachen, und die tobenden Fluten sich in reißendem Strome in die Stadt hineinstürzten.

Das wütende Element war bereits schon in solcher Masse vorgedrungen, daß die Keller und Hausgänge sich füllten, und die Wasser bis zum zweiten Stocke der Häuser emporzustiegen.

Der alte Torschreiber flüchtete mit dem Zöller Franz auf das Dach des Hauses. Hier war er zwar vorerst in Sicherheit; aber das gräßliche Unglück mitansehen zu müssen, ohne Hilfe



(S. 138) Der große Eisgang und die fürchterliche Überschwemmung Mannheims im Jahre 1784.

leisten zu können, das war dem stets dienstbereiten Alten noch ärger als die Not und Gefahr selbst, in der er schwebte.

Mit Schrecken mußte er vom Dache aus mit ansehen, wie man da einem alten, zitternden Weiblein durch Anlegen einer Leiter aus dem zweiten Stock verhalf, wie dort halbnackte Kindlein zum Hoftor herausgetragen wurden, und wie man hier einen Todkranken im Bett zum Fenster herunterließ. Den Anblick ertrug er nicht länger; es ließ ihm keine Ruhe mehr; er mußte mit angreifen, wenn er auch fast nicht mehr konnte. Er rief deshalb den unten in den Straßen mit der Rettungsarbeit beschäftigten Feuerwehren, Soldaten und Bürgern zu, ihn doch auch aus seiner unfreiwilligen Verbannung zu holen und ihn in einem der Kähne aufzunehmen.

Es geschah. Eine große Leiter wurde angestellt und der alte Torschreiber samt dem Zöller Franz auf dem Boot in Sicherheit gebracht.

Jetzt legte auch er Hand ans Werk. Unter Beihilfe des Zöllers schlug er mit einem großen Beile eine Wand ein und verschaffte auf diese Weise einem jämmerlich nach Rettung schreienden Weibe freien Ausgang. Bis um die mitternächtige Stunde verharrten sie so in angestrengtester Arbeit. Noch drangen von allen Seiten Jammerrufe und Wehklagen die Straße herauf, als die Geretteten glücklich auf dem Rathaus in Sicherheit gebracht wurden.

Wie ging's nun aber erst hier zu! Alles war in fieberhafter Bewegung. Die ganze Nacht hindurch waren die Ratsherrn damit beschäftigt, den Geretteten Unterkunft und Verpflegung zu verschaffen.

Es gab alle Hände voll zu tun. Der Morgen graute kaum, da dampfte es auch schon in den Garküchen an allen Ecken und Enden der Stadt. In den Backstuben regten sich fleißige Hände. Tausend Laibe Brot wurden an den folgenden Tagen gebacken und unter die Hungernden verteilt. Allen jenen Unglücklichen, die noch nicht gerettet werden konnten, die also noch auf den Giebeln

ihrer Häuſer ſaßen, wurde das Brot und die warme Koſt der Garküche in kleinen Booten zugeführt.

Da galt's nun Gutſcheine auszuſtellen und darüber Buch zu führen, daß alles in die rechten Hände gelangt und niemand vergeſſen wird. Dies Geſchäft beſorgte der Torſchreiber ſamt den übrigen Gehilfen mit der Pünktlichkeit, die man an ihm gewohnt war.

Auch ſein Freund, der Meiſter Valentin, war aufs Rathaus gekommen und machte ſich durch die Verteilung von Holz an Bedürftige und Arme recht nützlich.

So gelang es, der gröbſten Not zu ſteuern. Die Mehrzahl der vom Unglück Betroffenen und alle Obdachloſen waren, als der Tag anbrach, unter ſicherem Dach.

Eine vornehme Dame nahm allein achtzig Familien, die Haus und Hof verlaſſen mußten, bei ſich auf und verpflegte ſie auf lange Zeit. Auch die übrigen Damen und Herren der hohen Geſellſchaft, an der Spitze der Kurfürſt Karl Theodor, taten zur Rettung und Verpflegung der Bedrängten, was Menſchen möglich war.

Zwei volle Wochen ſtand das Waſſer noch in den Straßen und Häuſern bis herauf an die Wormſergaſſe. Am 5. März fing der Mesner in der Trinitatiskirche, die teilweiſe immer noch unter Waſſer ſtand, einen mächtigen Karpfen, der, wie die Leute ſagten, zwölf Pfund gewogen haben ſoll. Da endlich, gegen den zwanzigſten zu, wich die Flut allmählich zurück, nachdem die Schleuſen der Abzugsgräben geöffnet waren, und man die Dämme durchbrochen hatte. Alles atmete jetzt leicht auf, als am 20. März die ſchreckliche Flut gänzlich geſchwunden war.

Über der Freude, ſich wieder gefunden zu haben die Gattin den Gatten, die Eltern ihre Kinder, der Bruder die Schweſter, vergaßen alle die Not und Bedrängnis, die ſie in den Tagen ſchwerer Heimſuchung haben erdulden müſſen. – – – –

Der 21. März 1784 war ein Sonntag ſchön klar, wie keiner zuvor geweſen war. Vom Turme der Trinitatiskirche ſchallten die Glocken weit hinaus. In feſtlichem Gewande wallte die

141.

Die Lutherische Kirche. L'Eglise de Lutheriens.

feiernde Menge zum ſtillen Gotteshauſe. Die heilige Stätte war bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch Franz Dammer, der Stadtwächter, und ſein Gevatter, der alte Torſchreiber, ſaßen im neuen Sonntagsſtaat mit dem Meiſter Valentin einträchtig beiſammen unter den Andächtigen.

Mächtig brauſte die Orgel durch den ſtillen Raum des Gotteshauſes, das noch vor wenigen Tagen von dem unheimlichen Toſen der rauſchenden Fluten wiederhallte. Pfarrer Kaibel beſtieg die alte, prächtige Engelskanzel und predigte über das Wort des Pſalmiſten (Pſ. 46. 8. 9): „Der Herr Zebaoth iſt mit uns, der Gott Jakobs iſt unſere Hilfe. Kommet her und ſchauet die Werke des Herrn, der auf Erden ſolch' Zerſtören anrichtet!"

Im Innerſten tief bewegt ſaß die andächtige Gemeinde da, als der Geiſtliche ſeine ergreifende Predigt ſchloß mit den Worten: „Der Herr Zebaoth iſt mit uns, der Gott Jakobs iſt unſere Hilfe! Die Überdenkung dieſer uns ſo nahe gelegten Wahrheit, befeſtige unſer Vertrauen auf den Höchſten. Der, welcher uns mitten in den Fluten behütet hat, ſei ewig unſer Gott. Iſt er mit uns, wer mag wider uns ſein! Und wenn wir auch wandeln im finſtern Tale, fürchten wir kein Unglück, wenn er uns begleitet, wird uns ſeine treue Fürſorge tröſten. Freudig wollen wir die Pfade betreten, die er uns noch für die Zukunft gehen heißt. Keine Widerwärtigkeit kann uns begegnen, welche größer wäre, als der Herr!"

Nachdem die Predigt zu Ende war, ſtimmte die Gemeinde aus vollem und tiefem Herzen ein in das Lied:

Drückend war die Not,
Die uns hat bedroht.
Doch du haſt der Armut Zagen
In des harten Winters Tagen,
Haſt ihr banges Flehn
Hilfreich angeſehen:

Wogen türmten sich,
Brausten fürchterlich.
Doch uns warst du nicht Zerstörer;
Uns warst du Gebetserhörer;
Mehr als die Gefahr
Dein Verschonen war.

Gott! wir danken dir,
Jetzt und für und für.
Unsere Kinder sollens hören,
Daß sie lernen, dich verehren,
Dich, der wunderbar
Uns Erhalter war.

Kapitain Berüff, der tapfere Lebensretter.

Außerhalb des Stadtwalls, auf den Anhöhen der Neckarschanze, da wo die Krappenmühle, die Kaiserhütte und das Rheinhäuser Hirtenhäuschen stand, waren die Leute ebenfalls in großer Not und Gefahr gewesen. Wohin sie auch ihre Blicke richten mochten, nirgends zeigte sich ihnen Rettung. Sie mußten sich selber helfen.

Sebastian Diez, der Hirt, war beim ersten furchtbaren Ansturm der Flut mit seiner Frau und der Magd auf den Speicher geflüchtet und guckte vom Dache herab dem tollen Spiel der tosenden Wellen zu.

Es war ein trostloser Anblick. Da trieb das Eis ein junges Pferd vorbei; dort warf die Flut ein totes Kind herauf, um es von neuem wieder zu verschlingen. Eine Kinderwiege schwamm hier vorüber, und drüben schaukelte ein Weinfaß auf den Wellen. Balken, Pfosten, Wagenräder drängten sich tosend durch Eis und Trümmer.

„Was seh' ich dort? Schaut hin, schaut hin!" rief auf einmal des Hirten Magd und deutete mit dem Finger auf eine kleine

Eisscholle, die mitten im Neckar eben vorbeitrieb. Auf ihr saß zusammengekauert ein Mägdlein, bleich und blaß. Ihre langen, schwarzen Haare flogen ihr ins Gesicht. Ihre Kleider trieften. Die Wellen schlugen hoch an ihr empor. Mit lauter Stimme rief der Hirt zu ihr hinüber. Sie hörte nichts. Sie rührte sich nicht. Wie ein totes Steinbild saß sie da.

Da kam ein kleines Schiff von der Windmühle hergefahren. Kapitain Berüff wars mit seinen tapferen Genossen. Eben hatten sie die Leute auf der Kaiserhütte und auf der Windmühle in Sicherheit gebracht, nun sollte auch der Hirte an die Reihe kommen. Wie die Schiffer sich dem Hirtenhäuschen näherten, rief ihnen Diez mit lauter Stimme zu: „Helft nur erst dort dem Weibsbild in dem Eise!"

Die Männer ließen sich's nicht zweimal sagen. Mit kräftigem Ruderschlag zwangen sie ihr Schiff durch Eis und Trümmer und gelangten glücklich bei dem Unglückskinde an.

Das Mädchen richtete sich mühsam an dem Stab empor, den es in seinen Händen hielt. Ohne sich lange zu besinnen, ergriffen die Männer die Borde, die sie mitgenommen hatten, legten sie über die Eisschollen und führten die Maid an der Hand darüber hinweg in ihr Schiff hinein. Sie war gerettet. Starr und steif saß sie da, den Kopf auf die Hand gestützt, und redete kein Wort.

Als das Schiff gelandet war und das Mädchen seinen Fuß wieder auf festen Boden setzte, brach es ohnmächtig vor den Augen seiner Erretter zusammen. Kapitain Berüff brachte die Unglückliche in sein Haus. Eine schwere Krankheit befiel sie. Monatelang schwebte sie zwischen Tod und Leben. Der sorgsamen treuen Pflege, deren sie sich im Hause des Kapitain Berüff erfreuen durfte, hatte sie es zu verdanken, daß sie ihre Gesundheit wieder erlangte und dem Leben zurückgegeben wurde.

Margarete Waltherin von Neckarhausen.

An einem schönen, sonnigen Herbsttag war es, als Margarete Waltherin, so hieß die Gerettete, in der Laube des Berüff'schen Gartens saß. Um sie herum im Kreise scharten sich die Kinder des Kapitains, die Verwandten und Freunde der Familie. Sie mußte erzählen, wie sie gelitten und gestritten hatte.

„Drüben im nahen Neckarhausen steht hart an der Kirche des Schulzen Schneckenbergers Haus," so fing sie an, „da war ich einst im Dienst. Ich hatte es gut. Im Hause war ich aufgenommen wie ein eigenes Kind. Zu klagen gabs da nichts. Das Feld stand schön. Das Vieh gedieh. Wir alle waren glücklich und zufrieden.

Da kam der harte Winter und gleich darauf die große Wassersnot. Am achtundzwanzigsten des Hornung war es, ich stand gerade in der großen Stube und richtete den Tisch zum Mittagsmahl, da plötzlich – horch! – ein fürchterlicher Krach, ein heftiges Donnern. Ich ließ alles stehen und eilte hinaus. Kaum hatte ich das Haus verlassen, da stürzte es schon mit donnerndem Getöse hinter mir in sich zusammen.

Der älteste Sohn des Schulzen war mit mir glücklich entkommen. Alle andern, die im zweiten Stock des Hauses waren, wurden unter den Trümmern lebendig begraben und mit diesen von dem reißenden Strome mit fortgeschwemmt.

Wir flohen beide in das Nachbarhaus. Kaum glaubten wir uns hier in Sicherheit, da fing auch dieses an zu krachen. Da wir zur Vordertür nicht mehr heraus konnten, schlug der junge Schneckenberger rasch die hintere Leimenwand hinaus. Wir sprangen in die Scheuer und stiegen auf das Gebälk bis an den Giebel. Wir glaubten uns geborgen. Doch wehe! Die starken Balken wichen unter unsern Füßen. Die Scheuer stürzte ein. Ein Glück! Wir blieben unversehrt. Die dicken Eisklumpen, das Gebälk, der Schutt wurde uns zur Brücke. Auf ihnen retteten wir uns zu einem Marktschiff hinüber, das gerade herangetrieben wurde.

Kaum saßen wir im sichern Kahn, da kam ein starker, eisiger Strudel. Der Nachen drehte sich mit einem Male rings im Kreise und trieb dann weiter abwärts gegen Seckenheim.

An der Kirchhofmauer dieses Dorfes stand der Lehrer und Gerichtschreiber Michler. Als er uns beide kommen sah, rief er uns zu: „Das Eis ist dicht beisammen, springt doch zu mir herüber!“ Der junge Schneckenberger wagte es und ward gerettet. Ich wollte es ihm gleichtun, doch die Schollen wichen. Ich mußte wieder in das Schiff zurück.

Da rief der Lehrer abermals mir zu: „Nun, Waltherin, so kommt doch, rettet Euer Leben!“ Es war zu spät. Der Sturm brauste heftiger, die eisigen Wasser tobten fürchterlich. Unterhalb Seckenheim, dort, wo der Neckarstrom die Krümmung macht, wurde mein ohnedies schon stark beschädigtes Schiff mit solcher Wucht an einen hohen Eisberg hingeworfen, daß das Vorderteil desselben abbrach und in der tiefen Flut verschwand.

Ich rettete mich nun auf den Kasten. Aber bald war der Überrest des Schiffes mit Wasser gefüllt und ging unter. Nun sprang ich blindlings auf einen kleinen Eisschollen, der gerade vorbeischwamm. Ich kniete nieder und hielt mich so mit meinen Händen fest.

Die Nacht brach ein. Tiefe Dunkelheit umgab mich. Dumpf und unheimlich rauschten die wilden Wasser. Der Sturmwind heulte. Die Kälte machte meinen Leib erstarren. Ich bebte, glitt mit dem rechten Fuße aus und fiel ins Wasser.

Nun war ich dem Tode nahe. Doch ich verlor die Fassung nicht. Mit kühnem Schwung schwang ich meinen starren Leib empor und gewann so die kleine Scholle wieder. Volle vierundzwanzig Stunden saß ich zusammengekauert auf dem Eisstück, das tolle Spiel der eisigen Wellen. Wohin diese mich trugen, ich weiß es nicht zu sagen. Als aber der Tag graute, und der Morgenstern am Himmel aufging, da war die Rettung nicht mehr fern.

Bei diesen Worten atmete sie tief auf, und eine Träne des Dankes glänzte in ihrem Auge.

Lautloſe Stille herrſchte im Kreiſe, als die Gerettete ihre Erzählung beendet hatte. Den Kindern wars warm ums Herz geworden. Ihre Augen leuchteten voll Begeiſterung und Verehrung. Wie zu einer Heldin ſchauten ſie zu ihr empor. Sie aber richtete ſich auf, reichte ihrem Lebensretter ihre rechte Hand und ſprach in tiefbewegtem Tone:

Dank, edle Männer, vielen Dank!
Wollt ihr? mein zweites Leben
Sei immer euch zum Dienſt geweiht!
Ihr habt es mir gegeben.

Mein ſchwacher Dank iſt lange nicht
Der großen Rettung Lohn,
Nur eins: Das ſchöne Lob der Welt
Sei euer ſchönſter Lohn.

Margarete Waltherin blieb im Hauſe des Kapitains noch viele viele Jahre, diente der Familie treu und rechtſchaffen und vergalt an den Kindern all die Liebe und Treue, die ſie im Hauſe ihres Erretters in ſo reichem Maße erfahren hatte.

Das goldene Regierungsjubiläum Karl Theodors.

Am Abend vor dem Feſt.

Draußen heulte ein kalter Sturmwind ums Haus und rüttelte wie ein wilder Burſche an Tür und Tor, als ob er herein wollte. Unaufhörlich ſchlug der Regen an die Fenſter, daß die Scheiben klapperten.

In der geräumigen, freundlichen Stube, wo die Familie des Drechslers Dormann um den großen, runden Tiſch herumſaß, aber war es mollig warm und ſtill. Die große, altertümliche Hängelampe, die an vier kunſtvoll geſchmiedeten, ſtahlblanken Ketten von der einfach aber geſchmackvoll bemalten Decke herabhing, verbreitete reichlich Licht und warf einen hellen Schein auf die vielen geſchäftigen Hände, die ſich flink und fleißig regten.

Chriſtina, die älteſte Tochter des Hauſes, ein großes, ſchlankes Mädchen mit einem runden, friſchroten Geſichtchen und braunem, welligem Haar, war gerade eifrigſt damit beſchäftigt, ihr neues, weißes Kleid, das ſie morgen zum Jubelfeſte zum erſten Male anzuziehen gedachte, mit Bändern, Rüſchen und Schlüpfen aus hellblauer Seide zu verzieren. Ihre beiden kleineren Schweſtern, das zwölf Jahre alte Gretchen, und die noch jüngere Agathe, wanden aus friſchem, grünem Tannenreis Kränze und Guirlanden und flochten allerhand bunte Blumen dazwiſchen.

Auch der große Sohn Wilhelm, ein flotter, kecker Studioſus, der auf der Hohen Schule zu Heidelberg die Rechte ſtudierte

und zum Feste erschienen war, war fleißig an der Arbeit, die zahlreichen Lichtchen und Lämpchen, die Transparente und Wappen u. a. m. für die morgen geplante, große Beleuchtung zuzurichten.

Der alte Großvater, der hinten in der Ecke beim Ofen in seinem großen Lehnstuhl saß und ein paar dicke, blaue Rauchwolken behaglich aus seiner langen Pfeife blies, schaute dem geschäftigen Treiben seiner fleißigen Enkel mit sichtlichem Vergnügen zu. Wie gerne hätte er mit angegriffen; aber er konnte nicht mehr, beim besten Willen nicht. Seine Hände waren schwach und zitterig und seine Augen trüb geworden. Er hatte volle achtzig Jahre hinter sich. — —

„Das ist mir ein nettes Jubelwetter," sagte der junge Studiosus mit schalkhafter Miene zu Christina, seiner Schwester, gewendet, „kein Hund wagt sich da morgen vor die Türe, das mag recht werden, da kannst du mit deinem neuen, weißen Kleide daheim bleiben."

Christina, der die schadenfroh klingende Rede ihres Bruders sehr wehe tat, legte entrüstet ihr Nähzeug aus der Hand und trat mißvergnügt und traurig an das Fenster.

„Da hast du's nun," rief sie nach einer Weile freudestrahlend, „es hört schon auf zu regnen. Der Himmel hellt sich auf; es gibt morgen das schönste Wetter. Übrigens, wozu hat man denn Wagen und Pferde? Sollte es regnen, dann fahren wir eben ins Schloß; das ist schon so ausgemacht."

Bei diesen Worten warf sie ihr zierliches Köpfchen hochmütig nach der Seite, daß die langen, braunen Zöpfe flogen, und begab sich, ein lustig' Liedlein leise vor sich hinsummend, wieder an ihre Arbeit.

„Ei, wie vornehm ihr seid," versetzte in neckischem Tone Bruder Studio, „da kennt man euch Damen ja gar nicht mehr!"

Schon wollte Christina auf diese spöttische Gegenrede eine entsprechend kräftige Antwort herausgeben, als der Vater mit seinem ältesten Sohne Peter, von der Werkstatt kommend, das Zimmer betrat. Alles schwieg.

„Bestellung auf Bestellung," sagte der Vater mißvergnügt, „das nimmt ja gar kein Ende. Drunten liegt mir die Werkstatt voll unfertiger Arbeit, und immer neue Aufträge laufen ein. Heute nacht heißt es durchgeschafft. Peter, du sorgst mir dafür, daß noch diesen Abend die fertige Arbeit abgeliefert wird. Die Aufsätze, Zierstücke und Fahnenspitzen kommen ins Haus des Reichsrats von Stengel. Die Säulen, Leuchterfüße und Balustraden erhält der Geh. Rat May am Redoutenplatz. Der scheints großartig vorzuhaben. — — — So — und nun gönnt mir für einen Augenblick nur Ruhe."

Bei diesen Worten ließ Vater Dormann sich behaglich auf das hinter dem Tisch stehende Sofa nieder, nahm seine Hornbrille aus der Tasche und blickte in ein Schreiben hinein, das ihm eben gebracht worden war.

„Das wird ein Fest geben, wie die Pfalz noch keines gesehen hat," begann Meister Dormann nach einer Weile, „da lese ich eben, daß Abordnungen von allen umliegenden Ämtern kommen werden. Die Frankentäler, Oggersheimer, Käfertäler, Dossenheimer, was weiß ich noch wer, werden morgen auf dem Plan erscheinen." —

„Die haben allen Grund, dies Fest von ganzem Herzen mitzufeiern," versetzte der alte Großvater, „was haben die dem Kurfürsten nur zu danken. Wenn ich zurückdenke fünfzig Jahre, wie's damals in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe ausgesehen hat, da muß ich doch den Hut herunterziehen vor solchem Fortschritt. Was war das nahe Frankental in meinen Jugendtagen? Ein unbedeutend' kleines Örtchen, von welchem kaum die Rede war. Karl Theodor hat es groß gemacht. Seitdem ein Kanal dies Städtchen mit dem Rhein verbindet, ist es durch Fabrikation von Tuch und Seide, von Porzellan und Glas bedeutend worden.

Und auch die Bauern haben nicht zu klagen. Der Kurfürst hat auch da gesorgt, daß der Bauer was im Beutel hat. Wie stattlich steht Tabak und Klee, Krapp und Rhabarber! Die Seidenraupenzucht gedeiht. Denkt an die Angoraziegenherden zu Dossen-

heim! S'wird was probiert bei uns zu Land, seitdem der Kurfürst an dem Ruder ist.

Und ihr Herren von der Feder, fuhr der Alte fort, an seinen Enkel, den Studiosus sich wendend, „ihr habt dem Fürsten sonderlich zu danken. Keiner hat je mehr für Kunst und Wissenschaft getan wie er."

„Das will ich meinen," erwiderte zustimmend der junge Student, „sucht Euch ein solch' klein' Land wie unsere Pfalz, das auch so reich an künstlerischen Schätzen ist. Da sind die schönen Gipsfigurenkabinette, die Bildergalerien mit 700 Bildern, der Statuensaal und auch die Sammlung alter Kupferstiche. Das alles ist ein Werk Karl Theodors. Und auch die Wissenschaft kommt nicht zu kurz. Die Sternwarte mit ihren kostbaren Instrumenten, die Hofbibliothek mit ihren 40000 Bänden, die Naturalien- und die Altertümersammlung und auch die reichen Anlagen des botanischen Gartens sind aus der Hand Karl Theodors hervorgegangen."

„Und das Theater ja nicht zu vergessen," fügte Christina ergänzend dazu, „das hat doch auch den Ruf der großen Bühne."

„Nun, das ist nicht allein des Kurfürsts Werk," fiel der Vater ein, „er hat die rechten Leute dazu haben müssen. Ohne einen Meister wie Verschaffelt, ohne einen Iffland, einen Dalberg wäre die Bühne wie die Galerien zu solchem Ruf und Ruhme nicht gelangt. — — — Doch, horcht, was hör' ich von der Ferne?" —

Alle lauschen. Musik ertönt. Die Glocken läuten. Die Kinder eilen an die Fenster und öffnen. Vom Rathausturm herüber ertönt ein feierlicher Festchoral. Böller krachen. Von der Straße herauf klingt heller Jubel schon. Es lebe Kurfürst Karl! — — —

„Nun ist es aber Zeit," sagte der Vater, „noch viel gibts heut' zu tun. Geh' zu der Mutter in die Küche, Gretchen, und bitte sie, daß sie das Abendessen richte."

150.

Die Sternwarte *L'Observatoire*

Der Jubiläumszug.

Am darauf folgenden Morgen weckte Trompetenschall und lauter Paukenschlag die Familie Dormann aus dem tiefen Schlafe. Im Nu waren alle auf den Beinen, und ein reges Leben und Treiben herrschte bald im ganzen Hause. Der Großvater, der Vater Dormann und sein ältester Sohn mußten sich beim Jubiläumszug beteiligen. Der letztere war bei dem freiwilligen Reiterkorps, das aus der Schar der jugendlichen Bürgersöhne zum ersten Mal gebildet wurde. Im dunkelblauen Rock mit schwefelgelber Weste, gelben Hosen hatte er Schlag sieben auf der Breiten Straße vor der Hillesheimschen Behausung zu erscheinen.

Bald war er angekleidet. Wie schmuck, wie stolz und stattlich stand er da im Festgewand des Kriegers, als ihm sein Bruder, der Student, den langen, geschweiften Säbel umhängte und ihm den großen Hut mit dem blau-weißen Federbusch und den Roßhaarmaschen auf seinen Kopf setzte.

Auch Vater Dormann machte sich zum Abmarsch fertig. Als erster Meister seines Handwerks schritt er in faltigem, blauem Mantel, der bis auf die Füße reichte, der Zunft voran.

Der Großvater durfte auch nicht fehlen. So schwer es ihm auch fiel, er mußte mit. Vor fünfzig Jahren, als der Kurfürst die Regierung antrat, war er im feierlichen Zuge mitgeschritten; heute nach einem Menschenalter sollten auf besondern Wunsch des Kurfürsten die paar Männlein, die damals dabei waren, — es waren ihrer ganze acht, — auch nicht fehlen. So nahm er denn den alten Dreispitz von dem Nagel und auch den dicken Weichselstock zur Hand und trabte mit.

Um halber neun sollte sich, so war geplant, der Zug vom Redoutenhause aus in Bewegung setzen, die Richtung nach der Breitenstraße bis ans Kaufhaus nehmen und dann von hier am Schloß vorbei zum Platz der großen Hofkirche (Jesuitenkirche) zurückkehren. Bis der lange Zug, aus 35 Abteilungen bestehend, geordnet war, ging eine ganze Stunde drüber hin.

Im Hause hatte Frau Dormann inzwischen noch alle Hände voll zu tun. Auch ihre Töchter waren allesamt damit beschäftigt, für diesen Tag sich feierlich herauszuputzen.

Da plötzlich tönt Musik. „Sie kommen, sie kommen," rief Agathe. Alle eilen an die Fenster und schauen zwischen den Guirlanden und Blumen hindurch den Festzug an. Dem Zug voran zieht stolz das Reiterkorps und hinter diesem drein drei Tambours und zwei Pfeifer in Galauniform.

„Schau' dort, der Peter," rief mit einem Mal das Gretchen, „wie schmuck, wie stolz er auf dem Pferde sitzt! Man meint, er wär' der Kurfürst selber!" „Und dort, seht hin," setzte die Mutter freudestrahlend hinzu, „der Vater in dem langen, blauen Mantel. Wie ernst, wie würdevoll geht er der Zunft voran! Jetzt schaut er auf. Er sieht uns, Kinder."

Dormann hatte die Seinen am Fenster stehen sehen und nickte grüßend mit dem Kopfe. Neben ihm zur Linken und zur Rechten, schritten zwei Gesellen, die Zeichen der Drechslerzunft in Händen tragend. Voraus zog einer mit der Zunftfahne, welche auf weißem Atlasgrunde die von grünem Lorbeer umrahmten Abzeichen des Handwerks trug: eine rote Billardkugel mit Meißel, eine Drehuhr mit Kugelzirkel.

Kaum waren die 24 Zünfte vorbeigegangen, da kam auch schon die Gruppe der alten Veteranen. Langsam, gebückt, auf den Stock sich stützend, schritten sie vorüber, die paar Männlein.

„Großvater blickt nicht auf. Er muß den Weg sich suchen durchs Getümmel," sagte der junge Student teilnehmend, als die Alten langsam und bedächtig vorbeitrippelten.

Bald tauchte ein neues schönes Bild vor ihren Augen auf. Ein stattlich Regiment der pfälzischen Infanterie maschierte mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel vorüber. Ihm folgte die Generalität in großer Uniform, die hohen Würdenträger im schwarzen, reich bestickten Frack und mit dem Degen an der Seite. Welch' buntes, farbenprächtiges Bild sich ihnen bot! Die blitzenden Helme alle, die glänzenden Uniformen und die blanken Waffen, s'war der helle Staat!

133.

Die grose Hof=Kirche. *La grande Eglise de la Cour.*

Am Kaufhaus bewegte sich der Zug rechts um die Ecke nach dem Schlosse zu. Nach einer guten halben Stunde stand der Zug vor dem Portale der großen Hofkirche.

Stadtpfarrer und Dechant Spielberger mit zwei Geistlichen, mit dem Festornate angetan, empfing die fürstlichen Herrschaften am Eingang der Kirche und geleitete sie auf die am Hauptaltar bestimmten Plätze. Als der Zug das Gotteshaus betrat, erschollen die auf den obern Kirchenbühnen aufgestellten Trompeten und Pauken. Bald hatte jede Abteilung ihren Platz. Die Zunftmeister standen in den Seitenschiffen. Die Veteranen bekamen einen bevorzugten Sitz angewiesen. Sie saßen in dem Mittelgang gegenüber der Kanzel.

Kurfürst Karl Theodor, der bereits in der Neujahrsnacht des Jahres 1777 zum größten Leidwesen der Mannheimer Bevölkerung nach München übergesiedelt war, um das Erbe der eben ausgestorbenen, jüngeren Wittelsbacher anzutreten, ließ sich bei seinem goldenen Regierungsjubiläum in Mannheim durch seine Gemahlin Elisabeth Augusta vertreten. Diese betrat denn auch an der Seite ihres Verwandten, des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken, mit dem gesamten, damals in Mannheim anwesenden Hofstaat die heiligen Räume.

Schon erscholl Orgel und Orchester in mächtigen Akkorden, als Stadtpfarrer Spielberger die prächtig geschmückte Kanzel bestieg. Er legte seiner Festpredigt das Wort des weisen Tobias zugrunde, der in Kapitel 12 Vers 8 sagt: „Der Könige und Fürsten Rat und Heimlichkeit soll man verschweigen, aber Gottes Werk soll man herrlich preisen und offenbaren."

Von den begeisterten Worten des Predigers im Innersten tief ergriffen, stimmte die andachtsfrohe Gemeinde nach beendigtem, feierlichem Hochamt das große Tedeum an und verließ darauf unter Orgelschall und Orchesterklang die weihevollen Räume des herrlichen Gotteshauses.

Draußen vor dem Portale harrte eine große Menschenmenge ungeduldig des festlichen Augenblicks, wo der Zug sich zur feierlichen Huldigung nach dem Schlosse begeben sollte. Um 11 Uhr

fand da im großen Saale feierlich der Empfang der Behörden und Abordnungen statt. Hoch und nieder, jung und alt, alle hatten sich eingefunden, der geliebten Landesfürstin zum 50jährigen Regierungsjubiläum die herzlichsten Segenswünsche darzubringen.

Auch Vater Dormann und erst recht der alte Großvater waren unter denen, die zur Huldigung vor die Kurfürstin geladen waren. Sie waren beide alle voll des Stolzes und der Freude über die Ehre, die ihnen damit erwiesen wurde. Zuhause angekommen, konnten sie nicht genug erzählen von der Güte und Leutseligkeit, mit der sie die Fürstin empfangen hatte.

Der Tochter Christina klangen die Worte der begeisterten Alten wie liebliche Musik in den Ohren. Alles lebte an ihr. Wenn sie daran dachte, daß in wenigen Stunden auch ihr das Glück blühen wird, vor der geliebten Herrscherin zu stehen, so erzitterte ihre Seele in freudiger Erregung. Sie konnte es kaum erwarten, bis ihr längst gehegter Wunsch endlich in Erfüllung ging.

Bald trat sie ans offene Fenster und schaute bange fragend nach dem Himmel, der mit schwarzen Wolken ganz bedeckt war; bald betrachtete sie mit Wohlgefallen ihr neues, schönes Kleid, das in eleganten Falten zierlich auf die weißen Schuhe herabfiel; bald ging sie ungeduldig in der großen Stube auf und ab, noch einmal leise die Worte vor sich hersagend, die sie zu sprechen gedachte, als plötzlich Wagengerassel und Peitschenknall ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Blauweiß.

Drunten, auf der Straße stand eine stattliche Reihe reich geschmückter, eleganter Wagen. Es waren sieben an der Zahl. In jedem derselben saßen vier der zum Empfang geladenen Mädchen. In der vordersten Chaise war aber noch ein Platz unbesetzt. Der war für Christina Dormann vorbehalten. Bald erschien sie in

Begleitung ihrer Angehörigen unter der Haustüre, von ihren Freundinnen aufs herzlichste begrüßt. Kaum hatte sie sich von den Ihren verabschiedet und sich auf dem weichen Sitze des rot ausgeschlagenen Wagens niedergelassen, als der Zug unter dem Jubel der Umstehenden sich in Bewegung setzte.

Der Himmel, der zwar noch mit dunklen Wolken dicht verhängt war, hatte ein Einsehen. Sie konnten zu ihrer größten Freude im offenen Wagen fahren. Die ganze Fahrt glich einem prächtigen Blumenkorso. In der Breitenstraße, durch die der Zug sich bewegte, flutete ein dichter Menschenstrom unaufhörlich auf und nieder. Nur mit Mühe bahnte sich die lange Wagenreihe den Weg durchs Volksgedränge. Beim Anblick der sinnig gekleideten, aufs reichste geschmückten Mädchen brach die Menge wiederholt in Rufe der Bewunderung aus. „Ein prächtiges Bild, wahrhaft einzig ist es in seiner Art! „So tönts von allen Seiten her.

Am Schloß fuhr ein Wagen nach dem andern vor. Ein kurfürstlicher Diener im langen, betreßten Frack und kurzen Sammethosen öffnete den Schlag. Nun gings die breiten, steinernen Treppen hinauf in den großen, prächtigen Empfangssalon. Dort warteten die Bürgerstöchter in gespanntester Erwartung auf das Erscheinen der Kurfürstin.

Es dauerte nicht lange, da gingen die großen, reich gezierten Flügeltüren des Saales auf, und die Kurfürstin rauschte in einem kostbaren, lilaseidenen Kleide zum Saale herein. Sie war von der Hofkirche gekommen und trug noch das mit weißem Hermelin verbrämte Mantelet um ihre Schultern.

Behende schritt sie über den in herrlichen Farben prangenden Teppich hin und stellte sich nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung unter dem großen, goldenen Kronleuchter auf, der in vielen Armen von der prächtigbemalten Decke herunterhing.

Da trat die Anführerin Christine Dormann aus der Reihe der Gratulantinnen hervor und entbot der hohen Frau zum Jubeltage frohen Festgruß. Sie überreichte ihr dabei ein in weißem und blauem Atlas gebundenes Festgedicht auf einer silbernen Platte, nebst einem prächtigen, aus blauen Kornblumen und weißen

Nelken gebundenen Strauß, dessen vierfache, weiße Atlasschleife die goldene Inschrift trug: Elisabeth Augusta 1792. Dabei sprach Christina folgende Worte:

„Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht, unserer teuersten Landesmutter, bringen gegenwärtige Mannheimer Bürgerkinder zum Andenken fünfzigjähriger Regierung diese Huldigung."

Kaum hatte sie geendet, als die Tochter des Pfarrers und Kirchenrats Maria Kaibel vortrat und mit den Worten einfiel: „Ich bekräftige dies im Namen aller."

Mit unbeschreiblicher Güte und Huld nahm die Fürstin diese einfache, aber von Herzen kommende Huldigung entgegen und dankte tief gerührt für das schöne Geschenk, das sie aus der Hand der Mannheimer Bürgerstöchter empfangen hatte.

Nachdem auf Aufforderung der Kurfürstin die Mädchen sich auf den prachtvollen, grünseidenen Polstersesseln niedergelassen hatten, unterhielt sich die hohe Frau in der leutseligsten Weise mit ihnen, fragte sie nach dem Namen und Stand der Eltern und vergaß auch nicht, ihre hübsche, einförmige Kleidung zu loben, in welcher sie zum Empfang erschienen waren.

„Von euch ist eine gekleidet wie die andere," sagte die Fürstin huldvollst, „alle seid ihr in Weiß erschienen. Das steht euch jungen Mädchen recht gut. Aber ihr wollt mir doch durch diese sinnvolle Einförmigkeit eurer Kleidung sagen, daß ihr alle in gleicher Liebe und Treue mit euerm Fürstenhaus verbunden seid. Ihr habt auch ganz sinnig Blau und Weiß gewählt, die Farben unseres Landes. Damit wollt ihr mir doch wohl bedeuten, daß jedes von euch stolz darauf ist, die Tochter eines Volkes zu sein, das Gott durch fünfzig Jahre hindurch so reich gesegnet hat. Ich danke euch für eure guten Wünsche und hoffe und wünsche, daß ihr durchs ganze Leben hindurch diesen treuen Sinn dem Vaterlande bewahren möchtet."

Mit diesen Worten entließ die Kurfürstin die Töchter aufs gnädigste und zog sich, nachdem sie zum Zeichen ihrer fürstlichen Huld allen die Hand zum Kusse reichte, in ihre Gemächer zurück.

Von Freude und Stolz über das gute Gelingen des Empfangs erfüllt, kehrte Chriſtina zu ihren Eltern heim. Tanzend und ſingend ſtieg ſie die Treppe ihres Hauſes hinauf und trat unter Jubel und Frohlocken in das Zimmer ein, in welchem die ganze Familie in geſpannter Erwartung ihrer Ankunft harrte.

„Nun, wie iſt's gegangen?“ tönt's wie aus einem Munde ihr entgegen, als ſie die Türe geöffnet hatte. Chriſtina erzählte den ganzen Verlauf des Feſtes mit gewiſſenhafter Gründlichkeit und wurde nicht müde, die große Güte der Fürſtin zu preiſen, mit der die hohe Frau gerade ſie, die Sprecherin, wiederholt ausgezeichnet hatte.

„Du haſt deine Sache brav gemacht,“ ſagte Vater Dormann, indem er ſeinem Töchterlein huldvoll auf die Schulter klopfte, „nun ſollſt du heute abend erſt recht ein Vergnügen haben. Wir gehen alle miteinander zu dem Herzwirt.“

Beim Herzwirt.

Der Abend war gekommen. In feenhaftem Glanze erſtrahlte die ganze Stadt, als Vater Dormann mit den Seinen von Hauſe aufbrach. Wohin ſie auch blicken mochten, nirgends ſahen ſie ein Haus, ein Fenſter, das nicht aufs prächtigſte erleuchtet war. Die Kinder wurden unterwegs nicht müde im Bewundern der tauſend flackernden Lichtchen und Lämpchen und der in allen Farben ſchimmernden Laternchen und Lampions, die in endloſer Reihe die Faſſaden der Häuſer ſchmückten. Faſt über jedem Tor prangte ein hell leuchtendes Bild des Fürſten oder ein in flammender Schrift erſtrahlender Jubelgruß.

Am Redoutenplatz bei dem Hauſe des Geh. Rats Dr. May war die Beleuchtung am prachtvollſten. Das war bald in der ganzen Stadt bekannt, und darum zog die Schar der Schauluſtigen in hellen Haufen dort hin.

Auch die Familie Dormann lenkte ihre Schritte nach diesem viel gepriesenen, märchenhaften Zauberreiche. Sie war an diesem Abend bei einer ihr befreundeten Familie zu Gaste geladen, und da diese glücklicherweise gerade an dem Redoutenplatze wohnte, so konnten sie vom Fenster des dritten Stockes aus das farbenprächtige, glänzende Bild recht gut übersehen.

Es war ein Anblick, den sie nie vergaßen. Der ganze Platz glich einem wogenden Feuermeer. Leuchtfontainen sprangen; Fackeln brannten; Raketen stiegen in die Luft und Feuerkugeln platzten. Es war hell wie am Tage. Eine bunte Menschenmenge wogte auf und nieder. Vor dem Hause des Rats May stand auf einer sechs bis acht Stufen hohen, mit prächtigem Geländer umgebenen und mit kunstvollen Figuren gezierten Tribüne der beleuchtete Tempel des Ruhms, aus dessen Hintergrund das Bild Karl Theodors hervorleuchtete. Sein Haupt war mit der Bürgerkrone geschmückt. Mit seiner linken Hand umfaßte er die vor ihm knieende Pfalz, die ihm den Ölzweig des Friedens reicht. Mit der Rechten stützte er sich auf den Kopf des pfälzischen Löwen.

Die Fenster des Hauses waren mit vielfarbigen Lämpchen beleuchtet, wovon jedes einen Buchstaben enthielt, welche zusammen dann die Inschrift darstellten:

„Es wachse, blühe und gedeihe das pfälzische Fürstenhaus."

Geblendet von dem märchenhaften Zauberglanz der bengalischen Beleuchtung hatten sich die Eltern Dormann mit ihrem freundlichen Gastgeber auf einen Augenblick in das Zimmer zurückgezogen und sich eine kleine Weile auf das angenehmste unterhalten, während sich die Jugend weiter an dem Glanz und Spiel der Farben und Lichter ergötzte.

„So ist noch kein gekröntes Haupt gefeiert worden, wie unser Kurfürst," sagte Dormann zu seinem Gastgeber, indem er mit dem Stuhl näher zu ihm rückte und seine kleine Pfeife ansteckte, „er hat ja viel getan, das muß ein jeder offen zugestehen, allein mich dünkt, als ob des Guten doch zu viel geschehe."

(S. 159)

Kurfürst Karl Theodor 1742–1799.

„Hast recht, Dormann," erwiderte der Freund, „bin auch ganz deiner Meinung. Die Pfalz steckt nicht viel auf bei diesem üppigen Leben."

„Wie meinst du das," fragte darauf etwas verwundert Dormann.

Der Gastgeber zog ihn ungesehen beiseite und flüsterte ihm ganz geheimnisvoll ins Ohr: „Die Kassen werden leer sein, wenn er einmal stirbt. Mit der Tabakmanufaktur hat er kein Glück gehabt, und auch die Seidenraupenzucht will nicht mehr recht gedeihen. Man munkelt, daß er viel zu große Schulden mache und auch ein gar zu üppiges Leben führe."

„Das habe ich doch auch schon sagen hören," fügte Dormann leise hinzu, „der glänzende Hofstaat, die Unordnung, das ganze Heer der hohen und der höchsten Beamten, von denen keiner 'was zu schaffen hat, verschlucken Riesensummen. Alles wimmelt ja von Hofleuten, Soldaten, Lakaien, Läufern, Tänzern und von Sängern."

„Und wenn nun auch bei diesen ungeheuern Opfern, die der Staat aufbringt, der rechte Mann an rechter Stelle stände," setzte sein Freund ergänzend hinzu, „dann ließe sich die Wirtschaft noch entschuldigen, so aber kann kein Vernünftiger mit einverstanden sein. Da hört' ich neulich, daß er den Grafen von Goltstein, einen ihm völlig unbekannten Mann, zum Finanzminister machte, weil er ihn mit vieler Eleganz und Grazie aus einer prächtigen, goldenen Schnupftabakdose eine kräftige Prise nehmen sah. Wo solche Willkür herrscht, da kann's nicht vorwärtsgehen."

Kaum waren diese letzten Worte gesprochen, als der laute Ruf der Kinder: „Er läuft, er läuft!" vom Fenster her in das Zimmer drang und die geheimnisvolle Unterhaltung der beiden unterbrach. Dormann trat in nachlässig langsamem Schritt mit seinem Freunde an das Fenster.

„Schau', Vater, dort den wirren Menschenknäuel, das schreckliche Getümmel," rief Agathe und zeigte auf die Mitte des belebten Platzes. Der Vater griff nach dem vor ihm liegenden

Fernglas und hielt es fest an seine Augen, um genau zu sehen, was vor sich gehe.

„Ein Brunnen ist dort in der Mitte, Kinder," rief er mit einem Male, „roter und weißer Wein fließt aus den beiden Röhren. Wie sich die Leute freudestrahlend um den Brunnen drängen, wie hundert ausgestreckte Hände verlangend nach den silbernen Bechern greifen! Es kostet nichts, umsonst wird heut' verzapft, so steht geschrieben." —

„Und nun seht dort hinüber," fuhr der Vater fort und deutete mit der Hand nach einer Rotte Kinder, die jubelnd einen mächtig großen Korb umdrängen, „da werden Bretzeln ausgeteilt! Sie haben nicht die Form, wie sie die Bretzeln haben. Ein E und C, die Namenszüge unseres Fürstenpaares, sind schwungvoll unter sich verschlungen. Wie sich die Kinder um die Bretzeln streiten! Was seh' ich dort! Eben fliegt eine hoch im Bogen wie eine schwebende Rakete über die tausend Köpfe hin. Jetzt fällt sie herunter. Ha, ha, ha, — — das ist zum Lachen; wie junge Löwen stürzen Buben, Mädchen über ihre Beute her." — —

„Und seht nur hin! Dort drüben an dem Hause des Herrn Rat, dort wo das große Wirtsschild hängt mit flammendem Bürgerherzen, was geht denn da vor?" fragte voller Neugierde gleich darauf Frau Dormann. „Schon lange schaue ich dem bunten Treiben zu. Da gehts in einem fort heraus, hinein, — — der reinste Taubenschlag."

„Kein Wunder," erwiderte der Vater, „Rat May, der diesen Wein und diese Bretzeln zum allgemeinen Besten stiftete, hat zur Feier dieses Tages für die Armen dort eine Herberge aufgemacht. Wer kommt, der wird bewirtet unentgeltlich. In langen Reihen stehen weiß gedeckte Tische. Die Töchter des Herrn Rat, als Schenkfräulein verkleidet, tragen selbst die Speisen auf. Seht nur, wie alles dort hineinströmt, Arbeiter, Bauern, Taglöhner und Soldaten."

„Genieren sich die Mädchen nicht, so viele Leute zu bedienen," fragte neugierig die kleine Agathe.

„Beileibe nicht, die haben Mut," erwiderte der Vater, „ich habe heute mittag sagen hören, es sei die älteste der Töchter als

Bäckerjunge verkleidet mit einer großen Jubiläumsbretzel in der Hand ins Schloß gezogen und habe so der Kurfürstin gehuldigt. Sie habe sie ganz gnädig aufgenommen und sich des wohl gelungenen Spasses recht gefreut."

Die Kinder brachen bei diesen Worten in ein herzliches Gelächter aus und plagten ihren Vater, doch noch mehr solcher lustigen Stücklein zum besten zu geben. Vater Dormann aber, der für's erste nichts mehr zu erzählen wußte, zum andern von dem langen Stehen und Gucken des Treibens müde war, zog sich mit seiner Gattin in den Hintergrund der Wohnung zurück und knüpfte nach der so unliebsamen Unterbrechung die Unterhaltung mit seinem Freunde von neuem an.

Nach einer Weile wurden die Kinder an den Tisch gerufen. Ein reiches Mahl war zur Feier des Abends bereitet. Alle sprachen den wohl duftenden Speisen und den feinen Getränken kräftig zu. Wie die Mahlzeit nahezu zu Ende war, ertönte plötzlich feierliche Musik vom Platz herüber. Die Kinder ließen Messer und Gabel fallen und traten an das Fenster.

Von dem Hause des Rats aus bewegte sich ein langer Fackelzug langsam um den mit Menschen dicht besetzten Platz. Voran schritten drei Studenten in vollem Wichs. Sie trugen auf langen Stangen große, farbige Laternen. Auf der mittleren war ein Kurhut abgebildet, von einem Ölzweig als Zeichen des Friedens umwunden. Unter dem strahlenden Bilde stand in leuchtenden Buchstaben geschrieben:

„Unter diesem Purpurhut,
Nie befleckt von Bürgerblut,
War's uns fünfzig Jahr recht gut."

Gleich sinnvolle Aufschriften trugen die beiden äußeren Laternen. Hinter den Lampenträgern marschierte eine türkische Musik, und dieser folgte ein Chor von vierzig Studenten in festlicher Tracht und Farbe. Unter diesem befand sich auch der Studiosus Wilhelm, des Drechslers Sohn.

„Schaut, dort geht er!" rief Christina den Ihren zu, als der Zug unter dem Fenster vorbeidefilierte. „Wie er den Kopf hebt,

wie ſtolz er einherſchreitet in ſeinen hohen, ſchwarzen Lackſtiefeln, ſeinen weißen Reithoſen, ſeinem grünen Kneipkittel und ſeiner ſchwarzen, ſammeten Schildkappe! Er kennt uns faſt nicht mehr.“

„Doch jetzt ſchaut er zu uns herauf,“ rief Agathe freudeſtrahlend in dem Augenblick, als Wilhelm gerade nach altem Studentenbrauch majeſtätiſch ſeine blanke Klinge ſenkte.

Nach erfolgtem Umzug ſtellte ſich die Studentenſchar vor dem Tempel des Ruhmes auf und ſang unter Begleitung der türkiſchen Kapelle und unter dem Hochrufen der jubelnden Menge ein von Dr. May eigens zum Feſte verfaßtes Volkslied.

Noch eine Weile dauerte der rauſchende Jubel und die feſtlichen Geſänge der feiernden Menge.

Aber wie alles in der Welt einem letzten Ende entgegendrängt, ſo ging auch dieſes herrlichſte aller Feſte allmählich zur Neige. Als die Mitternachtsſtunde näher und näher rückte, wurde es auf Markt und Straße ſtill und ſtiller.

Auch die Familie Dormann dachte jetzt ans Heimgehen. Die große Turmuhr am Rathaus verkündete in langſam aufeinanderfolgenden, wuchtigen Schlägen die zwölfte Stunde, als Vater Dormann mit den Seinen nach herzlicher Verabſchiedung von ſeinem freundlichen Gaſtgeber den Heimweg antrat.

Noch flatterten die Fahnen luſtig im Winde; noch brannten die Lichter und Lampen helle an Fenſter und Altane, während die feſtmüde Menge langſam durch die immer noch belebten Gaſſen heimwärts zog. Bald aber war der letzte Feſtesſchimmer ſanft verglommen, und im geheimnisvollen Dunkel der Nacht lag die ſchweigende Stadt da in feierlicher Ruhe.

Auch das Haus Dormann war ſchlafen gegangen und träumte in ſtillem Frieden einem neuen, frohen Morgen entgegen.

Adel des Herzens.

Eine Erzählung aus der letzten Regierungszeit Karl Theodors.

Im goldenen Pflug.

In dem Wirtshaus „zum goldenen Pflug" in Mannheim, drunten in der Breitenstraße gegenüber dem alten Rathaus, ging es zu Zeiten Karl Theodors immer sehr lebhaft zu. Kein Wunder! In den Tagen, wo man noch nichts von Telegraph und Eisenbahn wußte, und das Post- und Zeitungswesen, sozusagen, noch in den Windeln lag, suchte man eben, um die Tagesneuigkeiten zu erfahren, den Ort auf, wo der Fremdenverkehr am lebhaftesten war.

Das war aber gerade beim „goldenen Pflug" der Fall. Hier fuhren die Posten an und ab; hier pflegten auch die Fuhrleute und „Lehnkutscher" aus der ganzen Pfalz einzustellen, wenn sie nach Mannheim kamen, und hier traf man deshalb auch immer Gesellschaft. Und weil der Gesprächsstoff da ebensowenig ausging wie der gute Wein im Fasse des Pflugwirts, so gab es immer anregende Unterhaltung und oft ausgedehnte Sitzungen.

So war es einmal an einem schönen Septembertag des Jahres 1789. An dem großen, runden Tisch im Pflug saßen etwa zehn Männer mit weinerhitzten, geröteten Gesichtern: Bürger, Bauern, Fuhrleute und Lohnkutscher und lauschten aufmerksam der Rede eines kräftigen, untersetzten Mannes in der Tracht der Bauern aus dem Speyergau. Dieser war vor einer Stunde mit einem großen Transport, bestehend in drei Wagen, die mit schweren Kisten und Kästen beladen waren, von Landau angelangt. Lebhaft sprach der Frachtführer dem Weinkrug zu, und zwei seiner

Knechte, zwei wettergebräunte, stämmige Burschen, die sich in einem Winkel niedergelassen hatten, folgten dem Beispiel ihres Herrn mit einer Gewissenhaftigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die rauhe, kräftige Fuhrmannsstimme des Frachtführers, der von ganz ungewöhnlichen Ereignissen in der Festung Landau sprach, übertönte den Lärm, der die Wirtsstube erfüllte.

„Das sind schöne Neuigkeiten," sagte ein Gast mit einer Lederschürze und rauchgeschwärztem Gesichte, ein Schmied, „also auch in der Landauer Garnison spukt's."

„Ja, das war vor ein paar Tagen ein schöner Durcheinander in der Festung," fügte der Frachtführer hinzu, als er seinen leeren Weinkrug niedersetzte, „die Soldaten fraternisierten mit den Bürgern, schrieen: Es lebe die Nation, versagten dem Gouverneur den Gehorsam und stürmten das Haus eines Fruchthändlers, der auf Mirabeau geschimpft hatte. Kurz, es ging drunter und drüber, sodaß es einem anständigen Bürger angst und bange wurde."

„So muß es kommen," ließ sich ein hagerer Mann mit tiefliegenden, unruhigen Augen, der Holzhändler Arnold, vernehmen, „es ist die allerhöchste Zeit, daß auch einmal bei uns am Rhein die Luft gereinigt wird."

Alle rissen die Augen weit auf und sahen den kühnen Sprecher erstaunt an. Dieser scherte sich aber wenig daran, sondern fuhr mit einem hämischen Lächeln fort: „Ja, guckt nur! Glaubt ihr, ich fürchte mich? Keine Spur! Bei uns zu Land ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Wir leben zwar, Gott sei's gedankt, nicht auf dem Dorf, wo der Edelmann manchmal wie ein Pascha haust, und der ausgesogene Bauer es nicht wagt, sich zu mucksen. Es gibt aber auch hierzulande Leute genug, die vor Untertänigkeit nicht wissen, was sie anfangen sollen, und die um ein gnädiges Kopfnicken und ein paar huldvolle Worte sich anheischig machen, einen ehrlichen Mann ins Unglück zu bringen. Was ich weiß, das weiß ich!"

Kaum hatte Arnold, der Holzhändler, das gesagt, da wurde die Türe der Wirtsstube aufgerissen und herein stürzten drei

165.

Die breite Strafse. La grande Rue.

Handwerkergestalten und schritten auf den Tisch zu, wo die feuchtfröhlichen Zecher saßen.

„Neuigkeiten, ihr Männer, Neuigkeiten," schrie der eine, ein Blechnermeister mit wichtiger Miene, „Neuigkeiten sag' ich euch, daß ihr Augen machen werdet."

Eine eigentümliche Bewegung ging durch die Runde. Alle rückten mit ihren Stühlen näher an den Tisch heran. Der Holzhändler trommelte in größter Ungeduld mit seinen dicken, schwieligen Fingern auf der Tischplatte herum, ließ in nervöser Hast seine kurze Holzpfeife mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit von einem Mundwinkel in den andern wandern und rief, als es ihm zu lange dauerte: „Nun aber heraus damit! Was sind das für Neuigkeiten, sprecht, woher habt Ihr sie?"

„Nur Geduld, Freund Arnold," antwortete der Blechner, indem er sich an dem runden Tisch niederließ. „Da ist vorhin der Amtsreiter Eppenreuther von Neustadt angekommen. Ich stehe gerade am Rathaus und plaudere mit dem alten Straßer, dem Amtsbot'. Da kommt er nach einer Weile die Trepp' herunter und sagt: „Wißt Ihr's schon?" „Was sollen wir wissen?" frag' ich erstaunt. — „Na — was die Franzosen wieder angestellt haben!" Wir schütteln die Köpf' und verharren in gespanntester Erwartung. Da sagt der Eppenreuther: „Ich hab' Nachrichten mitgebracht, wonach die Nationalversammlung in Versailles in der Nacht vom vierten auf fünften August in einer furchtbar aufgeregten Sitzung alle Frondienste und Zehnten und alle grundherrlichen Rechte abgeschafft und Boden und Volk für frei erklärt hat."

„Hurra!" schrie der Holzhändler mit heiserer Stimme. „Das ist ein Wort. So weit muß es auch noch bei uns kommen."

Der Ruf weckte ein lautes Echo in der feuchtfröhlichen Runde, und alle stießen mit ihren Weinkrügen an und leerten sie freudetrunken bis auf den Grund.

In diesem Augenblick ging die Türe der Wirtsstube auf und herein trat ein großer, schlank gewachsener, junger Mann in vornehmer Kleidung, die Anwesenden freundlich grüßend.

Der Wirt, der den Ankömmling kannte, fragte mit ausgesuchter Höflichkeit nach seinem Begehr und stellte ihm die gewünschte Flasche Ungsteiner mit einem freundlichen „Wohl bekomm's, Herr Doktor" auf den Tisch hin.

In der republikanischen Ecke war's inzwischen stiller geworden. Alle streckten die Köpfe zusammen, und der Frachtführer sagte halblaut zu seinen Zechbrüdern: „Das ist des reichen Kaufmanns Sommerrock von Lautern Sohn, der in Heidelberg drüben auf Doktor studiert. Das ist noch einer, sag' ich euch. Vor dem nehmt euch in acht. Der gehört zu denen, die gerne Komplimente schneiden, den hohen Herren die Hände küssen, und wenn's sein muß auch den Fuß, wenn sie einen Tritt bekommen."

„Pfui!" schrie Arnold, der Holzhändler. „Vor diesen Memmen fürchten wir uns nicht. Es ist noch nicht aller Tage Abend." — —

„Ei, ei, was sind das für Reden," ließ sich ein Mann mit einem vollen runden, vom schönsten Karmin überzogenen Gesichte vernehmen, der bisher still an einem Seitentische gesessen war und dem Gespräch zugehört hatte. Es war der gräflich Wartenbergische Gutsverwalter, dessen Gefährt vor dem Tore des Wirtshauses hielt.

Einige der zechenden Gesellen warfen ihm finstere Blicke zu, während der Schmied ihn mit grober, barscher Stimme anfuhr: „Euch freilich behagen diese Reden nicht!"

„Keinem vernünftigen Menschen können sie behagen," erwiderte der Verwalter ganz gelassen, indem er aus seiner silbernen Schnupftabakdose eine kräftige Prise nahm. „Wenn ihr übrigens ehrliche Christenmenschen wäret, so würdet ihr wissen, was die Heilige Schrift sagt: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!"

„Sehr schön, sehr gut," bemerkte spöttisch der Holzhändler, „nur schade, daß nicht jeder, der nach der Schrift lebt, einen so schön gewölbten Bauch bekommt, wie Ihr einen habt. Wieviel Bauernschweiß mag der wohl gekostet haben!"

„Herr, Ihr erfrecht Euch, einem alten Manne so eine Gemeinheit ins Gesicht zu schleudern," rief der Verwalter zornentbrannt zu ihm hinüber.

„Nur kalt' Blut, mein lieber Herr Verwalter," antwortete in gemütlichem Tone der Holzhändler, „Ihr seid hier nicht im Wartenbergischen und habt auch Eure Stallknechte nicht vor Euch. Das Beste wird's wohl sein, wenn Ihr Euch mit Euern rückständigen, altmodischen Ansichten in Euern Wagen setzt, und den Grauschimmel heimtraben läßt."

Doktor Sommerrock, der mit größter Aufmerksamkeit dem Gespräch gefolgt war, stand bei diesen Worten auf und trat mit zorneserrötetem Gesicht dem Stammtisch näher und rief: „Laßt diesen Mann 'mal hübsch in Ruh! Der ist ein Gast wie jeder andere und hat das Recht so gut wie ihr, seine Ansicht offen auszusprechen. Was wollt ihr denn eigentlich! Glaubt ihr vielleicht, daß eure Drohungen die uralte Ordnung umstürzen werden, und meint ihr gar, daß das wahnsinnige Geschrei der Pariser Windbeutel bei uns zu Lande Beachtung findet?"

„Das sag' ich Euch," bemerkte der Holzhändler mit gewichtiger Miene, „Grund genug, dächt' ich, hätten wir dazu."

„Wir," entgegnete höhnisch der Doktor, was soll das heißen! Glaubt ihr vielleicht, das kleine Häuflein Unzufriedener und Mißvergnügter, das weder Gott noch Obrigkeit fürchtet und gar zu gerne wieder einmal im Trüben fischen möchte? Durch das Geplauder von einer Hand voll Krakeeler läßt sich das kurpfälzische Volk nicht irre machen. Im übrigen bedenkt das Sprichwort: Es gibt mehr Ketten, als tolle Hunde."

„Ja Ketten," „Hunde", das ist so das Lied, was die Leute Euern Schlags so gerne singen," stieß der Holzhändler wutschnaubend hervor.

Der Wirt zum Pflug, der wußte, daß mit dem Holzhändler nicht gut Kirschen essen war, wenn er einen Tropfen zu viel im Kopfe hatte, ermahnte den Doktor leise, sich nicht in die Händel einzumischen und knüpfte mit ihm ein Gespräch über verschiedene Stadtneuigkeiten an.

„Ja," begann Bügeler, der Pflugwirt, ein mageres, lebhaftes Männchen, „heute gibts ein funkelnagelneues und extraschönes Stück im Nationaltheater, eine Oper von — — von — — —

herrjeh, wie heißt doch schnell der Komponist, von dem man alleweil so viel Aufhebens macht? Wir haben schon ein paar Stücke hier von ihm gehabt, in dem kommt ein Pascha und viele Fürsten vor."

Der Holzhändler spitzte die Ohren und drehte den Kopf nach dem Tisch, wo der Doktor mit dem Wirt saß, als er das Wort „Pascha" hörte; während der Doktor lächelnd sagte: „Mozart, meinen Sie doch wohl."

„Richtig, Mozart," wiederholte der Wirt und fuhr lebhaft fort, „und von dem wird heute abend ein neues Stück zum ersten Male aufgeführt."

„Wie heißt das?" fragte mit größtem Interesse der Mediziner.

„Ja, wie das heißt," antwortete der biedere Pflugwirt, „das weiß ich leider im Augenblick selber nicht; aber warten Sie, ich habe im Nebenzimmer ja das Plakat. Das hat mir heute morgen ein Logenschließer da gelassen. Es ist ein Stück, in dem ein schändlicher spanischer Liebesritter vorkommt, und der wird schließlich vom Teufel geholt. Das hat mir der Schauspieler Backhaus, der als einmal da sein' Schoppen trinkt, erzählt. Arg schön soll's sein."

Nach diesen Worten trat Bügeler, der Pflugwirt, in das Nebenzimmer, holte den Theaterzettel und reichte ihn dem Doktor.

Sommerrock hatte kaum einen Blick auf das Papier geworfen, als sich freudige Überraschung auf sein jugendliches Antlitz malte. Halblaut las er vor sich hin: Heute den 27. September 1789 Don Juan. Große Oper von Abate du Ponte, Musik von Herrn W. A. Mozart."

„Ja," fuhr der Wirt mit Kennermiene fort, „das Stück scheint besonders anzuziehen; denn, wie mir ein Bedienter Seiner Exzellenz des Herrn Minister von Oberndorff gesagt, kommen heute eine Menge hoher Herrschaften von drüben ins Theater. Aus Lautern kommt sogar der Herr Oberamtmann Graf von Schall."

In freudiger Überraschung schlug jetzt des jungen Mediziners Herz. Liebliche Erinnerungen stiegen bei diesen Worten in seiner

Seele auf. Wie war es ihm doch, dem schlichten Bürgersohne, durch sein gewandtes, weltmännisches und zugleich vornehmes Auftreten gelungen, bei dem letzten Gartenfest die Zuneigung der edlen Grafentochter zu erwerben!

Der Wirt, der merkte, daß seine Neuigkeiten den jungen Mediziner in die freudigste Stimmung versetzten, fuhr gemütlich plaudernd weiter: „Ja, und allen diesen Herrschaften veranstaltet der Herr Minister morgen im Schloßpark ein glänzendes Gartenfest. Meinen Sie, wie geht es da so prachtvoll zu! Ich sag' Ihnen, was ich so unter der Hand von den Lakaien und Läufern gehört habe, das ist ganz großartig." — — — — —

Jetzt ließ es unserm Doktor Sommerrock keine Ruhe mehr. Er trank hastig aus und ging dem Theater zu, um sich eine Karte für die Oper zu lösen. (Nach E. Jost „Aus schweren Tagen".)[51]

Macht der Töne.

„In's Nationaltheater!" Das war an diesem Tage die Losung der Bewohner Mannheims, der verlassenen Kurfürstenresidenz und Festung. Alles wollte den „Don Juan", diese neue Oper des „Herrn Wolfgang Amadeus Mozart" hören, dessen „Entführung aus dem Serail" und „Figaros Hochzeit" wenige Jahre zuvor die Mannheimer entzückt hatte. Wunderdinge hatte man ja schon Monate vorher von diesem neuen Werke des damals erst 33 Jahre alten Komponisten gehört und gelesen. In Strömen pilgerte der Bürger und Handwerksmann, das Heer der kleinen Beamten nach dem Kunsttempel, und eine herrschaftliche Equipage nach der anderen rollte vor das Portal des Nationaltheaters. Lange vor Beginn der Vorstellung zeigten sich alle Räume des Hauses dicht besetzt. Ein glänzender Damenflor, meist Gattinnen und Töchter hoher kurfürstlicher Beamten, prangte in blitzender und schimmernder Toilette in den Logen.

In einer Prozeniumsloge befand sich der Herr Oberamtmann Graf von Schall von Lautern mit Gattin und Tochter.

Eugenie ließ ihre schönen, dunklen Augen über die glänzenden Erscheinungen im ersten Rang gleiten und warf dann einige Blicke auf das Meer von Köpfen im Parterre. Heiterkeit prägte sich im ganzen Wesen des jungen Mädchens aus. Da unten aber an einer Säule im Parkett stand der Kaufmannssohn von Lautern, der junge Mediziner, und blickte fast unverwandt nach der Prosceniumsloge, an deren Balustrade das schöne Grafenkind saß.

Der Beginn der Ouverture riß den Mediziner aus seinen Beobachtungen und Grübeleien.

Die Mozart'schen Klänge gaben den Gedanken des jungen Mannes, der ein großer Verehrer der Musik war und am Klavier Vorzügliches leistete, eine andere Richtung. Mit wachsender Begeisterung lauschte er auf die erschütternden Klänge der Ouverture und mit hochklopfendem Herzen genoß er das Paradies von Schönheiten, die Welt von Empfindungen, die sich in dieser Oper auftat.

„Donna Anna", „Donna Elvira" und „Don Juan", die in Gesang und Darstellung vortrefflich waren, errangen stürmischen Beifall. In diesen Beifall stimmten auch die zahlreich anwesenden französischen Edelleute und Emigranten ein. Ganz besonders hingerissen aber wurde das Publikum durch das reizende Duett:

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' in mein Schloß mit mir."

Der Applaus wollte kein Ende nehmen und stürmisch wurde das Duett da capo verlangt. So wuchs die Begeisterung sichtlich von Teil zu Teil. Da kam gegen Ende des 1. Aktes der herzzerreißende Chorsatz:

„Hoch soll die Freiheit leben!"

eine Stelle, die jedem Hörer des „Don Juan" unvergeßlich bleiben mußte.

Kaum waren die letzten Worte dieses Chors verhallt, als ein brausender Jubel aus dem Parterre aufstieg. Aber sofort wurde aus den Logen und ganz besonders von Seiten der Emigranten eine Gegendemonstration laut, die in Zischen und wütendem Niederschreien des begeisterten Parterres bestand. Das letztere

m. Der Plaz vor dem Comödien hause. La Place devant la Comédie.

ließ sich nicht niederschreien und niederzischen. Ein neuer Beifallssturm erhob sich, in den jetzt auch mit vollen Kehlen die Zuschauer der obersten Galerie einstimmten.

Der Vorgang erinnerte lebhaft an eine Aufführung von Schiller's „Räubern", etwa drei Jahre vorher, wo auch ein Kampf zwischen Parterre und Galerie einerseits und den Logen andererseits nach den Abgängen des „Räubers Moor" entbrannte. Einzelne Galeriebesucher schrien laut dazwischen: „Hoch soll die Freiheit leben!"

Auf einen Wink des Kapellmeisters schwiegen die Sänger auf der Bühne. Einer sah den anderen bestürzt an und dann wieder hinauf nach den tobenden und schreienden Massen.

Einige Herrschaften in den Logen standen auf und verließen das Haus. Polizei ließ sich nicht blicken, und das Bemühen einzelner hochangesehener Männer zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung war vergebens. Der Lärm wurde immer toller. Da schrie einer: „Wir lassen uns von den Emigranten nichts vorschreiben!" Und ein anderer brüllte: „Die Franzosen haben recht, daß sie die hochmütigen Kerle aus'm Land jagen!"

In diesem Augenblick bemerkte Karl Sommerrock, daß sich auch die gräfliche Familie von Schall in der Proszeniumsloge erhob, um sich zu entfernen. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, verließ nun auch der junge Mediziner das Haus.

Draußen auf der Straße wogten bereits viele dem Theater Entflohene unter lebhaftem Gespräche, unter Schimpfen und Drohen hin und her. Durch die erregte Menge suchte sich eben der Oberamtmann Graf von Schall mit seinen Damen Bahn zu brechen.

Die Familie war, wie alle übrigen Herrschaften, in einer fatalen Lage, da die Equipagen um diese Zeit — der erste Akt nach der Oper war ja kaum beendet — noch nicht da sein konnten.

Eben drängte sich Graf von Schall, am rechten Arm die Gattin, am linken die Tochter, an einer Gruppe von Männern vorüber, die allem Anscheine nach aus Handwerkern bestand.

Plumpe Schimpfereien, die den „adligen Blutsaugern“ galten, schlugen in diesem Augenblicke an das Ohr des kurfürstlichen Beamten und seiner tieferschrockenen Damen. Jetzt näherte sich die gräfliche Familie dem Licht der Laterne, unter welcher die angedeutete Gruppe stand.

„Ah,“ ließ sich da eine rohe Stimme hören, „da geht auch so'n Bauernschinder! Den kenn' ich, das ist der Oberamtmann von Lautern.“

„Den hat auch die „Freiheit“ aus dem Theater getrieben.“ Wüstes Lachen folgte dieser Bemerkung.

„Na, der kann sich freuen“, ließ sich da eine andere Stimme vernehmen, „wenn die Kurpfälzer nächstens dem Beispiel der Pariser folgen werden, und wenn es dann heißt: „Les aristocrates à la lanterne“.

Mutter und Tochter schauderten, und die Gräfin flüsterte dem Gatten zu: „Rasch, rasch aus der Nähe dieser entsetzlichen Menschen!“

„Nein,“ sagte der Graf bebend vor Zorn und schritt dann rasch, die Hand am Degen, auf die unheimliche Gruppe zu: „Ihr seid Schurken,“ rief der kurfürstliche Beamte, „die dem Galgen nicht entgehen werden!“

„Nun seh' einer diesen Staatsblutegel an,“ sagte höhnisch die Stimme, welche sich zuerst vernehmen ließ; „sollen wir dir den Bratspieß von der Seite nehmen und dich damit durchhauen?“

Drohend einen Stock schwingend, trat einer der Kerle auf den Grafen zu, worauf dieser fluchend den Degen zog.

Die Gräfin und ihre Tochter, welche den Vorgang mit tötlicher Angst beobachtet hatten, stießen einen Schrei aus, und ohnmächtig sank Eugenie in der Mutter Arme.

Da wurde plötzlich der Mann mit dem Stock von einem herbeispringenden jungen Herrn durch einen kräftigen Stoß auf die Brust zu Boden geschleudert.

„Ja, Schurken seid Ihr!“ schrie der junge Mann, der niemand anders war, als der Kaufmannssohn aus Lautern. „Wie könnt Ihr ruhige Passanten so beschimpfen?“

Einige andere Personen, die in der Nähe standen und die Situation rasch überschauten, traten an die Seite des jungen Mannes und verwiesen den jungen Leuten ihr freches Beginnen. Letztere schienen dem Wetter nicht recht zu trauen, denn sie zogen sich rasch nach dem Dunkel einer nahen Straße zurück.

An Stimme und Gestalt hatte der Graf von Schall sofort den Kaufmannssohn aus der Oberamtsstadt erkannt. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit trat er auf den jungen Mann zu, reichte ihm die Hand und sagte in einem Tone, der wirklich herzlich klang: „Ich danke Ihnen für Ihr mannhaftes Auftreten."

Karl Sommerrock machte eine abwehrende Bewegung und antwortete kühl: „Ich habe einfach getan, was jeder andere ehrliche Mann an meiner Stelle auch getan hätte."

Bei diesen Worten fiel der Blick des Mediziners auf die in der Nähe harrenden Angehörigen des Grafen. Er deutete bestürzt auf die beiden Damen und sagte: „Da scheint Hilfe nötig!"

Erschrocken schritt der Graf in Begleitung des jungen Mediziners zu Gattin und Tochter. Beim Scheine der nahen Laterne erkannte Sommerrock sofort, daß eine tiefe Ohnmacht die Sinne Eugeniens umschleiert hatte. Mit raschem Entschlusse zog er aus einer Brusttasche ein Besteck hervor, welchem er ein Flakon mit einer stark riechenden Flüssigkeit entnahm. Hastig sagte er dann zu der schluchzenden, zitternden Gräfin: „Mit Erlaubnis, gnädige Frau; es gilt zu handeln." Und im nächsten Augenblick rieb er einige Tropfen aus dem Flakon auf die Stirn der Ohnmächtigen. Das alles war das Werk einiger Sekunden.

Der Graf und seine Gemahlin hatten sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als die geliebte Tochter die Augen aufschlug. Ihr erster Blick fiel auf den Mann, mit dem sich schon oft ihr Geist beschäftigt hatte, und dann suchte das ängstliche Auge die Gestalten von Vater und Mutter. Freude und Besorgnis stürmten in diesem Augenblick auf die junge Dame ein.

„Sind sie fort, die entsetzlichen Männer?" fragte das junge Mädchen bebend.

„Beruhige dich, mein Kind!“ sagte der Graf, „die Sache war ja nicht so schlimm.“

„Sie bedürfen der Ruhe und Erquickung, gnädiges Fräulein,“ erlaubte sich der junge Mediziner in ernstem Tone zu bemerken. „Herr Sommerrock hat recht,“ sagte der Graf; „komm' mein Kind, das Oberndorff'sche Palais, unser Absteigequartier, ist ja nicht weit.“

Hierauf wandte sich der Oberamtmann an den Kaufmannssohn mit den Worten: „Ich bitte Sie, uns zu begleiten und uns wenigstens noch ein Stündchen ihre Gesellschaft angedeihen zu lassen.“

„O, Herr Graf,“ antwortete der junge Mann, den der ganz ungewohnte, herzliche Ton des hohen Beamten und der bittende Blick aus den schönen, dunkeln Augen Eugeniens fast sprachlos gemacht hatten, „diese Gnade, ich weiß nicht — —“

„Ich vereinige meine Bitte mit der meines Gatten,“ bemerkte die Gräfin, deren Blick mit Interesse an den Zügen des jungen Mannes hing.

Karl Sommerrock verbeugte sich respektvoll, und dann schritt man dem Oberndorff'schen Palais zu, das nach wenigen Minuten erreicht war. (Nach E. Jost.) [51]

In vornehmer Gesellschaft.

In einem kleinen, mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Salon erholten sich die Gräfin und ihre Tochter von der schwer empfundenen Angst und Aufregung. Der Graf geleitete seinen bürgerlichen Gast in der liebenswürdigsten Weise nach einem durch zahlreiche Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erhellten Bibliothekzimmer. Hier entspann sich alsbald eine lebhafte Unterhaltung über den Vorgang im Nationaltheater.

„Sind denn diese Menschen toll geworden?“ sagte der Graf, indem er sich in einen Fauteuil niederließ und den Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud, „der Freiheitsschwindel also auch in Mannheim!“

„Ich bin überzeugt," erlaubte sich der junge Mediziner zu bemerken, „daß der Freiheitschor eine Demonstration nicht hervorgerufen hätte, wenn die zahlreichen Emigranten nicht im Theater gewesen wären, die, wie ich in meinem Logis hörte, durch ihr herausforderndes Wesen viele Einwohner verletzten. Der gewiß sehr loyale Mannheimer hat nur seinem Ärger gegen die Emigranten Luft gemacht."

Der Oberamtmann sah den Sprecher sinnend an und sagte dann: „Hm! Viele mögen wohl aus diesem Beweggrund gehandelt haben, indessen scheint doch die Einwohnerschaft an dem wahnsinnigen Treiben der Pariser Gefallen zu finden; dafür sprechen nicht nur Wahrnehmungen in verschiedenen Kreisen der Stadt, sondern auch der rohe Angriff auf meine Person."

„Das tragikomische Schauspiel in Frankreich," sagte Karl Sommerock, „wird ohne Zweifel bald sein Ende erreichen; dann wird man mit Lächeln an die kindischen Demonstrationen hier zurückdenken."

Der Graf schüttelte sein Haupt. „So habe ich vor Wochen auch noch gedacht; aber der Geist in Frankreich wird immer trotziger und frecher, und vergebens kämpft die königliche Gewalt, die freilich nicht die erforderliche Energie entwickelt, gegen diese Bewegung an. Die Nachrichten von jenseits der Vogesen lauten mit jedem Tage trüber, und leider findet das schlimme Beispiel, welches dort gegeben wird, nirgends eifrigere Nachahmer, als an den Ufern des Rheins. Seit heute verhehle ich mir nicht mehr, daß uns die Revolution immer näher rückt."

Der junge Mediziner sah den hohen Beamten überrascht an und sagte zögernd: „Gnädiger Herr Graf, so schlimm ist die Sache sicher nicht."

„Sie ist schlimm, sehr schlimm, mein junger Freund," erwiderte Graf Schall in einem düstern Tone. „Durch Mißgriffe und die Schwäche des französischen Hofes ist das schlimmste entstanden. Ach, wenn Ludwig XVI. vor dem entsetzlichen 14. Juli auf sein Heer vertraut und sich mit Kraft und Mut an seine Spitze gestellt hätte! Nun aber ist es zu spät. Das Volk hat seine Macht

erkannt, und jetzt ist das Schlimmste zu fürchten. Die Gier nach kirchlichen und adeligen Gütern spornt manchen zu den entsetzlichsten Taten an. — Doch, wir wollen, ehe wir zum Souper schreiten, eine kleine Erfrischung zu uns nehmen."

Der Graf zog die Klingelschnur und befahl dem eintretenden Diener, eine Flasche Bordeaux und eine Flasche Johannisberger zu bringen.

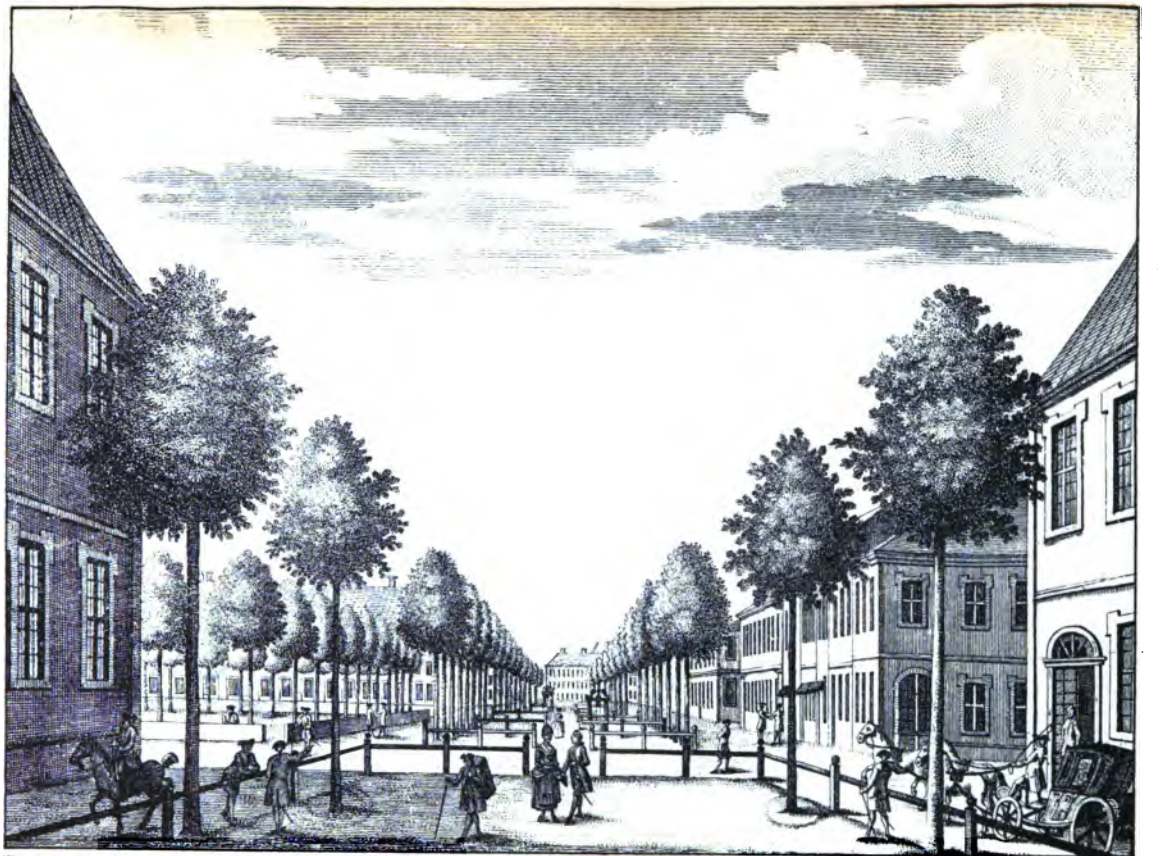
Nach wenigen Minuten stand das Verlangte auf einem zierlich servierten, kleinen Tische vor dem Grafen und seinem Gaste.

Als das erste Glas geleert war, und der Graf den jungen Mann auf einige wertvolle Ölbilder des Gemaches, die von niederländischen Meistern herrührten, aufmerksam gemacht und ihm ein sehr kunstvolles Uhrwerk aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich V., des unglücklichen „Winterkönigs", gezeigt hatte, unterbrach ein eintretender Diener die Unterredung zwischen den beiden und meldete respektvoll, daß die Tafel zum Souper serviert sei.

Der Graf erhob sich und sagte freundlich: „Kommen Sie, mein junger Freund, wir wollen die Damen nicht warten lassen. Wir haben die neue Mozart'sche Oper nur zur Hälfte genossen, wir wollen es darum versuchen, uns mit anderen Genüssen zu trösten."

Die Herren schritten nach dem erwähnten Salon, wo die Gräfin und ihre Tochter in einfacher aber geschmackvoller Toilette ihnen entgegentraten.

Während des Soupers herrschte ein angenehmer, zwangloser Ton. Karl Sommerrock hatte zu seiner Rechten die Frau Gräfin, zu seiner Linken den Herrn Oberamtmann, ihm gegenüber saß Eugenie, mit Purpur übergossen. Zwei goldbetreßte Diener servierten. Nach dem ersten Gange sprach man lebhaft von den Schönheiten der Oper, bedauerte die abscheuliche Unterbrechung und gedachte des rohen Angriffs auf der Straße. Wiederholt drückte die Gräfin dem Gaste ihren Dank aus für sein rasches, entschiedenes Handeln. Bei den Worten der Mutter schlug Eugenie langsam die schwarzen Wimpern empor und warf auf den jungen Mann einen Blick, in welchem Dank und Freude glänzte.



Die Baum Allee. La Promenade.

Aus einzelnen Äußerungen Karl Sommerrocks mußte die gräfliche Familie schließen, daß der Gast nicht nur ein Musikkenner, sondern auch ein praktischer Musiker sei.

„Ach, das ist ja herrlich," bemerkte deshalb der Graf, „ich habe da ein vortreffliches Instrument aus Wien, vielleicht erfreuen Sie uns nach dem Souper mit einem Vortrage."

Eugenie und ihre Mutter vereinigten ihre Bitten mit der des Grafen, und so sagte denn der junge Mediziner, strahlend vor Freude, zu.

Die Gräfin warf jetzt die Frage auf, ob es wahr sei, daß die Oper „Don Juan", welche heute zum ersten Male im Nationaltheater gegeben wurde, bei der Premiere in Wien vor drei Jahren durchgefallen sei.

„Das ist eine Verwechslung mit dem „Figaro" desselben Meisters, gnädige Gräfin," erwiderte Karl Sommerock. „Diese Oper haben die Wiener allerdings durchfallen lassen, während Prag den „Figaro" mit Begeisterung aufnahm. In seiner Freude über die Würdigung seines Werkes soll Mozart gesagt haben: „Für Wien schreib' ich nichts mehr, aber für meine Prager will ich eine Oper schreiben, die nicht nur ihnen und meinen Freunden, sondern auch mir selber gefallen soll." Darauf sei dann der „Don Juan" entstanden."

„Ach, sehr interessant," bemerkte die Gräfin. „Haben Sie Mozart persönlich kennen gelernt?"

„Leider nein," antwortete der Gast, „aber ich habe mich in Heidelberg oft in seine Werke vertieft. Dort hatte ich das Glück, mit einer Familie bekannt zu werden, in welcher die edle Musik außerordentlich gehegt und gepflegt wurde. Ich erfuhr damals von Augenzeugen auch manches Interessante von dem Aufenthalte Mozarts hier in Mannheim. Hier machte der Meister die Bekanntschaft mit großen Sängern und berühmten Musikern und erhielt reiche Anregung zu hervorragenden Tonschöpfungen. Hier trat er auch im November 1777 unter großem Beifall vor dem Kurfürsten auf, der den jungen Meister der Töne seines „unvergleichlichen" Spiels wegen sehr lieb gewann. Eine besondere

Neigung zeigte Mozart aber hier in Mannheim für das Orgelspiel. Er spielte die Orgel in der Schloßkapelle, in der Trinitatis- und Konkordienkirche. Einmal ließ er sich während des Gottesdienstes in der Schloßkapelle hören. Sein Spiel war so apart, so grundverschieden von dem, was man gewöhnlich zu hören bekam, daß die Kirchenbesucher während des Spiels sich mehrmals von ihren Sitzen erhoben und sich verwundert umsahen. Als der Künstler dann gar eine Stelle pizzicato spielte und den Tasten Bazen gab, wie er selbst erzählte, da waren die Zuhörer vollends aus dem Häuschen, und einige glaubten, der fremde Organist wolle sich einen schlechten Spaß erlauben. Als aber dann am Schlusse des Gottesdienstes die gewaltigen Klänge einer kunstvoll durchgeführten Fuge den stillen Raum durchfluteten, da standen die Besucher verwundert da und machten große Gesichter.

So ist der Lebenslauf des genialen Komponisten reich an interessanten Einzelheiten. Aus Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften ist mir so gar Manches bekannt."

„Ach, erzählen Sie uns doch noch etwas davon," sagte Eugenie schüchtern.

Karl lächelte und begann: „Ja, ich habe so viel Schönes von diesem genialen Komponisten gehört und gelesen, daß ich gar nicht weiß, wo ich damit anfangen soll. Nun, ich werde mir erlauben, Ihnen noch zwei Züge mitzuteilen, welche Mozart's kindliches Gemüt und sein edles, treffliches Herz in schönstem Lichte erstrahlen lassen."

„Noch eine Frage," bat die Gräfin, „ist „Mozart" der wirkliche Name des Komponisten? Ich hörte neulich, daß sich hinter diesem Namen der Sprosse eines der ersten Adelsgeschlechter Steyermarks berge."

„Das trifft nicht zu," antwortete der junge Mediziner, „Mozart ist wahr und wahrhaftig der Sohn eines fürstlich salzburgischen Kapellmeisters, der vor zwei Jahren in gedrückten Verhältnissen starb."

„Und die versprochenen Züge aus seinem Leben?" fiel Eugenie ungeduldig dazwischen.

„Haben Sie die Güte, mir zuzuhören," antwortete Karl Sommerrock mit einer Verbeugung und fuhr dann fort: „Als Mozart in Berlin weilte, zu einer Zeit, wo er in Wien noch keinen Kreuzer festes Einkommen hatte, bot ihm der kunstliebende König Friedrich Wilhelm II. 3000 Taler jährliches Gehalt mit den verbindlichsten Worten an; Mozart aber schlug sie aus, indem er versicherte, daß er seinen guten Kaiser nicht verlassen könne."

Der Oberamtmann nickte erfreut und sagte: „Das ist allerdings ein schöner Charakterzug, die Künstler unserer materiellen Zeit denken meistens nicht so."

„Aber Sie sprachen von zwei Zügen aus Mozarts Leben," bemerkte Eugenie zögernd.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein," antwortete der Gast, „hören Sie gütigst zu! „Als Mozart nach seiner Rückkehr nach Wien das glänzende Anerbieten des Königs von Preußen seinen Freunden mitteilte, wurde er heftig getadelt. In Wien, hielt man ihm vor, werde er früher oder später am Hungertuch nagen. Endlich gab der Komponist den vereinten Bitten und Vorstellungen der Freunde Gehör und erbat in einer Audienz bei kaiserlicher Majestät seine Entlassung. Als aber der Kaiser in einem gütigen Tone die Worte sprach: „Wie, lieber Mozart, Sie wollen mich verlassen?" stand der Komponist ganz ratlos da, stotterte endlich: „Ich empfehle mich Euerer Majestät ganz untertänigst, ich bleibe hier," und lief davon."

Der Graf und seine Damen lachten, während der Gast fortfuhr: „Als Mozarts Freunde, denen der Erfolg der Audienz bekannt wurde, den Komponisten tadelten, daß er den günstigen Augenblick nicht benutzt habe, um sich ein festes Gehalt, eine Anstellung zu erbitten, rief er: „Der Kuckuck mag in einem solchen Augenblicke an Geld denken." Der Künstler blieb dann auch in Wien und erhielt in der Folge ein Jahresgehalt von 2000 Gulden. „Daß ein Mann von solcher Sinnesart," schloß der Gast seine Mitteilung, „mit einem so leicht beweglichen Herzen keine Schätze sammeln kann, liegt wohl klar auf der Hand." — — —

Nachdem man noch eine Weile über den Komponisten „Don Juan“ gesprochen, und Sommerrock auf dem elegant gebaut mit reicher Vergoldung versehenen Klavier, einige Stücke a Meister Gluck's „Iphigenie auf Aulis“ vorgetragen hatte, erh sich Graf von Schall und trat auf den jungen Mediziner zu n den Worten: „Sie sind ja ein Künstler von Gottes Gnaden,“ u reichte ihm freundlich die Hand, während die Damen in das Lo einstimmten.

Der überglückliche Kaufmannssohn verbeugte sich.

Eine prachtvolle Pendeluhr schlug zehn. Der junge Mann erhob sich.

„Sie werden uns doch noch nicht verlassen wollen?“ fragte der Oberamtmann.

„Doch, gnädiger Herr,“ antwortete Karl Sommerrock, „ich will in aller Frühe nach Heidelberg aufbrechen.“

„Das ist schade,“ entgegnete der Graf; „wir hätten uns recht gefreut, Sie wiederholt bei uns zu sehen.“

„Können Sie Ihre Reise nicht aufschieben?“ fragte schüchtern Eugenie.

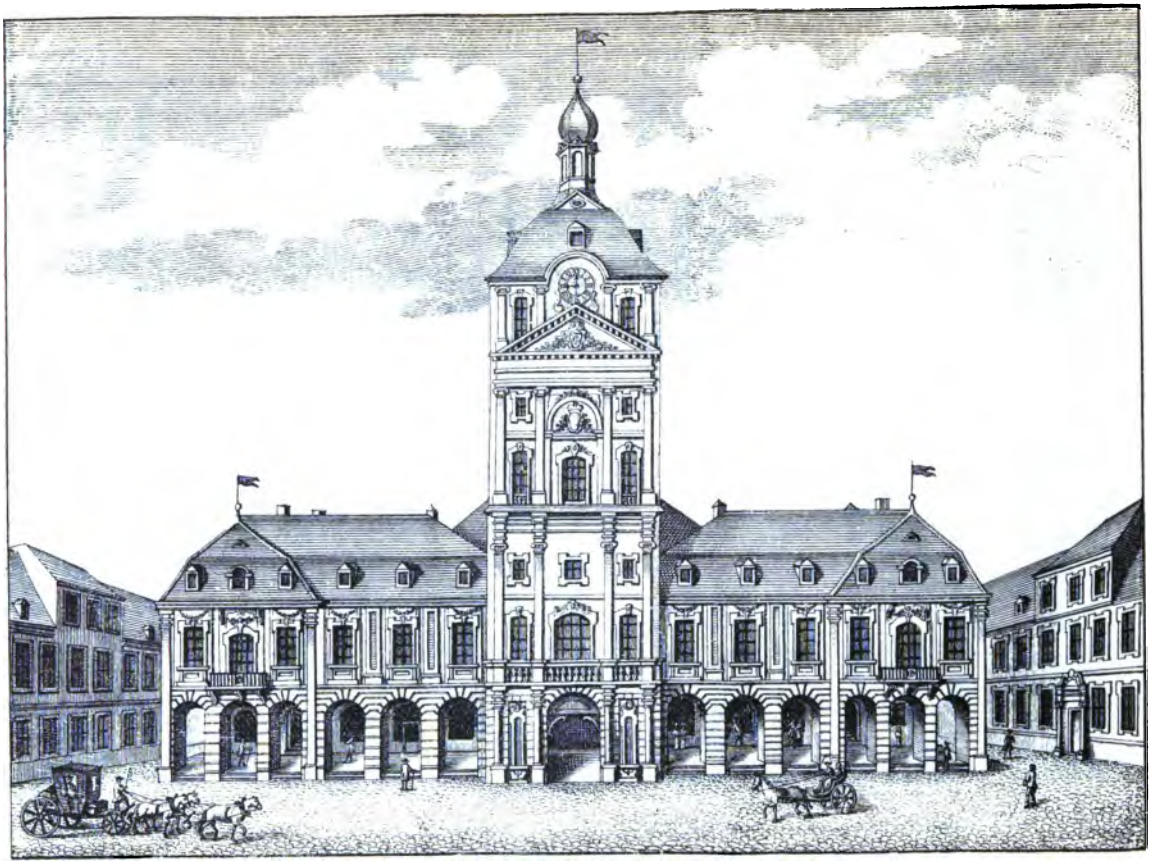
„Es geht nicht wohl, gnädiges Fräulein,“ antwortete der junge Mediziner mit tiefer Glut auf dem Antlitz; „ich will bei dem Herrn Professor Franz von Oberkamp, dem hochgeschätzten Anatomen, noch eine Vorlesung hören.“

„So?“ sagte der Graf, „das ist allerdings wichtiger, und da will ich Sie nicht abhalten. Apropos! Der frühere Leibmedikus Seiner Durchlaucht, unseres allergnädigsten Herrn, dozirt ja auch in Heidelberg; haben Sie ihn gehört?“

„Noch nicht, gnädiger Herr,“ antwortete Karl.

„Nun, dann will ich Ihnen einige Zeilen an diesen vortrefflichen Mann mitgeben, deren Inhalt ohne Zweifel für Sie von Vorteil sein wird.“

Karl erging sich in Dankesäußerungen. Während der Graf zu einem Schreibtisch schritt und zwei Wachskerzen anzündete, richteten die Gräfin und Eugenie, in Erinnerung an das Gartenfest in Lautern, verschiedene Fragen an den jungen Mann, die



180

Die Regierung.

L'Hôtel de la Regence.

dieſer raſch und geiſtvoll beantwortete. Bevor der Oberamtmann die Feder anſetzte, klingelte er. Ein goldbetreßter Diener trat ein. „Die Equipage anſpannen!“ befahl der Graf, ohne aufzublicken.

Der Diener verſchwand, während ſich die Gräfin wieder an Sommerrock mit den Worten wandte: „Wenn Sie morgen noch hier wären, hätten Sie einem unvergleichlichen Gartenfeſte beiwohnen können, das Graf Oberndorff ſeinen auswärtigen Gäſten veranſtaltet.“

„Hier, mein junger Freund,“ unterbrach jetzt der Graf, indem er dem Gaſte ein Billet reichte, „wenn Sie in Heidelberg ſind, ſo geben Sie dies dem Herrn Leibmedikus Hubertus von Harrer, und dieſer hochgelehrte, einflußreiche Mann wird Ihnen ſein Wohlwollen angedeihen laſſen.

Der junge Mann fand kaum Worte, um für die ihm widerfahrene Ehre und das genoſſene Glück zu danken. Nachdem er ſich von den Damen reſpektvoll verabſchiedet hatte, wobei er der Gräfin Mutter die Hand küßte, geleitete der Oberamtmann ſeinen Gaſt nach dem Flur des Hauſes. Vor dem Portale hielt die Equipage. Der Graf inſtruierte Kutſcher und Bediente. Karl beſtieg die Karoſſe, und dieſe rollte eilenden Laufes davon.

Es war ein wonniges Träumen, Sehnen und Wünſchen, das in der Bruſt des jungen Mannes erwachte, der da in ſtiller Nacht in herrſchaftlicher Karoſſe durch die dunkeln Straßen fuhr.[51]

Schwere Tage.

Nachdem das am folgenden Tage geplante Gartenfeſt im Parke des Miniſters von Oberndorff gefeiert war, und man ſich von dem Schrecken erholt hatte, den die Lärmſzene im Nationaltheater den Beſuchern eingejagt hatte, zog die Familie des Grafen von Schall wieder in ihre Behauſung nach Lautern heim, um ſich nach ſo anſtrengenden Tagen der Ruhe eines mehr ländlichen Aufenthalts hinzugeben.

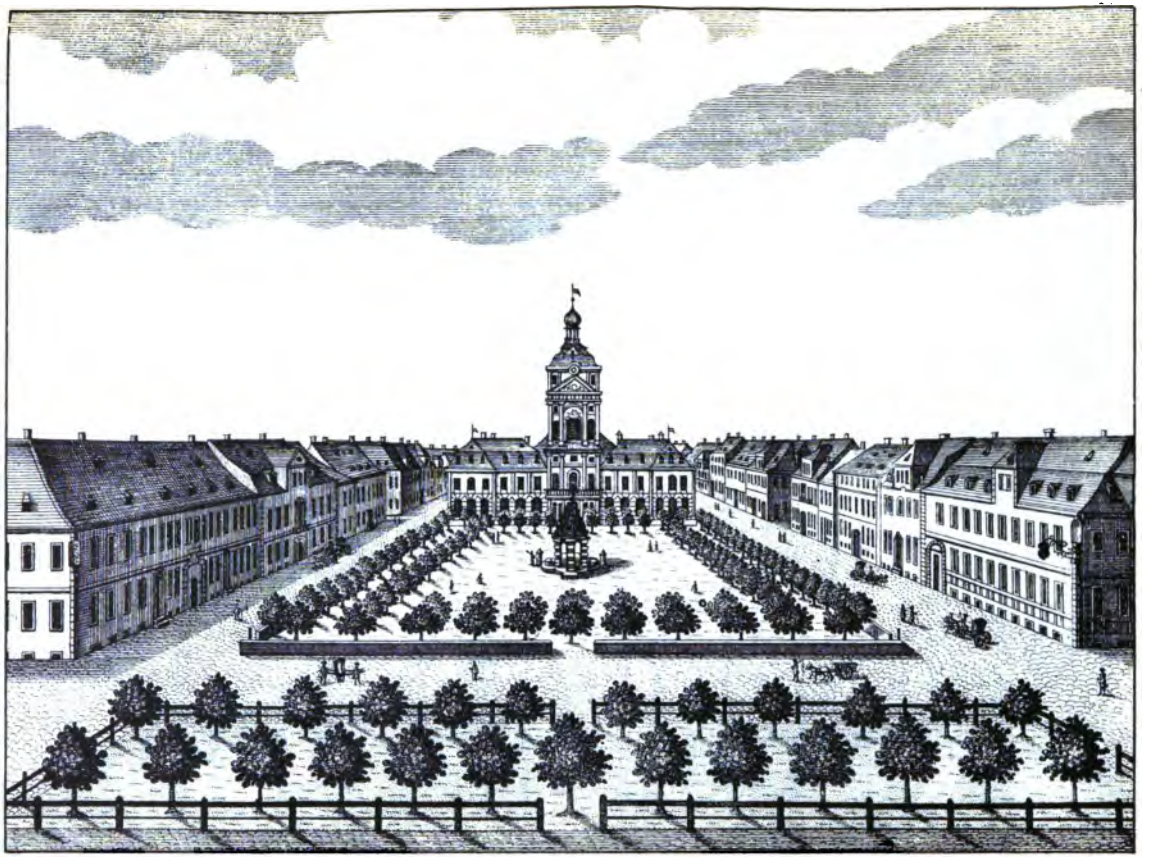
Aber die Tage der Stille und des Friedens waren dahin. Nach den schrecklichen Ereignissen, die dem Sturze der Königsherrschaft in Frankreich gefolgt waren, wälzte sich die Revolutionsarmee sengend und brennend, plündernd und mordend dem Rheine zu und fiel verheerend in die Pfalz ein. Eine Abteilung feindlicher Heere besetzte auch die kleine Oberamtsstadt Lautern und drückte die Bewohner mit harter Einquartierung. Niemand war mehr seines Lebens sicher; denn die von blindem Haß und Leidenschaft gejagten Freiheitskämpfer waren beständig auf der Suche nach Adeligen und Aristrokaten, um sich an diesen zu rächen.

Auf Anraten des Doktors Sommerrock, der inzwischen von Heidelberg wieder in seiner Vaterstadt Lautern eingetroffen war, um sein Vermögen in Sicherheit zu bringen, entschloß sich die gräfliche Familie, wenn auch schweren Herzens, nach Mannheim zu fliehen. Durch das furchtlose, energische Vorgehen des jungen Mediziners, der die Flucht auf sehr geschickte Weise bewerkstelligte, verlief diese ohne jeglichen Zwischenfall. Die gräfliche Familie kam wohlbehalten in Mannheim an und fand im Hause des Ministers von Oberndorff freundliche Aufnahme.

Zu dieser Zeit wimmelte es geradezu in der Stadt von Flüchtlingen aus dem linksrheinischen Teile der Kurpfalz. Es waren meist Edelleute, hohe Geistliche, kurfürstliche Beamte und reiche Bürger, die bei dem Eindringen des republikanischen Heeres zunächst Schutz hinter den Wällen der kurfürstlichen Residenz suchten. — — — — — — — — — —

Im Oberndorff'schen Palais, wo die Familie Schall eine sichere Zufluchtstätte gefunden hatte, ging es an einem Septemberabend des Jahres 1793 äußerst lebhaft zu. Boten, Kuriere, Diener flogen nur so ein und aus, und die meisten dieser Leute waren die Überbringer betrübender Nachrichten von jenseits des Rheines.

In einem freundlichen Gemach, das die Aussicht auf den Garten des Palais bot, saßen die Gräfin von Schall und ihre Tochter und sprachen betrübten Herzens von dem Wechsel der Ereignisse in den letzten Monaten.



183.

Der Parade-Plaz. *La place d'Armes.*

Welcher Jubel hatte doch zu Anfang des Jahres trotz des Ernstes der Zeit in Mannheims Mauern geherrscht, als man das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl Theodors feierte, und welche glänzenden Tage hat Mannheim noch vor wenig Wochen gesehen, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dessen Heer damals Mainz eingenommen hatte, in seinen Mauern weilte! Wie freundliches Sternenlicht mitten in dunkler Nacht, so leuchtete dieser Glanz lieber Erinnerungen herein in die düstere Stimmung, die beide Damen in diesem Augenblicke beseelte.

Da ging die Türe zum anstoßenden Seitengemache auf und herein trat festen Schrittes der Herr Graf, begleitet von Doktor Sommerrock, den er kurz zuvor zu seinem Sekretär ernannt hatte. Er hatte Papiere in der Hand und sagte leuchtenden Blicks: „Gott sei dank, endlich einmal ein Erfolg der deutschen Waffen! Bei Pirmasens haben die Preußen den Republikanern eine schwere Niederlage beigebracht, und aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen trifft die Nachricht ein, daß die Übergabe der Festung Landau nicht lange auf sich warten lassen werde, da Mangel und Krankheit die Garnison und Bürgerschaft aufreibe. Ist Landau gefallen, so geht es über die Vogesen, wo unsern Waffen hoffentlich mehr Glück zuteil werden wird, als im vorigen Jahre in der Champagne."

„Von Landau habe auch ich Nachricht erhalten," fügte Doktor Sommerrock hinzu. „Der Sohn des Pfarrers von Walsheim, der mit mir studierte und den preußischen Offizieren wiederholt gute Dienste leistete, sieht trüb in die Zukunft. Er schreibt mir, daß der Gouverneur — Laubadère ist sein Name — ein wütender Republikaner sei, und daß die Garnison und die Bürgerschaft wetteifern in der Verteidigung der Festung. Wenn der Hunger dieselben nicht zwinge, werde der Kronprinz ein schwer' Stück Arbeit haben. Ja, ein Landauer habe sogar ein Spottlied auf die Belagerer gemacht, das auf den Wällen und in den Kasematten gesungen wird und das lautet:

Frisch auf nun ihr Brüder! Das Ding macht sich prächtig!
Der Kronprinz von Preußen wird Landau nicht mächtig.

Er schickt sein' Trompeter 'nein, läßt uns sein sagen,
Daß er wohl die Festung Stadt Landau will haben

drauf heißt dann der Refrain:

Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei
Und sein auch noch gute Patrioten dabei.

Das sind Nachrichten, die einem deutschen Herzen wenig Freude machen," setzte Doktor Sommerrock hinzu, während die Frau Gräfin schmerzlich ihr graues Haupt schüttelte und die Tochter mit einem Gemisch von Spannung und Zärtlichkeit den jungen Mediziner anschaute.

Inzwischen war der Tee serviert worden, und die Familie ließ sich an einem kleinen Ziertische behaglich nieder.

„Auch aus unserer Heimatstadt Lautern," fuhr der Graf fort, „sind schlimme Nachrichten eingetroffen. Da scheints überhaupt drunter und drüber zu gehen. Gut, daß wir uns rechtzeitig aus dem Staube gemacht haben. Den Oberamtsschreiber, den braven Diel, haben sie nach Bitsch geschleppt; das stolze Schloß Karlsberg ist zerstört; den Sohn des Löwenwirts, den Peter, der damals den französischen Intendanten erstach, haben sie erschossen, und der brave Löwenwirt hat da drüber den Verstand verloren.

Apropos! Wie geht's denn Ihrem Herrn Vater, Herr Sekretarius?" fragte der Graf teilnehmend.

„Der ist zum Glück der knappen Not entgangen. Mit Hilfe Kaspar Kuhns, des wackeren Amerikaners, entkam er unangefochten nach Kreuznach, wo die Revolutionsmänner eine schwere Niederlage erlitten hatten."

„Und die Nachrichten aus Frankreich," fuhr der Graf in der Unterhaltung fort, „lauten nichts weniger als günstig. Sie sind fast so entsetzlich, daß sich die Haare sträuben, wenn man sie mit anhören muß. Man befürchtet, daß die Königin Marie Antoinette, die edle Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, des unvergeßlichen Joseph II. Schwester, dasselbe grauenhafte Schicksal trifft, wie es ihren Gatten, den unglücklichen Ludwig XVI. ereilte.

Den Kronprinzen, einen zarten Knaben hat man einem Schuſter in die Lehre gegeben, einem fanatiſchen Republikaner, der das arme Königskind langſam zu Tode martert.

Bei dieſer Kunde verhüllten die Damen ihr Angeſicht, und ein krampfhaftes Schluchzen drang aus ihrem Munde.

„Hat denn der Himmel keine Blitze mehr, daß er dieſe Unmenſchen zerſchmettere!“ ſeufzte faſt tonlos die alte Gräfin.

Der Graf zuckte die Achſeln und erwiderte: „Wenn die deutſchen Heere nicht recht bald ſiegreich vordringen, ſo gehen wir Ereigniſſen entgegen, wie ſie in der Weltgeſchichte ohne Beiſpiel ſind. Hoffen wir das Beſte!“

Doktor Sommerrock war während des Geſprächs ernſt und ſchweigend dageſeſſen und betrachtete ſinnend ein altes Oelgemälde, das Friedrich den Großen in der Schlacht bei Leuthen darſtellte. Auf einmal bemächtigte ſich ſeiner eine lebhafte Unruhe. Er trank mit nervöſer Haſt die vor ihm ſtehende Taſſe aus, ſtand auf und ſprach in feierlichem Tone: „Mich duldet's hier nicht länger; meine Abſicht vor einem Jahre, ins Heer des Königs einzutreten, hatte ich aufgegeben. Jetzt aber, wo nicht weit von der kurpfälziſchen Grenze deutſche Krieger eine franzöſiſche Feſtung belagern, wo es, wie mein Freund mir ſchreibt, zu großem Blutvergießen kommen wird, da will ich, wenn's an ärztlicher Hilfe fehlen ſollte, meine Kenntniſſe und Fähigkeiten in den Dienſt der deutſchen Sache ſtellen und mich im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen in Landau zur Verfügung ſtellen.

Der Entſchluß machte einen tiefen Eindruck auf die gräfliche Familie. Die Damen waren aufs höchſte überraſcht und wußten im Augenblick nicht, was ſie antworten ſollten.

Aber der Graf klopfte dem wackeren Sohne zutraulich auf die Schulter, reichte ihm die Hand und ſprach: „Gehen Sie mit Gott! lieber Herr Doktor, das iſt ein ſchöner und hochherziger Entſchluß, und es ſei ferne von mir, Sie, der Sie uns ſo lieb und wert geworden ſind, der mir in der Stunde der Gefahr ſo unſchätzbare Dienſte geleiſtet hat, an der Ausführung Ihres Vorhabens aufzuhalten.“

Auch die Gräfin fand nur Worte höchster Anerkennung für diese großherzige Gesinnung und verabschiedete den jungen Patrioten mit herzlichem Händedruck. Nur die Tochter war zur Seite getreten und blickte ernst und traurig hinaus in den Abendsonnenschein, der durch die Bäume brach und die Blätter mit Purpurglanz übergoß.

Doktor Sommerrock begab sich alsbald auf sein Zimmer und rüstete sich zur Abreise. Anderen Tags zog er gen Landau hinüber und trat als Militärarzt in den Dienst der Belagerungsarmee. Während der ganzen Schlacht bewies er einen Mut, eine Hingebung und eine Aufopferung, die ihresgleichen suchte. Wo er helfen, retten, heilen konnte, war er auf dem Plane mitten in der größten Gefahr. Und obwohl ihn ein schweres Leiden aufs Lager warf, er hielt tapfer aus bis zu Ende. — — — —

Die Familie des Grafen von Schall sah von der Stunde des Weggangs Sommerrocks an keine schönen Tage mehr. Schwere Schicksalsschläge trafen die Familie. Mannheim wurde von den Österreichern belagert und fast ganz in einen Trümerhaufen verwandelt. Die Gräfin flüchtete mit ihrer Tochter in den Keller des Oberndorff'schen Palais und brachte Tage und Nächte in Qual und Todesangst zu. Ein Bombensplitter flog in das Arbeitszimmer des Grafen hinein und tötete ihn auf der Stelle. Die ganze reiche Habe der Familie wurde ein Raub der Flammen. Völlig verarmt und ganz verlassen standen die beiden, Mutter und Tochter, da und klagten vor den Trümmern ihres einstigen Glückes.

Eines Tages, als die Gräfin mit ihrer Tochter den letzten Rest der geretteten Habe zusammenraffte und eben im Begriff war, die Stätte trauriger Erinnerung für immer zu verlassen, da erschien bei ihnen Sommerrock, der brave Doktor, und hielt um die Hand der Grafentochter an.

Unbeschreibliche Rührung lag auf den durch Kummer und Sorge entstellten Zügen der beiden adeligen Damen, als sie aus dem Munde des Doktors diese Bitte vernahmen.

„Ich finde keine Worte, Herr Doktor," sagte die Gräfin in feierlich ernstem Ton, „die Gesinnung auszudrücken, die aus ihrem hochherzigen Entschlusse spricht. Sie sind fürwahr ein Edelmann von echtem Schrot und Korn. Sie haben einstens in den Tagen heitern Glücks sich unseres Vertrauens wert gezeigt. Nicht Rang, nicht Stand, nicht Reichtum und nicht Ehre hat Sie, das schlichte Bürgerkind, uns so sehr nah gebracht. Der Adel Ihres Herzens war es, der einstens uns verband in treuer Liebe. Er führt uns heute wiederum zusammen und gibt uns die Gewißheit, daß dem Herzensbunde neues, schöneres Glück erblüht. Der Himmel segne Sie, und lasse Sie des Hauses Frieden finden nach so harten Stürmen." — — — —

Gesenkten Hauptes stand die Grafentochter da in ernstem Schweigen. Welch' eine Wendung des Geschicks! Des Glückes war es fast zu viel nach solchen Leiden. Sie konnte es kaum fassen. Ihres Herzens einziger Wunsch war in Erfüllung gegangen. — — — — — — — — —

Zwei „Edelleute" aber gingen, Hand in Hand, in treuer Liebe vereint, einem neuen, schöneren Leben entgegen.

Die große Hungersnot im Jahre 1817.

Ein Samariterdienst.

Es war in einer mondhellen Dezembernacht des Jahres 1812. Ein kalter Nordwind fegte über die öden Eisfelder der russischen Steppe hin und warf einem badischen Reiter vom Regiment des Obersten Freystedt den Schnee ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Weg und Steg war verschneit. Der Reiter wußte nicht, wo ein, wo aus. Wohin er blickte, nicht eine Menschenseele weit und breit, die ihm hätte den Weg zeigen können. Nur da und dort streifte sein müder Blick ein paar französische Soldaten, die erfroren vor ihren erloschenen Wachfeuern kauern und kein Glied mehr regen. So ritt er denn in stummer Verzweiflung raschen Trabes über die endlose, schneebedeckte Ebene dahin.

Nach einer kleinen Weile hält er still und horcht auf. Ein lautes Stöhnen und Wehklagen dringt an sein Ohr. Er schaut sich um. Drüben am Graben liegt ein Mann, fast ganz mit Schnee bedeckt, so daß man ihn kaum erkennen kann. Der Reiter steigt vom Pferde und nähert sich ihm. Ein russischer Offizier ist's, dem eine Kugel das Bein zerschmetterte. Da lag er in seinem Blute, halb erfroren und totenblaß.

„Euch haben sie 'mal übel zugerichtet," sagte mitleidsvoll der brave Reitersmann und fragte nach seinem Begehr. Aber keine Silbe kam über des Verwundeten Lippe; nur ein tiefer Seufzer entrang sich seiner gequälten Brust.

„Mit dem geht's bald zu Ende, wenn ihm nicht auf der Stelle Hilfe wird," dachte der Reiter und entfernte von seinem blutenden Körper den Schnee, der wie ein weißes Leichentuch über ihn ausgebreitet war. Dann rieb er ihm Gesicht und Hände und bedeckte ihn mit seinem Mantel. Einen Tropfen guten, alten Kümmel hatte er in seiner Manteltasche. Den holte er flugs hervor und flößte dem Stöhnenden einige Tropfen von dem belebenden Safte ein.

Siehe da — —, der Sterbende regt ein Glied nach dem andern, schlägt die Augen auf und blickt den Soldaten gar treuherzig und bittend an, indem er seufzte: „Nun, schon zwei volle Tage liege ich hier in meinem Blute, und niemand erbarmt sich meiner. Ach, mein armes Weib und meine guten Kinder!"

Der Reiter, der selbst zu Hause Weib und Kind besaß, an denen er mit Leib und Seele hing, fühlte den Schmerz in seiner ganzen Tiefe mit, der in diesem Augenblick die wunde Brust des Kriegers durchwühlte. Ihn jammerte des Armen, und er erwiderte ihm freundlich: „Was ich zu Eurer Rettung tun kann, will ich gerne tun. Ich bin zwar fremd hier. Bei dem schrecklichen Übergang über die Beresina bin ich dem Schicksal entronnen und von meiner Truppe weggekommen. Ich weiß nicht wie. Seitdem irre ich verwaist und ruhelos umher, nicht wissend, wo ich stehe, wo ich gehe. Wenn Ihr mir den Weg zeigen könnt, so will ich Euch recht gerne Hilfe schaffen."

Der Offizier reckte seinen halberstarrten Arm in die Höhe und deutete mit der Hand gen Morgen, indem er mit gebrochener Stimme sprach: „Dort drüben, auf der Straße nach Smolensk, ziehen jetzt die Heere heim. Dort reitet hin; von dort her kann mir Hilfe werden!" Der Reiter besann sich nicht lange, schwang sich auf seinen Rappen und ritt eiligst davon.

Kaum aber war er eine kleine Weile unterwegs, da zeigte sich in weiter Ferne ein schwarzer Punkt. Er reitet langsamer, schaut genauer zu. Der Punkt rückt näher und näher. Jetzt tritt aus blauem Nebeldunst ein deutlich' Bild heraus. Ein Reiter ist's.

„Grüß Gott, Koſak," redet er ihn an, als dieſer ihm nahe kam, „der Feind iſt überwunden; wir kämpften, weil wir mußten. Die beiden Heere gehen ſchon zuſammen, den Wüterich gemeinſam zu verfolgen. Wir ſind jetzt Freunde, drum ſchlag' ein Koſak, und ſei mein Kamerad!"

Der Ruſſe muſterte den fremden Soldaten anfangs mit mißtrauiſchen Blicken; als er ihm aber in ſeine guten, treuherzigen Augen ſchaute, ſchenkte er ihm Vertrauen und reichte ihm ſeine Rechte mit den Worten: „Nun, wo kommſt du her?"

„Wo ich herkomme," erwiderte der Reiter, „das weiß ich ſelber nicht. Ich bin nach dem Gefecht bei Smolensk und nach dem Übergang über die Bereſina von meiner Truppe weggekommen und irre ſeitdem wie ein verlorenes Schaf auf der Walſtatt umher. Keine Menſchenſeele ſah ich weit und breit, die mir den Weg gezeigt hätte. Dort hinten fand ich einen Offizier von Euerm Regiment, ſehr ſchwer verwundet; dem armen Teufel muß geholfen werden."

„Das wird doch nicht der Hauptmann ſein, den wir vermiſſen. Führ' mich gleich zu ihm!" erwiderte der Koſak im Tone höchſter Erregung. — — — Der Reiter tats.

„Wirklich, er iſt's," rief voll Beſtürzung der Koſak, als er den Offizier erblickte, „wir haben Sie vermißt und glaubten ſchon, Sie wären in der Schlacht gefallen."

Ein freundlich' Lächeln huſchte bei dieſen Worten des Koſaken über die bleichen, abgezehrten Züge des Verwundeten. Es war, als ob die alten Lebenskräfte bei ihm wiederkehrten.

„Biſt du es, Borokow," ſagte er mit frohbewegter Stimme, „was bringſt du mir für Kunde von der Schlacht?"

„Die Feinde ſind geſchlagen," erwiderte voll Stolz und Freude der Koſak, indem er mit der Hand an ſeinen Säbel ſchlug, „auf einem elenden Schlitten iſt der einſt ſo mächtige Tyrann davongeeilt, die Trümmer ſeines Heeres ihrem Schickſal überlaſſend. 30000 Mann ſind an der Bereſina umgekommen, und viele ſind gefangen zu Smolensk."

„Wie steht's mit meinem treuen Freunde Lenkowitsch?" fragte darauf erwartungsvoll der verwundete Offizier.

„Der ist gefallen," erwiderte der Kosak in traurig-ernstem Ton, „ein feindliches Geschoß hat ihm die Brust durchbohrt, wir haben ihn heut' morgen schon begraben."

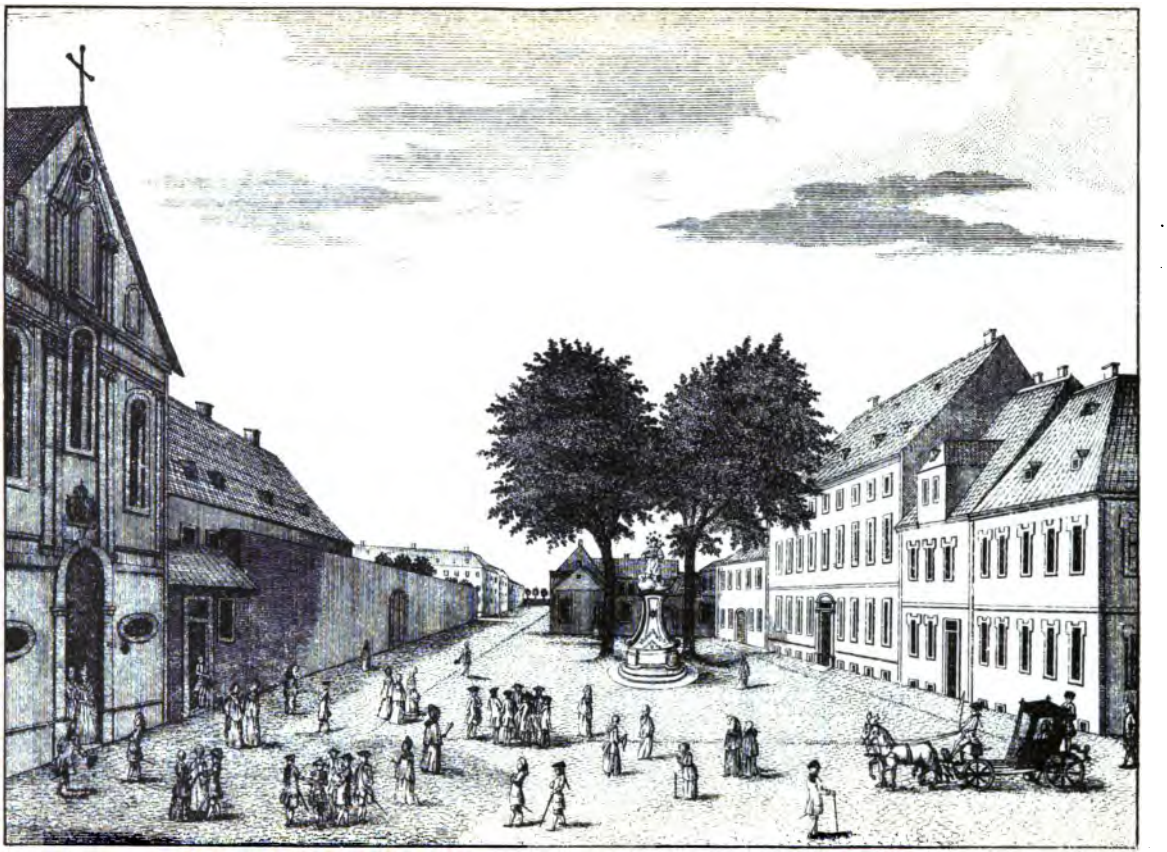
Den Offizier erfaßte bei dieser Nachricht ein großer Schrecken. Mit der letzten Kraft richtete er sich halb empor und seufzte mit gebrochener Stimme: „So ist er tot, der Brave? Ihm hab' ich all mein Glück, mein Letztes hier auf dieser Erde anvertraut, mein armes Weib und meine lieben Kinder, wenn ich fallen sollte. — — Nun aber ist es Zeit, ich muß am Leben bleiben, beeil' dich, Borokow' und reite hin ins Lager, daß mir noch Hilfe werde; ich fühle, daß ich sterbe." — — — —

Der Kosak bestieg in größter Eile sein Pferd und raste in sausendem Galopp davon, während der badische Reiter bei dem Offizier die Wache hielt.

Der Verwundete lag eine Weile völlig regungslos da und atmete kaum hörbar. Der Reiter versorgte ihn mit Speis und Trank, so viel er hatte, und hielt ihn warm. Bald kehrten, wenn auch langsam, die Lebensgeister bei dem Leidenden zurück. Er redete mit dem Soldaten über dies und das, fragte ihn nach Weib und Kind, nach Haus und Heimat. Name und Wohnort wollte er auf das Genaueste aufgeschrieben haben. Es geschah.

„Das deutsche Land ist mir bekannt," erzählte der Offizier, „ich bin von deutscher Abkunft. Mein Großvater seligen Angedenkens hat einst im deutschen Heer gedient noch unter König Friedrich I. Durch Heirat kam ich dann ins Polnische, und dort liegt jetzt mein Gut. Bei mir müßt Ihr Euch einmal sehen lassen, wenn ich am Leben bleibe. Habt Ihr's gehört?" — — —

Eben wollte der Reiter, von der dankbaren Gesinnung des Offiziers tief gerührt, seiner Freude über das freundliche Anerbieten Ausdruck geben, als plötzlich ein dumpfes Geräusch, aus weiter Ferne kommend, seine Aufmerksamkeit fesselte.



193.

Die Kapuciner Kirche L'Eglise de Capucins.

zubringen mußten. Die Ernte fiel infolgedessen gar zu kläglich aus. Die Frucht war kern- und mehlarm und hatte keine Nährkraft. Die Kartoffeln schlugen fehl. Futter gab's auch nicht viel, und das Wenige, was noch geschnitten wurde, war durch die Nässe ganz verdorben, schlecht und unbrauchbar. Das Vieh ist deshalb krank geworden und starb hin. Fleisch gibt es keines mehr, und Brot ist auch bald keins mehr aufzutreiben. Wir müssen uns mit Kleie, Mehlstaub, mit gemahlenem Stroh, vermischt mit Sägmehl, dürftig nähren. Drüben, der Nachbar, der ist noch viel schlimmer dran wie wir. Er hat nicht einen Kreuzer, daß er auch nur Kleie kaufen könnte. Der kocht sich Gras und Heu und Wurzeln ab, damit er nicht verhungert."

Mit hochgezogenen Brauen, ganz von dieser traurigen Botschaft überrascht, hörte der fremde Herr die Klage des Mägdeleins. Er schaute sich in der Stube um. Wie sehr er sich auch Mühe gab, irgend ein Zeichen äußern Wohlstands zu entdecken, er fand keins.

Da fiel sein Blick auf zwei am Boden spielende Kinder. Zwei Mädchen waren's, klein und niedlich. Die hantierten gar geschäftig mit ihren hölzernen Geschirrchen, leerten, füllten sie mit solcher Achtsamkeit und Sorgfalt, als ob sie den köstlichsten Inhalt bergen würden. Und doch war Topf und Teller leer, und nichts darin, was sie erfreuen konnte.

„Was macht ihr denn, ihr Kinder?" fragte liebevoll der fremde Herr.

„Wir kochen," erwiderten die Kleinen und ließen die Töpfchen flink und geschickt durch ihre abgezehrten, magern Finger gleiten.

„Da muß man aber auch etwas zum Kochen haben," fuhr der Herr freundlich lächelnd fort und streichelte dem einen zärtlich Kopf und Hände. Die Kinder blickten den Fremden mit ihren treuherzigen Augen, aus denen eine Welt von Not und Elend schaute, ernst und traurig an und schwiegen still. Da zog der Herr einen Butterwecken, den er auf die Reise mitgenommen hatte und nicht essen konnte, aus seiner Rocktasche und reichte ihn den Kindern, indem er sagte: „So, Kinder, jetzt kocht mir einmal etwas recht Gutes, und wenn ihr fertig seid, dann ladet mich zum Essen ein."

Die Gesichter der Kleinen strahlten. Wie hungrige Wölflein fielen sie über das Brot her, und ehe sich's der Herr versah, war von dem Butterwecken auch nicht ein Krümmchen mehr zu sehen. Der Herr lachte herzlich. Der gesunde Appetit der Kinder machte ihm ein riesiges Vergnügen.

„Wenn ich nur auch einen so gesegneten Appetit hätte wie diese Kleinen," dachte er so bei sich selbst und suchte nach einem weiteren Stück, das er in seinen Taschen zu finden hoffte. Aber wie er so seine Rocksäcke durchwühlte, ging die Türe auf, und der langersehnte Herr des Hauses trat, freundlich grüßend, ein.

Der Fremde erhob sich von seinem Sitze und schritt auf den Eintretenden zu, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte und sprach: „Kennt Ihr mich noch, Herr Günther? Gar lang ist's her, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben."

Der also Angeredete machte ein paar große Augen, schaute den Fremdling eine Weile forschend an, dann rief er mit einem Male freudestrahlend: „Ach, Sie sind es, Herr Baron! Wie kommen Sie hierher?"

„Ich bin auf der Durchreise nach dem Süden," erwiderte dieser, „seit jener Schreckensnacht ist meine Kraft dahin. Ich bin zwar soweit wieder auf dem Damm, allein ein Rest, der blieb und wird zeitlebens bleiben. Wenn ander' Wetter wird, dann zuckt und reißt es mich in allen Gliedern, 's ist kaum zum Aushalten. Als ich soweit gesund war, nahm ich meinen Abschied und wohne seitdem auf dem Landgut meiner Schwiegereltern im Litauischen und will nun fern im Süden neue Kräfte sammeln. Euch hab' ich's zu verdanken, daß ich heute noch am Leben bin. Drum wollt' ich, wie ich's einst versprochen, bei Euch eine alte Dankesschuld abtragen. Dazu bin ich hierhergekommen und s' trifft sich gut. Ich höre eben von dem Mädchen, welch' großes Elend hier in Mannheim herrscht."

Jakob Günther war von der Dankbarkeit des Herrn Barons aufs tiefste gerührt und wollte eben seine Freude über das Wiedersehen äußern, als zu einer Seitentüre der Stube ein hageres,

kleines Weiblein scheu und zaghaft eintrat. Das war die Frau des Hauses.

„Hier, Katharin'," sagte Günther mit stolzer Miene, „hier lernst du nun den Mann kennen, von dem ich dir schon gar so manches Mal erzählt habe. Das ist er jetzt, der Arme, der einst so Schweres hat erdulden müssen, und der so manche lange, bange Nacht in Eis und Schnee verwundet liegen blieb."

Die Frau schaute voll Achtung und zugleich aber auch voll Mitleid an dem großen, schlank gewachsenen Mann hinauf und sagte, indem sie ihm die Hand zum Gruße reichte: „So muß halt jeder seine Bürde tragen, ob reich, ob arm, ob vornehm, ob gering. Wir haben auch seit einem Jahr recht Schweres durchgemacht. Ein Kind starb uns. Mein Mann lag krank darnieder. Das will 'was heißen bei den teuern Zeiten. Das Allernötigste im Hause fehlte oft: das Brot, die Milch."

„Ja, Mutter, glaub's Euch gern, so eine Teuerung ist eine schwere, bitterböse Zeit," erwiderte der Herr in vertraulich' ernstem Ton, „Ihr Mann und ich, wir wissen's noch vom Kriege her, wie weh der Hunger tut; allein heut' laßt uns alle Not vergessen! Kommt, Kinder, setzt euch an den Tisch! Die Mutter stellt euch jetzt den Kaffee auf und holt euch Brot und Wurst und Kuchen und für uns Alte bringt sie eine Flasche Ruppertsberger, auf daß wir alle miteinander fröhlich seien."

Bei diesen Worten zog er einen nagelneuen, ledernen Beutel aus der Tasche und zählte zehn blinkende Reichstaler auf den Tisch hin. Die Freude war groß. Alle Gesichter verklärten sich. Soviel Geld auf einmal hatten sie schon seit langem auf dem Tische nicht mehr liegen sehen.

Gleich wurde das große Mädchen, Sannchen hieß sie, zum Bäcker Umbach geschickt, Brot zu holen. Frau Günther ging in die Küche und kochte Kaffee, während die beiden Kriegskameraden in der Stube alte Erinnerungen austauschten.

Bald war alles herbeigebracht und der Tisch gedeckt. Das allerneueste Geschirr, das schon seit drei Jahren das Licht des Tages nicht mehr gesehen hatte, war hervorgeholt worden, und

197.

Der Markt. *La Place publique.*

nicht gar lange dauerte es, und alle saßen in fröhlicher Runde vor ihren gefüllten Gläsern und Tassen.

„Ach, was sind doch die Brötchen so winzig klein," sagte der Baron, aufs höchste erstaunt, als Sannchen mit den Backwaren das Zimmer betrat, „man sieht sie ja kaum im Korbe drinnen. Sie sind fürwahr nicht größer als eines kleinen Kindes Faust. Das ist ja mehr wie traurig. Geschieht zur Linderung der Not denn gar nichts?"

„O doch, recht viel," war die Antwort des Jakob Günther, „ein Wohltätigkeitsverein hat sich gebildet. Der unterstützt die Armen mit sehr reichen Gaben, nimmt Handarbeiten auch entgegen und zahlt dafür sehr hohe Preise. Dort fertigt unser Sannchen eben eine Näharbeit zu diesem Zweck. Doch das ist lange noch nicht alles, was getan wird. Die Stadt kauft Brot und Korn in großen Mengen ein und gibt es billig ab. Die Ausfuhr von Getreide ist verboten, und jeder, sei er Geschäftsmann oder Konsument, darf nur so viel an Brot und Frucht für sich behalten, als er für sich benötigt. Aller Überschuß muß abgeliefert werden. Wucher wird nicht geduldet. Auf öffentlichem Markt muß alles feilgeboten werden. Fruchtkästen werden aufgestellt. Die Bäcker stehen alle unter strenger Aufsicht. Wer das Gewicht, das vorgeschrieben ist, nicht gibt, der wird mit Geld bestraft und ihm die Ware abgenommen. Suppenanstalten sind errichtet worden. Da liefern Herrschaftshäuser und Hotels die Knochen ein, roh oder gekocht. Trotz alledem ist noch das Elend groß. Gar manchen hat der Hungertod hinweggerafft, und viele trieb die Not zum Stehlen. Diebsbanden, Bettler schleichen wie hungrige Hyänen durch die ganze Gegend."

„Wie wär's denn mit dem Anbau von Kartoffeln, wär' damit nichts zu bessern?" fragte der vornehme Gast im Tone freundlicher Teilnahme.

„Das hat man alles schon probiert," erwiderte Günther, „die Frage ist in Wort und Schrift schon viel erörtert worden. Allein was hilft da alle Kunst des Anbaus, was hilft es, wenn zur Saatzeit der Taubenschlag auch stets geschlossen werden muß,

wenn's wochenlang herunterſchüttet wie mit Kübeln! Da muß ja alles ſterben und verderben."

„Hier muß ein anderer helfen," fiel Frau Kathrin' dazwiſchen, „da richtet Menſchenkunſt und Menſchenfleiß nichts aus."

„Habt recht, Frau Kathrin'," ſtimmte der vornehme Gaſt freudigen Herzens ein, „ſei's Freud', ſei's Leid, ſei's Segen oder Not, 's kommt alles doch zuletzt aus Gottes Hand. Ihm müſſen wir vertrauen; er wird auch unſere Sache noch zum guten Ende führen!" — — — — — —

Noch eine geraume Weile ſaß der Gaſt im trauten Kreiſe der Familie. Immer heimlicher wars ihm zu Mute geworden. Er unterhielt ſich ſo lebhaft, daß er gar nicht merkte, wie es allmählich dunkel wurde.

Ein Gewitter ſtand am Himmel. In der Ferne ſah man Wetterleuchten und hörte auch von Zeit zu Zeit ſchon dumpf den Donner rollen.

„Da gibt es wieder etwas," ſagte der Baron, indem er ans Fenſter trat und an den mit Wolken dicht verhängten Himmel ſchaute, „jetzt iſt für mich die höchſte Zeit, daß ich mir ein Quartier ausmache. Morgen in aller Herrgottsfrühe will ich weiterreiſen." — — — — Sprach's und reichte ſeinem ehemaligen Kriegskameraden freundlich die Hand zum Abſchied.

Jakob Günther und deſſen Frau geleiteten den vornehmen Beſuch bis an die Hoftüre, verabſchiedeten ſich nochmals von ihm unter herzlichen Dankesworten und kehrten dann freudig bewegten Herzens in die Stube zurück.

Als am Abend die Glocke die Familie zur Abendandacht zuſammenrief, und die Mutter Katharin' nach gutem, altem Brauch nach ihrer Hauspoſtille griff, um den Abendſegen vorzuleſen, da fand ſie unter ihrem Andachtsbuche einen Brief, in welchem einige Hundertguldenſcheine waren. Ein Zettel lag dabei, auf dem zu leſen war:

Dem Retter, der mein Leben
Mir hat zurückgegeben,
Sei dieſer Dank gebracht.
Nie werd' ich es vergeſſen,
Was er mir war geweſen
In jener dunkeln Nacht.

Frau Günther wußte ſofort, von wem die Zeilen und die Scheine ſtammen. In ſtummer Rührung legte ſie den Brief zur Seite. Eine Träne des Dankes aber glänzte in ihrem Auge. „Iſt die Not am größten," ſagte die Mutter zu den Ihren, als ſie nach beendigter Andacht das Buch zuſchlug, „ſo iſt Gottes Hilfe am nächſten." — — — — — — — —

Der Sommer war gekommen. Schwer beladen und aufs reichſte mit Kränzen und Guirlanden geſchmückt, ſchwankte der erſte Erntewagen heim unter dem feierlichen Geläute der Glocken und unter dem Lobgeſang jubelnder Kinder und aus allen Toren der Gotteshäuſer ſchallte das alte Danklied weithinaus in alle Lande:

Gnädig haſt du ausgegoſſen
Deines Überfluſſes Horn,
Ließeſt Gras und Kräuter ſproſſen,
Ließeſt wachſen Frucht und Korn.
Mächtig haſt du abgewehret
Schaden, Unfall und Gefahr,
Und das Gut ſteht unverſehret
Und geſegnet iſt das Jahr.

Aus dem Leben des Freiherrn Karl von Drais.

Sein Steckenpferd.

Es war an einem hellen Sommerabend des Jahres 1817. Im Mannheimer Nationaltheater ging Kotzebues Schauspiel „Menschenhaß und Reue“ über die Bretter. Eben war der zweite Akt zu Ende, der große Vorhang gefallen, und der Theaterzettel kündete eine kleine Pause von zehn Minuten an.

Die Orchestermitglieder und etliche Theaterbesucher benützten die Zwischenakte in der Regel dazu, sich auf einige Augenblicke in frischer Luft zu ergehen. Sie erhoben sich darum sofort von ihren Sitzen und begaben sich auf den großen, freien Platz vor dem Schauspielhause, der damals noch nicht, wie heute, mit den Denkmälern der großen Meister geschmückt war.

Unter diesen Spaziergängern befand sich an diesem denkwürdigen Abend auch der Förster Freiherr Karl von Drais, der in jener Zeit in badischen Staatsdiensten stand und in hiesiger Stadt in M 1, 8 seinen Wohnsitz hatte.

Gedankenvoll ging der Herr Baron an den Reihen der Lustwandelnden vorüber, wie einer, dem eine fixe Idee alle seine Sinne so gefangen hält, daß er von dem, was um ihn hergeht, nichts sieht und nichts hört.

Wie er nun aber so dahinschreitet, gesenkten Hauptes, die Hände lose auf den Rücken gelegt, und weder nach rechts noch nach links schaut, da klopft ihm plötzlich einer leise auf die Schulter und weckte ihn aus seinen tiefen Träumereien jählings auf. Es

(S. 201)

Scherzbild auf Freiherrn Karl von Drais.

war ein Bekannter von Drais, der Seelsorger der Großherzogin Stephanie, der Abbé Bauchetet.

„Ah, hier, mein Freund," rief der zungenfertige Franzose aus, „was haben Sie denn, Baron? Gewiß sind Sie wieder einer Erfindung auf der Spur. Heraus mit der Sprache! Was ist's?"

Karl von Drais, der den Kopf stets voll Erfindungsplänen hatte, sowohl reife als auch unreife, wurde wegen seines eigenartigen Benehmens gar oft unverdientermaßen verspottet und zum besten gehalten. Dem Geistlichen Bauchetet gegenüber hegte er aber keinerlei Argwohn. Tagtäglich war er mit diesem im Hause des Buchhändlers Schwan beisammen, wo sich seit Schillers Zeiten stets alle gelehrten Häupter und Kunstfreunde Mannheims versammelten.

Der Baron war also über die Frage des Geistlichen nicht im geringsten ungehalten. Er erwiderte ihm: „Mein Lieber, ich baue in Gedanken eine Laufmaschine, die es ermöglicht, weite Entfernungen ebenso schnell wie ein Pferd mit seinem Reiter zurückzulegen, ohne Gefahr, in gutem Zeitmaß."

„Das wird wohl ein Steckenpferd sein, Baron," versetzte schalkhaft der Geistliche.

„Nicht doch, nicht doch," rief Drais begeistert aus, „sehen Sie nur zu, Abbé! Hier zeichne ich mit dem Stock die Umrisse der Laufmaschine in den Sand. Da haben Sie die zwei hinter einander befindlichen Räder, ein hohes und ein niederes. Sie werden durch ein Gestell miteinander verbunden. Denken Sie sich hier in der Mitte als Sitz einen Sattel nebst Bügel zum Aufstemmen der Hände angebracht!"

„Wie wird nun aber die Maschine in Bewegung gebracht?" unterbrach der Geistliche den guten Drais.

„Mein Gott, das ist sehr einfach," rief der Erfinder, „mit den Füßen! Der Fahrende stößt abwechselnd mit seinen Füßen gegen die Erde."

„Sie sind wirklich ein Kauz, Herr Baron," antwortete der Geistliche mit etwas verlegenem Lächeln. „Schicken Sie mir den

Plan Ihrer Laufmaschine, wohl besser gesagt „Ihrer Draisine", ich werde das Ding in Paris zu verwerten wissen." — — — —

In diesem Augenblick ertönte die Klingel des Regisseurs, und im Nu war der Platz leer. Alle saßen wieder auf ihren Sitzen und folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit dem weiteren Gang der so fesselnden Handlung.

Nur Herr von Drais war mit seinen Gedanken und seinem Herzen natürlich nicht so recht bei der Sache. In dem Augenblick, wo die treulose Madame Müller im Elend ihrer Gewissensangst beim Anblick ihres Gatten ohnmächtig vor diesem niederstürzt und man sich vergebens bemüht, mit Riechfläschchen, weißem Pulver und einer großen Kanne voll Wasser bewaffnet, der in doppeltem Sinne Gefallenen zu neuem Dasein zu verhelfen, da saß unser Herr Baron da, den Kopf in beide Hände gestützt, und sann eifrigst darüber nach, wie er sein System des Fußbetriebs gegen die englische Bewegungsweise durch Handhebel am wirksamsten verteidigen könne.

Aber wie sehr er auch mit Brüten und Grübeln sein Hirn quälte, er konnte an diesem Abend mit dem besten Willen keinen rechten Gedanken fassen, sei es, weil die von der Bühne her zu ihm heraufdringenden Verzweiflungsrufe der Unglücklichen ihn in seinem stillen Sinnen störten, sei es, weil die Worte seines Freundes Bauchetet: er sei wirklich ein Kauz, ihm im Kopf herumgingen.

Item das Spiel war zu Ende, der Vorhang fiel, und unser Drais saß immer noch fest und unbeweglich, wie aus Erz gegossen, auf seinem Platz, während der Theatersaal sich mählich leerte. Aber bald wurde er aus seinem tiefen Sinnen aufgeschreckt. Ein Diener kam und gemahnte den stille vor sich hin Brütenden ans Heimgehen. — — — — Er ging.

Wenige Tage darauf aber brachte Drais dem französischen Geistlichen die fertige Zeichnung. Dieser sandte sie nach Paris einem Mechaniker, der sie viele Jahre hindurch unbeachtet in seiner Mappe liegen ließ. Erst nach fast fünfzig Jahren fiel die Zeichnung dem Mechaniker wieder in die Hände. Er sah sich nun den

(S. 203)

Freiherr Karl von Drais, der Erfinder des Fahrrads.

Entwurf genauer an, verfertigte ein Modell aus Eisen, brachte Zahnräder und Kurbeln an und gab der Maschine im wesentlichen die Einrichtung und Gestalt, die sie heute noch hat.

Karl von Drais, Freiherr von Sauerbronn, war nicht mehr unter den Lebenden, als seine wichtige Erfindung in dieser Weise vervollständigt und verbessert wurde; aber der Ruhm, dieses für das Verkehrsleben so hochbedeutsame Fahrzeug erfunden zu haben, blieb ihm ungeschmälert trotz all der Bemühungen späterer Zeit, ihm das große Verdienst streitig zu machen[31] (nach Feldhaus).

Der erste Start.

Zehn Tage nach jener Abendunterhaltung auf dem Mannheimer Theaterplatz trat der Erfinder der Draisine damit öffentlich in hiesiger Stadt auf.

Es war an einem sonnigen, wolkenlosen Sonntagnachmittag. Der Gottesdienst war gerade aus. Ganz Mannheim war auf den Beinen. Die Mär von der Wundermaschine hatte sich allenthalben hin und her verbreitet.

Der erste deutsche Radfahrer Karl von Drais nahm also seinen ersten Start, wie unsere Radfahrer heute sagen würden. An der Schloßwache bestieg der Erfinder, umdrängt von einer dichten Volksmenge, sein wunderliches Roß.

Er sah gar zu drollig aus. Auf dem dicken, runden Kopf saß ein großer, grauer Zylinderhut. Aus seinem grünen Dienstfrack schaute ein schneeweißes Jabothhemd mit Manschetten und eine enganliegende, graue Nanking-Hose hervor. Den kleinen, schwarzen Schnurrbart kühn zur Spitze gedreht, mit einem dünnen Spazierstock in der Hand, fuhr er, verfolgt von der Schuljugend, die ihm johlend und höhnend nachsprang, die Breite Straße hinunter. Am Neckartor bog er nach links in die Straße hinein, fuhr am Jungbusch vorüber und kam, einen Halbkreis beschreibend, zu jener Stelle, wo einst das von den Römern erbaute Denkmal des

Valentinianus ſtand, wo einſt Attila mit den Hunnen den Rhein überſchritt. Nun wendete ſich der Radfahrer nach Oſten und näherte ſich wieder der Stadt, wo er durch das Rheintor die Planken erreichte, die ehedem die Friedrichsburg von Alt-Mannheim ſchieden, wie ja ihr Name ſchon ausſagt (Planke-Zaun).

Schweißtriefend kam der Baron vor der Harmonie an, dem Hauſe, wo damals die vornehmen Mannheimer ſich zu geſelligen Unterhaltungen zu verſammeln pflegten. Drais hatte bei dieſer anſtrengenden Fahrt 2,1 Meter in 1 Sekunde zurückgelegt.

Als Drais den Harmonieſaal betrat, kam ihm der Freiherr von Erlach entgegen mit den Worten: „Sie haben, lieber Baron, ſich unſern Dank erworben. Sie haben die Laufmaſchine erfunden. Noch etwas mangelhaft im Bau und Einrichtung iſt ſie zwar, aber Sie werden ſuchen, dieſe Mängel zu beſeitigen. Auch als Gutenberg die Buchdruckerkunſt erfand, war ſie in vielen Beziehungen unvollendet, aber heute iſt ſie eine Macht geworden, die die Welt beherrſcht. Es wird die Laufmaſchine vielleicht in nicht allzuferner Zeit, im Frieden wie im Kriege, weſentliche Dienſte erweiſen, davon bin ich feſt überzeugt. Nochmals haben Sie unſern Dank.“

Das Antlitz des Erfinders ſtrahlte vor Freude ob ſolcher Anerkennung, und er wußte im Augenblicke nicht, was er zu erwidern hatte, ſo tief gerührt war er.[31]

Eine Überraſchung.

Es klingelt ſpät abends am Tor des Hauſes, da, wo der Herr Gerichtspräſident Wilhelm von Drais, der Vater des Erfinders, wohnt. Alles liegt ſchon längſt in tiefem Schlafe. Ein Diener öffnet. „Wer iſt draußen?“ tönts in die Nacht hinaus.

„Es iſt der Sohn des Präſidenten, Karl von Drais,“ war die raſche Antwort. Der wird gerne eingelaſſen und mit Freuden empfangen; denn er kommt gar weit her und war dazu lange fort. — In Braſilien.

„Nun aber, pst! — leise, auf den Zehen! Ja niemand stören," denkt der Ankömmling und schleicht leise die breiten Treppen des Hauses hinauf in das Speisezimmer. „Morgen hat der Herr Präsident Geburtstag," raunt der Diener dem neuen Gaste zu. „Also, dann erst recht stille," meint Karl Drais, „ich muß ihn überraschen."

Nicht lange dauert es, da sitzt der neue Besuch in dem engen Schrank, der im Speisezimmer steht und erwartet in kauernder Stellung den Morgen. Er hat kaum Platz darin, so eng ist der Raum. Aber er krümmt und duckt sich, so gut er kann und denkt, „die Nacht wird nicht ewig währen". Aber sie wurde ihm lang, und seine Beine und sein Rücken taten ihm recht weh.

Endlich kam der langersehnte Morgen.

Um den großen Tisch herum sitzt die ganze Familie beim Frühstück in fröhlichem Geplauder. Eben erheben sie die Gläser, stoßen kräftig an, daß diese helle erklingen, und trinken auf die Gesundheit und ein langes Leben des Geburtstagkindes, des Herrn Präsidenten. Dieser war tief gerührt. Ihn freute es in der Seele Grund, daß er seine Lieben heute an seinem Geburtstage so zahlreich um sich versammelt sieht.

Aber wie er seine Augen so über die Reihe schweifen läßt, da merkt er erst: „Ihm fehlt ein teures Haupt." „Ach," seufzt er, „wäre doch heute auch der Karl hier!" —

Da klangs mit einem Mal wie Geisterstimme hohl und geheimnisvoll aus dem Schrank heraus: „Da bin ich, Papa, da bin ich." — — — —

Die ganze Gesellschaft wandelte fast eine Ohnmacht an. Sie erschraken bis ins Innerste ihrer Seele. „Woher diese Stimme?" riefen alle. Da eilte der Diener geschäftig herbei und öffnete die Türe des Schrankes, in dem Karl von Drais die ganze Nacht hindurch gesessen war.[31]

Das Erstaunen der Tischgesellschaft war nicht gering, als der Heißersehnte plötzlich zum Vorschein kam. Auf allen Vieren kam er zum Schrank herausgekrochen. Er konnte kaum mehr

gehen, ſo gekrümmt und verbogen waren ſeine Glieder von dem langen Aufenthalt in kauernder Stellung; aber er wollte eben einmal ſeinem Vater eine Überraſchung bereiten, und da ſcheute er vor nichts zurück. —

Das war ihm gelungen. Alle brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Karl Ludwig Sand

Gewitterschwüle.

Es war am 23. März 1818. An der Neckarbrücke hielt morgens früh 1/2 10 Uhr ein altertümliches Gefährt. Ihm entstieg ein junger Mann in altdeutscher Tracht, dem Äußern nach ein Student. Aus den braunen, stechenden Augen leuchtete ein heimlich' Feuer, und seine edel geformten Gesichtszüge verrieten ebensowohl Kraft und Entschlossenheit des Willens als auch Tiefe und Wärme des Gemüts. — — — — —

„Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Kutscher," sagte der Fremde mit freundlich' einnehmender Stimme, „wenn ich wieder einmal durch Lorsch kommen sollte, dann dürfen Sie mich wieder fahren."

Bei diesen Worten drückte er dem schmunzelnden Rosselenker ein Trinkgeld in die Hand und machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte.

„Halt," fuhr er fort, indem er an sich heruntersah, „noch eine Bitte! Ehe ich in die Stadt gehe, könnten Sie mir mit einer Bürste noch über meinen neuen Rock fahren. Er ist auf der Fahrt recht staubig geworden."

Pflichteifrig sprang der Kutscher an einen Kasten, der unter dem Bocke verborgen war und holte eine noch wenig gebrauchte Kleiderbürste heraus.

„An Schwarz sieht man die Flecken besonders gut," sagte der Kutscher, indem er dem jungen Studenten vorsichtig über seinen langen, bis an die Kniee reichenden Rock und über seine rote Weste fuhr. Dann nahm er mit gütigster Erlaubnis seines geduldig

harrenden Herrn die sammete Kappe mit dem großen, schwarzen Lederschild von dessen Kopfe und reinigte auch diese mit lobenswerter Gründlichkeit von ihrem staubigen Belag.

Der Student empfing sie nach beendigter Reinigung mit einer höflichen Verbeugung des Kutschers aus dessen Händen und drückte sie hierauf nach kecker Studentenart auf sein tiefschwarzes, kurz geschnittenes Haar. Dann schied er zufriedenen Sinnes unter den üblichen Dankesworten von seinem braven Führer und strebte schnurstracks dem Innern der Stadt zu.

Am Fruchtmarkt machte er halt, trat in das Gasthaus „zum Weinberg" ein und ließ sich einen Schoppen Wein und ein Stück Brot reichen. Als der Wirt seinem fremden Gast das Gewünschte brachte und sich wieder mit dem üblichen „Wohl bekomms!" entfernen wollte, redete ihn dieser mit den Worten an: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Herr von Kotzebue wohnt? Ich habe ihm einen Besuch zu machen. Auch den Prediger Katz von der reformierten Gemeinde, der früher in Erlangen war und den ich während meiner Studienzeit öfters habe predigen hören, wünsche ich zu sprechen. Wie könnte ich die Wohnung der Herren erfahren?"

Der Wirt besann sich eine kleine Weile und erwiderte dann, indem er sich vertraulich zu dem jungen Studenten niederbeugte: „Sie meinen doch wohl den russischen Staatsrat von Kotzebue, der sich erst im Herbst vorigen Jahres hier niedergelassen hat?"

Der Student nickte.

„Ich glaube," fuhr der Wirt fort, „der wohnt in einem der A-Quadrate. Genau kann ich Ihnen die Litera nicht angeben. Übrigens, da vornen an der Straßenecke beim Paradeplatz stehen zu allen Stunden Dienstleute. Von denen wird Ihnen jeder die Wohnung angeben können und auch bereit sein, sie an Ort und Stelle zu bringen."

Der Fremde dankte höflichst für die ihm erteilte Auskunft, zahlte seine Zeche und entfernte sich.

Draußen auf der Straße lief ihm gerade ein Dienstmann in die Hände. Dieser führte ihn auf sein Geheiß sofort nach der in A 2 Nr. 5 gelegenen Wohnung von Herrn von Kotzebue. Vor

dem Hause angelangt, reichte der junge Fremdling dem Lohnbedienten das geforderte Trinkgeld, gab ihm ein Zeichen, sich zu entfernen und verschwand hierauf selbst in dem großen Toreingang des zweistöckigen, vornehm ausschauenden Hauses.

Eine Magd öffnete den Glasabschluß und teilte dem jungen Fremden auf seine Frage, ob Herr von Kotzebue zu sprechen sei, mit, daß der Herr Staatsrat ihn erst heute abend zwischen 4 und 5 Uhr empfangen könne.

Der Student entfernte sich hierauf sofort wieder, eilte raschen Schrittes die Treppe hinunter auf die Straße und jagte dem Dienstmann nach, der ihm kurz zuvor den Weg gewiesen hatte. Eben bog dieser an der Breiten Straße um die Ecke, als der Student ihn erreichte. Auf seinen Wunsch zeigte ihm der Lohnbediente nun das Naturalienkabinett, die Jesuitenkirche und führte ihn zuletzt durch den Schloßgarten nach dem Rhein.

Gegen 1 Uhr kehrte der Student wieder in sein altes Gasthaus „zum Weinberg" zurück, um hier sein Mittagsmahl einzunehmen. Er nahm an einem weiß gedeckten, kleinen Tische Platz, an dem niemand saß.

„Nun, haben Sie den Herrn von Kotzebue getroffen?" fragte der Wirt zuvorkommend seinen neu angekommenen Gast, als er ihn zu seinem zweiten Erscheinen bewillkommnete. Ein kurzes, trockenes Nein war die Antwort des Fremden.

Noch eine kleine Weile saß der junge Student allein vor dem gedeckten Tische und blickte stumm und traumverloren vor sich hin.

Da betraten zwei große, schwarz gekleidete Herren das Gastzimmer. Es waren Geistliche vom Lande, von drüben überm Rhein her. Ihr Blick fiel sofort auf den Alleinsitzenden, an dessen Kleidung und Aussehen sie den Studenten erkannten. Sie setzten sich zu ihm. Bald waren die beiden geistlichen Herren unter sich in eifrigem Gespräch. Es kam dabei die Rede auch auf Kotzebue.

„Heute redet man allerorts recht wunderliche Dinge von diesem russischen Staatsrat," sagte der Jüngere, ein kräftiger, schlank

gewachsener Mann mit blondem, kurzem Haar und blauen, le tenden Augen.

„Unsere deutschen Studenten sind auf Herrn von Kotzel nicht gerade gut zu sprechen," erwiderte der Ältere, indem er mit seiner weißen, magern Hand die grau melierten, langen Haa sorgfältig aus dem Gesichte strich. „So ist es aber immer, wer man dem Hund auf seinen Schwanz tritt, dann bellt und beißt er.

Der Jüngere warf seinem Amtsbruder wegen dieses höch unangebrachten Vergleichs einen verächtlichen Blick zu und ent gegnete im Tone höchster Entrüstung: „Recht haben sie und noch einmal recht, wenn sie sich von diesem Schänder deutscher Ehre, deutschen Namens nicht haben auf die Füße treten lassen. Für den Wallachen Stourdza, der die deutsche Burschenschaft eine aufrührerische Gesellschaft genannt hat, hat Kotzebue Partei ergriffen. In dem von ihm herausgegebenen literarischen Wochenblatt unterfteht er sich, die Gefühle des deutschen Studenten auf's schwerste zu verletzen. Wie höhnisch redet er doch von der studentischen Freiheit, wenn er sagt: Worin besteht sie? In nichts anderem, als in der gänzlichen Freiheit jedes Studenten lüderlich zu leben oder nicht, etwas zu lernen oder nicht, sein Geld zu Rate zu halten oder es zu verschwenden, sich anständig oder närrisch zu kleiden. Alles nach Belieben. Wo sitzt denn da das Edle! Und so hat er auch die Lehrer der deutschen Hochschulen beschimpft, und was ich ihm besonders verdenke, unsere Schriftsteller auf die gemeinste Art verdächtigt als unverständige Leute, die von den niedrigen Beweggründen des eigenen Vorteils geleitet, nichts Gescheiteres zu tun wüßten, als aufrührerische, hochverräterische Gedanken in die unreifen Köpfe der jungen Studenten hineinzusetzen.

Nichts ist ihm heilig. Das Höchste zieht er in den Staub hinab. Mit der scharfen Lauge seines beißenden Spottes übergießt er alles, was ihm nahe kommt und scheut sich nicht, die vergiftenden Pfeile gemeiner Verleumdung gegen die zu schleudern, die ihm sein schändlich' Handwerk legen wollen. Und wenn dann einer wie unser Friedrich einmal den Mut besitzt und zahlt ihm das

mit gleicher Münze heim, was er durch seine gedruckten Frevel angerichtet hat, dann ist in seinen Augen die ihm widerfahrene Behandlung eine Gemeinheit, auf die nur mit einer gehörigen Portion Knutenhiebe, ausgeteilt von Kosaken und Baschkire, geantwortet werden könne. Kann man von einem solchen Manne noch mit Achtung sprechen? Rede!" — — — —

„Wer wird sich so ereifern!" entgegnete ganz gelassen der Ältere, „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, und einem Diener der christlichen Kirche steht es besonders wohl an, wenn er sich mäßigt in der Rede. Du bist ein Brausekopf, ein jugendlicher Schwärmer. Die Eierschalen des Studenten hängen alle noch an deinen schwarzen Rockschößen. Es hat halt alles in der Welt zwei Seiten, und vielleicht steckt in jedem Menschen noch ein guter Kern, und sei er noch so klein. Man sagt von Kotzebue, er sei ein Mann von außerordentlicher Begabung." — — — —

„Gerade dann hätte er mit den ihm anvertrauten Pfunden anders wuchern müssen," fiel ihm der junge Geistliche in die Rede, „das ist es eben, was jedes deutsche Herz so sehr erbittert. Nichts ist für einen Schriftsteller gefährlicher als eine reiche Gabe von Verstand und Witz, wenn ihm dabei der Adel der Gesinnung fehlt." [2]

„Nun, man verdankt ihm aber doch auch manches Gute," fuhr der Partner fort, „er soll ein Lustspieldichter von Bedeutung sein. Erst jüngst kam mir ein Stück von Kotzebue — durch Zufall — in die Hände. Die beiden Klingsberg hieß es, ein Lustspiel in vier Akten. Ich las es. 's war zwar nicht nach meinem Sinn; allein Talent und Witz verrät es doch. Das kann dem Dichter auch der Gegner niemals streitig machen. Äußerst gewandt der Stil, die ganze Sprache, und dann recht wirkungsvoll ist auch die Handlung. Kann's mit dem besten Willen nicht begreifen, wie dieser Vorzug seiner Stücke immer übersehen werden konnte. Die ganze Welt schimpft auf den Mann herunter, und jeder Bube, der zum ersten Male die Nase in ein Schauspiel steckt, fühlt sich berufen, hier den Kritiker zu spielen. — — — — Es ist halt heutzutage einmal so der Brauch." Die Welt, sie liebt

das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Staub zu ziehen." — — — —

Bei diesen Worten brach der jüngere Geistliche in ein lautes Lachen aus und erwiderte voll Ironie, indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte: „Schönes Talent! — — — — Schwächliche Rührung, frivole, sinnliche Lüsternheit ist seiner Werke zweifelhafter Ruhm. Bei seinen Zoten ist schon manchem unverdorbenen, jungen Mann die Schamröte ins Gesicht gestiegen. Red' mir nicht weiter! Mich hat's gefreut im Innersten der Seele, daß heut' vor einem Jahr die Studenten auf dem Wartburgfest die deutsche Geschichte des Herrn von Kotzebue, dies schändlich' Lügenwerk, den Flammen übergaben." — — — —

Der junge Geistliche hatte sich so in die Hitze hineingeredet und war so laut geworden, daß die umsitzenden Gäste auf das Gespräch aufmerksam wurden.

Sein älterer Amtsbruder bat ihn deshalb, die Unterhaltung über diesen Punkt nun abzubrechen und von etwas anderem zu reden. Das geschah.

Der fremde Student war während des ganzen Gesprächs regungslos dagesessen und hatte mit größtem Interesse der Rede des jungen Geistlichen gelauscht, ohne aber ein Wörtchen hineinzureden. Über seinem blassen, schön geformten Gesicht breiteten sich zeitweise dunkle Schatten, und manchmal leuchtete ein unheimliches Feuer aus seinen braunen Augen. Hinter seiner hohen Stirne wühlten trübe Gedanken, und in seinem Herzen tobten heftige Stürme. Niemand ahnte, was in seinem Innern vorging. Er beherrschte sich. Eine drückende Schwüle lag über der kleinen Gesellschaft, als sie Schlag fünf Uhr aufbrach.

Der schweigsame Student entfernte sich zuerst, still und lautlos, wie er gekommen war; darnach griffen auch die beiden Geistlichen nach Stock und Hut und gingen etwas mißvergnügt von dannen.

So müssen alle Verräter sterben.

Seine Schritte lenkte der fremde Student wiederum dem Schlosse zu. Vor der Kotzebue'schen Wohnung A 2, 5 blieb er stehen, machte seine Kleidung zurecht und trat ein. Drei Damen, die ihm auf der Treppe begegneten, grüßte er höflich. Dann klingelte er.

Der Diener Kotzebues öffnete und fragte nach seinem Namen: „Heinrichs von Mietau wünscht Herrn von Kotzebue zu sprechen," erwiderte der Fremdling. Sofort wird er vorgelassen und in ein Zimmer geführt, in dem niemand war.

Eine kleine Weile dauert es, da tritt Herr von Kotzebue aus einer Tür links heraus.

„Sie sind aus Mietau," fragte von Kotzebue den jungen Fremden.

„Ja," entgegnete ihm dieser, „und ich rühme mich Ihrer gar nicht." Bei diesen Worten zog der Student einen Dolch aus seinem linken Rockärmel und stieß denselben mit aller Wucht dem Ahnungslosen in die Brust, indem er rief: „Hier, du Verräter des Vaterlandes."

Ein dumpfes Getöse, — — — ein lauter Schrei und — — — von Kotzebue sinkt am Eingang des Zimmers ohnmächtig zusammen.

Auf das Geschrei stürzen die Angehörigen zu allen Türen ins Zimmer herein.

„Ach Gott, ach Gott, der Herr ist gestochen," tönts verzweiflungsvoll aus aller Mund. Emmy, die Tochter des Staatsrats und der inzwischen herbeigeeilte Diener hoben den Schwerverletzten in die Höhe und führten ihn in das nebenanstoßende Gemach. Dort schlägt der zum Tode Getroffene noch einmal die Augen auf, stößt einige unverständliche Laute aus und bricht dann vor dem Bette tot zusammen.

Der Täter war inzwischen in aller Ruhe weggegangen. Auf der Straße hatte sich auf die Hilferufe der Kotzebue'schen Familie hin eine große Menschenmenge angesammelt.

Der Student trat hocherhobenen Hauptes vor sie hin rief mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme: „Ja, ich hab getan. So müssen alle Verräter sterben. Hoch lebe mein deutsch Vaterland, und alle die, die den Zustand der reinen Menschlich fördern helfen!“ Nach diesen Worten kniete er nieder, stieß den Dolch, den er in der Hand trug, tief in die Brust hinein u sprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Gott, ich danke Dir f diesen Sieg.“

Kaum hatte er geendet, ließ er todesmatt die Arme sinke und stürzte nach vornen bewußtlos zusammen.

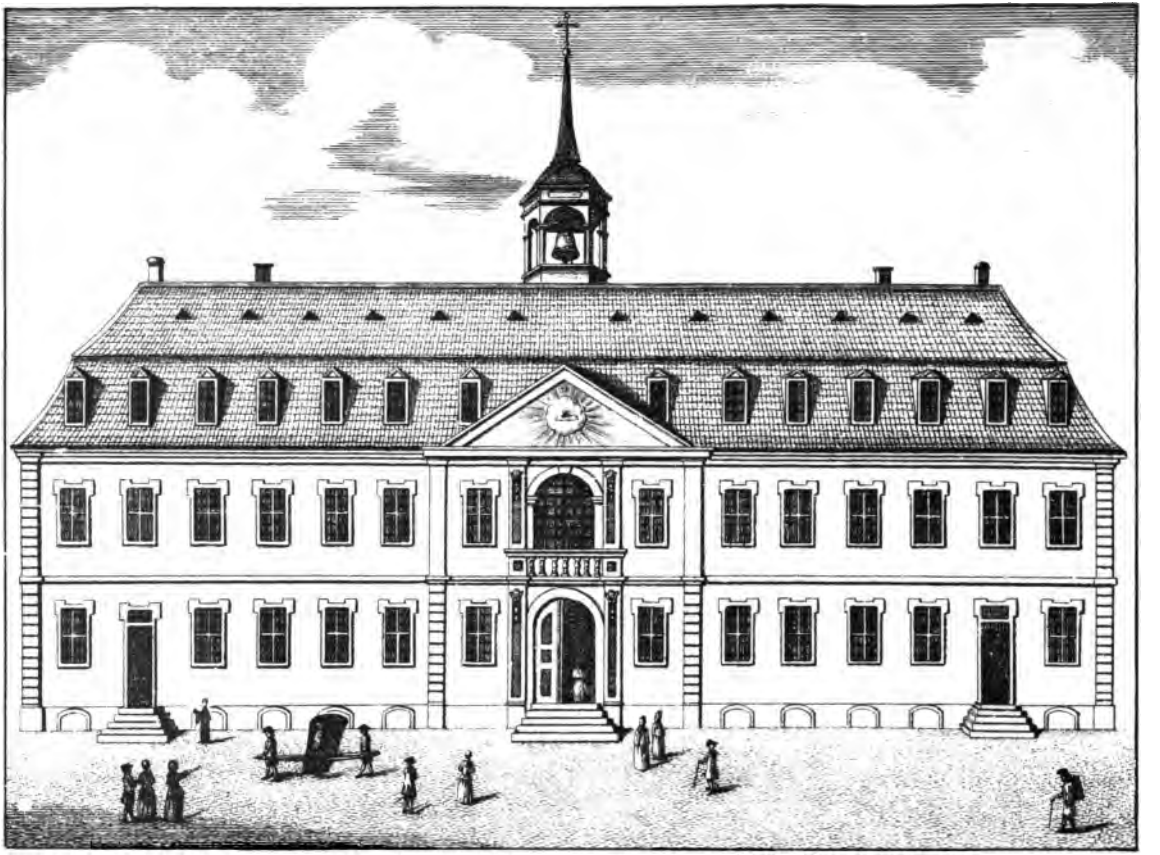
Ein in der Nähe stehender Schustergeselle, der alles mit angesehen, sprang herbei und zog ihm den Dolch aus der Brust Eine Frau aus dem Volke brachte Essig herbei und wusch ihm die heftig blutende Wunde aus. Inzwischen war die vorüberziehende Theaterwache und die Polizei herbeigekommen, und diese brachte den Schwerverwundeten auf einer Tragbahre unter großem Andrang des Volkes ins Bürgerhospital.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem Morde noch am Abend durch die Stadt.

„Wer ist der Mörder?“ So klangs von Munde zu Munde An den Ecken der Straßen aber war in großen Lettern etwa folgendes zu lesen:

Mord.

„Heute abend zwischen 5 und 6 Uhr wurde der russische Staatsrat August von Kotzebue in seiner Wohnung von einem jungen Studenten der Theologie, namens Karl Sand aus Wunsiedel, ermordet. Der Überfallene ist wenige Minuten nach dem Angriff seinen Verletzungen erlegen. Der Täter, der nach vollbrachter Tat gegen sich selbst die mörderische Waffe führte, ist schwerverletzt ins Bürgerhospital gebracht worden, woselbst er auf Tod und Leben darniederliegt.“



Die Spital Kirche.

L'Eglise de L'Hopital.

Zweierlei Urteil.

Wochen waren vergangen. Im Gasthaus „zur alten Pfalz" ging es um die Feierabendstunde lauter her denn sonst. Ein buntes Stimmengewirr erfüllte den großen, rauchigen Wirtschaftsraum. Von allen Tischen her ertönten die Namen Sand und Kotzebue. Man besprach überall mit leidenschaftlichem Eifer den Gang der gerichtlichen Untersuchung, so weit er bekannt geworden war und wartete mit großer Spannung und Ungeduld auf den Ausgang der Verhandlungen.

Am großen, runden Tisch, der hinten in der Ecke bei der Einschenke stand, hatte sich die alte Stammtischgesellschaft „zur deutschen Treue" mit gewohnter Pünktlichkeit eingefunden. Nur der Stuhl, auf dem sich der dicke Ratsherr D., ein wohlhabender Privatmann, niederzulassen pflegte, war zur Stunde zum großen Erstaunen der Anwesenden noch nicht besetzt. Mit Ungeduld erwartete die Stammtischgesellschaft die Ankunft ihres Freundes, der nicht nur äußerlich durch seine stattliche Leibesfülle die Lücke im Kreise der fröhlichen Zecher auszufüllen imstande war, sondern der auch durch seinen köstlichen Humor und Witz die Gesellschaft zu unterhalten und vor allem durch die Neuigkeiten, die er stets vom Stapel ließ, immer neuen Gesprächsstoff zu liefern in der Lage war. Sie nannten ihn scherzweise deshalb nur das wandelnde Tageblatt.

Eben waren die durstigen Brüder im Begriff, die Gläser, gefüllt mit dem schaumigen, braunen Naß, an die trockenen Lippen zu setzen, als gerade die Türe des Gastzimmers aufging und der Langersehnte mit langsam behäbigem Schritte eintrat. Alle Blicke wendeten sich gegen die Türe, und wie aus einem Munde erscholl es aus der feuchten Ecke der Wirtsstube hervor: „Guten Abend, lieber Freund! Wie steht es mit unserm braven Sand?"

Der Angeredete gab keine Antwort. Ernst und wie in Gedanken verloren schritt er dem Stammtische zu, hängte seinen großen, breitrandigen Strohhut an den eisernen Haken und ließ sich erschöpft auf seinem Platze nieder, indem er mit betrübter

Miene ſagte: „Sein Leben iſt verwirkt, das Todesurteil iſt über ihn geſprochen.“ — — — — —

Eine tiefe Bewegung ging bei dieſen Worten durch die Reihen von Tiſch zu Tiſch. Es wurde leichenſtill. Mit großen Augen ſchauten ſich die Gäſte eine Weile an; dann brach ein Sturm höchſter Entrüſtung los, daß der ganze Wirtſchaftsraum erdröhnte vom Donner der Rede.

„Nun weiß ich wirklich nicht mehr, was ich ſagen ſoll,“ begann der Apotheker W. in der Ecke, ein kleiner, unterſetzter Mann mit ſtrengem Blick und groben, harten Zügen, „ein Mann wie Sand, der ſtets mit allen Faſern ſeines treuen Herzens ſein deutſches Vaterland geliebt, er muß zuguterletzt in Henkers Hände fallen! Wer draußen auf dem Schlachtfeld vor dem Feind ſein Vaterland verrät, dem iſt die Kugel aus dem eigenen Lager ſicher. Was iſt der Staatsrat anderes als ein Verräter?“

„Macht's nicht zu arg, bezähmt Euch doch in Eurer Rede! Unſere Gerichte wiſſen, was ſie tun,“ fiel der alte Kanzleirat im Tone höchſter Entrüſtung ihm dazwiſchen, „laßt doch noch einen guten Faden an dem viel Geſchmähten! Ihr nennt Euch Deutſche, alle ſeid Ihr einig in dem Haſſe gegen Deutſchlands Unterdrücker. Iſt er es nicht geweſen, der die Schmähſchrift gegen Napoleon ſchrieb und deshalb über unſere Grenze flüchten mußte?“

Ein lang gezogenes „Oh“ mit dröhnendem Hohngelächter folgte dieſen Worten des alten Kanzleirats. — — — —

„Das tat er nicht für uns, mein lieber, guter Rat,“ erwiderte ſchlagfertig ein junger Profeſſor, „Ihr kennt ihn ſchlecht. Es galt für ihn, ſich wieder einzuſchmeicheln bei dem Zarenhof, deſſen Gunſt er zu verlieren fürchtete. Seit Jahr und Tag treibt er ſein finſteres Spiel. Beſtändig macht er Stimmung bei dem Zaren gegen Deutſchland. Unter ihre Knutenherrſchaft wollte er, der Erzfeind deutſchen Weſens, deutſchen Sinnes, uns alle bringen. Die Zeit war günſtig. Der Ruſſe hat den großen Korſen aus dem Lande gejagt mit Hilfe deutſcher Waffen. Jetzt ſchwillt der Kamm ihm auf. Sein deutſcher Nachbar wird ihm unbequem.

Jedweder Dienst des Schmeichlers, des Verräters ist ihm willkommen." — — — —

Die ganze Tischgesellschaft nickte bei diesen Worten zustimmend mit dem Kopfe; nur der alte Kanzleirat schüttelte bedenklich sein graues Haupt, indem er in erregtem Tone erwiderte: „So gut wie Ihr erhebe ich für mich den Anspruch, deutsch zu denken, immer deutsch zu fühlen. Aber niemand wird doch wohl die Unrechtmäßigkeit der Handlung Sands bezweifeln wollen. Wohin sollte es auch führen, wenn jeder Bürger eines Staates sich berechtigt, ja verflichtet fühlt, wo er ein Übel sieht, das den Staat bedroht, auf jede Art, ob schlecht ob recht, ins Mittel zu treten. Wie kann überhaupt ein junger, unerfahrener Mensch, der kaum des Lebens ernste Führung kennt, dazu auch noch ein Gottgelehrter, sich dreist erkühnen, der Retter des bedrängten Vaterlandes zu sein? Jedwede Zeit kommt von sich selbst zuletzt; man braucht ihr nicht entgegengehen und sie holen." — — — — —

Der alte Doktor B., ein kleines, hageres Männel, das kaum recht über den hohen Stammtisch herausschauen konnte, das aber, was Schärfe des Verstandes und Klarheit der Rede anbetraf, um Hauptes Länge alle überragte, saß eine Zeit lang nachdenklich da, ohne daß es ihm eingefallen wäre, auch nur ein Wörtlein dreinzureden.

Die Stammgäste waren das nicht an ihm gewohnt. Sie wußten aus Erfahrung, daß er nie hinter dem Berge hielt, wenn es galt, dem Recht, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, und forderten deshalb den Schweigsamen auf, nun auch seine Ansicht zu bekennen.

Doktor B. richtete sich stolz empor, räusperte sich ein wenig und begann dann, indem er die ganze Runde mit durchdringenden Blicken maß: „Meine Herren, ich muß dem Kanzleirat ohne Rückhalt zustimmen. Wie mag derjenige, der noch einen Funken rechtliches Gefühl im Leibe hat, die grauenhafte Tat beschönigen. Mag der letzte Zweck, den Sand verfolgte, auch noch so schön, so edel gewesen sein, sind's nicht die Mittel, ist die Tat samt dem

Beweggrund zu verwerfen. Die schlechte Tat wird durch den heiligen Zweck nicht besser, dem sie dient." — — — —

Ein tiefes Schweigen herrschte in der Runde. Die Worte der beiden letzten Sprecher hatten Eindruck gemacht. Keiner wagte, im Augenblick etwas dawider zu sagen.

Nur der junge Professor wollte um alle Welt nicht von seiner Ansicht abweichen. Noch einmal legte er sich mit der ganzen Kraft seiner jugendlichen Begeisterung für seinen Sand ins Zeug, indem er erwiderte: „Wenn jemals eine Tat mit Vorsicht und zugleich mit Milde beurteilt werden muß, so ist es diese. Karl Ludwig Sand ist kein Verbrecher, kein gemeiner Mörder. Was ihn zur unglückseligen Tat getrieben hat, ist nicht die schnöde Habgier, nicht der eitle Ruhm des Strebers; die reinste Liebe zu dem Vaterlande, zu den Brüdern hat ihn zum Rächer und zum Retter seines Volkes werden lassen." — — — —

Im großen, weiten Wirtschaftsraum herrschte eine atemlose Stille, während der junge Gelehrte diese Worte sprach. Ein wahrer Beifallssturm entfachte seine Rede, als er damit zu Ende war.

Neue Gäste kamen; immer mehr füllte sich die große Gaststube. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich allenthalben der leicht erregbaren Geister. Die Stammtischgesellschaft hielt darum den Zeitpunkt zum Aufbruch für gekommen.

Draußen vor der Wirtschaft an der Straßenecke standen sie noch eine kleine Weile beieinander, als gerade die Uhr vom Turme der nahen Konkordienkirche die achte Stunde des Abends kündete.

„Nun aber, gute Nacht," sagte der junge Professor, indem er jedem seiner Freunde die Hand zum Abschied reichte, „es kommt die Zeit und ist nicht allzufern, da wird man Sands gedenken als eines Ehrenmanns, dem deutsches Wesen, deutsches Tun und Denken über alles ging."

In Krankheit und Banden.

Da liegt er, die magern, weißen Hände lose über der Brust gefaltet. Tiefer Friede ist über dem blassen, abgezehrten Antlitz ausgebreitet. Er atmet leise, kaum hörbar. Zeitweise schlägt er

Da geht die Türe auf, und der Gerichtshof, in Amtstracht gekleidet, tritt ein und verkündet Sand die letzte Entscheidung.

seine klaren, dunkelbraunen Augen auf und blickt ernst und traurig nach den kahlen, weißen Steinwänden des Kerkers hin.

Da geht die Türe auf, und der Gerichtshof, in Amtstracht gekleidet, tritt ein und verkündet Sand die letzte Entscheidung. Mit Hilfe des Gefängniswärters richtet sich dieser halb empor und hört sein Todesurteil sitzend an. Kein Wort der Bitterkeit, kein Laut der Klage geht über seine bleichen Lippen. Fest und unerschrocken sieht er den Richtern in das Auge und spricht mit klarer, kräftiger Stimme: „Die Stunde und die letzte Entscheidung

ist mir willkommen. In der Kraft meines Gottes will ich mich fassen. Ich habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ich keines diesem gleich dünke, als zu leben, ohne dem Vaterland und den höchsten Zwecken der Menschheit dienen zu können."

„So hat es sich erwiesen, wie Sie sagen," erwiderte der Präsident und fuhr fort, sich zu den Herren des Gerichtshofs wendend: „Unsere Aufgabe ist erfüllt. Wir können gehen. Herr Hofprediger, bleiben Sie bei dem Unglücklichen."

Sich höflich vor dem Geistlichen verneigend, verließen die Richter ernst und schweigend die stille Gefängniszelle.

Sand, der sich vor Schwäche nicht mehr halten konnte, sank in das Kissen zurück und winkte dem Hofprediger, sich näher zu ihm zu setzen.

„Sie sind heute im großen und ganzen wohler denn sonst," sagte der Hofprediger, „Sie haben sich ja solange aufrecht halten können; sagen Sie, Sand, ist's eitler Trotz, der Sie so stark macht; zürnen Sie in Ihrem Innern dennoch der Härte des Gesetzes und diesen Ihren Richtern?"

„Keine Spur von Groll birgt meine Seele," entgegnete ruhig und gelassen Sand, „ich bin mit meinem Schicksal ganz versöhnt."

„Nun," erwiderte der Prediger, „so helfe Ihnen Gott und bereite Sie zum letzten Gange vor! Das Oberhofgericht hat Ihnen erlaubt, Besuche zu empfangen. Hier habe ich Ihnen einen Maler mitgebracht, Herrn Martin, der wünscht Sie zu malen. Ich gehe jetzt, doch nehm' ich noch nicht Abschied, drum auf Wiedersehen, Sand."

Hofprediger Katz entfernte sich, während Maler Martin freundlich grüßend vor das Lager trat.

„Sie sind schon einmal gemalt worden. Wie waren Sie damit zufrieden?" sagte Martin.

„Mir mißfiel das Bild," erwiderte Sand, „ich konnte mir nicht denken, daß es mir ähnlich sei. Versuchen Sie es besser! Dort an dem Fenster stellen Sie wohl am besten Ihr Geräte auf."

Der Maler ſchaute ſich in der ganzen Zelle um. Sein Blick fiel auf einen weißgedeckten Tiſch, auf dem ein großer Roſenſtrauß in prächtigen Farben prangte.

„Ich will die Blumen ſo aufſtellen," ſagte der Maler, „daß ſie mir ab und zu ins Auge fallen."

„Sie ſind der Künſtler," erwiderte Sand, „Sie müſſen es ja wiſſen beſſer noch wie ich, wie Töne wirken. Ich habe mich zwar auch mit Kunſt beſchäftigt und ſpreche gern darüber."

„Den Wunſch, mich über Welt und Kunſt mit Ihnen zu unterhalten, hegte ich vorhin ſchon; allein ich fürchtete, wir wären nicht desſelben Sinnes," entgegnete der Maler.

„Kann ſchon ſein, daß Sie die Tat, die ich begangen habe, als verwerflich anſeh'n," war die Antwort Sands, „jedoch da ſteh'n Sie nicht allein. Schon viele Finſterlinge ſuchten mich noch in dieſem Augenblick zur Umkehr zu bewegen; aber das wird nicht geſchehen."

„Ich wage Sie nicht zu tadeln, wie jene Finſterlinge," verſetzte betroffen der Maler, „aber eines ſchweren Irrtums zeih' ich Sie. Ein Mord, der beſſert nie. Er regt die rohen, tieriſchen Gewalten in der Seele Tiefen bei Freunden wie bei Feinden auf. Er trübt den klaren, freien Blick, beraubt den Menſchen ſeines Edelſten und Beſten, was er hat, der göttlichen Vernunft. Es lebt in jedes Menſchen Bruſt etwas von dieſem böſen Dämonsgeiſt. Wohl dem, der immer Herr bleibt über ſeine Leidenſchaften, er führt das Gute hier auf dieſer Welt allein zum Sieg. Schauen Sie ſich nur den jungen Schiller an! Den Kopf ſo voll von großen, weltbewegenden Gedanken, das junge Herz voll glühender Begeiſterung für alles Große und Erhabene, ſo ſtürmt der Jüngling ſtolz hinaus ins Leben. Und welches Los ward ihm beſchieden? Gleich jungen Knoſpen, vom kalten Reif der Frühlingsnacht berührt, ſo ſtarb ihm eine Hoffnung nach der andern. Verkennung, ſchnöder Undank, ja Verfolgung mußte er erfahren, wo Liebe, Treue er geſät einſt hatte. Wie oft ſind finſtere Gedanken ihm da durch ſeinen Kopf gefahren! Wie nahe lag's dem jungen „Räuber"-

dichter, mit dem Geschick zu hadern und schließlich Leib und Leben diesem noch zu opfern und — — — — er tat es nicht!“ [35]

Sand war unruhig geworden. Wie Keulenschläge trafen ihn des Malers wuchtige Worte. Aber er nahm alle Kraft zusammen, auch diese auszuhalten.

Eben wollte er sich anschicken, dem Maler zu erwidern, als plötzlich die Türe der Gefängniszelle aufgerissen wird, ein junger Mann in studentischer Kleidung außer Atem hereinstürzt und sich weinend vor dem Bette Sands niederwirft. Es war Theobald Clahr, Sands bester Freund aus seiner Studienzeit.

„Herzensbruder, teurer, lieber Karl,“ schluchzte Clahr, „muß ich an dieser Stätte von dir Abschied nehmen; ich wähnte dich in voller Sicherheit. Du hättest dich doch retten können?“

„Schreckt dich der Tod?“ erwiderte mit großer Ruhe Sand. „Schau' hier die Rosen blühen und verwelken. Sollt' uns ein ander' Los beschieden sein? Willkommen ist der Tod, wenn man die Kraft fühlt, so zu sterben, wie man solle. Wie geht's den ewig treuen Seelen, meinen Bundesbrüdern in dem lieben Jena? Sind auch sie in die Hände der Gewaltigen gefallen?“

„Ich will dir's nicht verhehlen,“ entgegnete ihm Clahr, „man geht gegen die Studenten insgesamt mit strenger Untersuchung vor. Ein großer Teil sitzt hinter Schloß und Riegel. Auch ich hab' meine Stelle eingebüßt.“

„O, armer Clahr,“ seufzte Sand, „so leidest du mit mir! Ich sehe wohl, Gott führt uns dunkle Wege.“ Bei diesen Worten faßte er krampfhaft seine beiden Hände und rief begeistert aus: „Was Großes, Herrliches ist's, um das wir kämpften. Wie manche Stunde der Erhebung feierten wir in innigstem Vereine! Weißt noch, wie wir uns Rütli bauten in Erlangen, wie wir's mit deutschem Lied und deutschem Trunk nach guter alter, deutscher Sitte weihten. Der Mond ging unter und die Sonne auf.“ [35] — —

Noch eine kleine Weile saßen die beiden jungen Freunde in ernstem Schweigen da, Auge in Auge, Hand in Hand. Da ging die Türe auf, und der Gefängniswärter Kieser meldete einen wandernden Gesellen an, der Sand zu sprechen wünschte.

„Nun, guter Clahr, so laß uns ohne Tränen scheiden! Es gibt viel Übel und viel Böses in der Welt. Ich glaube an den Sieg des Guten und finde auch in allem Wirrsal irdischer Geschicke als sichere Bürgschaft nur heraus: Den Herzenseinklang und die alte Treue, die fest bleibt bis an's Ende. Nun, grüße mir die Freunde in der Ferne und leb' auf ewig wohl!"

Clahr küßte seinem treuen Bruder Karl die treuen Hände und schied, an der Tür sich noch einmal umwendend und den letzten Blick dem auf immer scheidenden Freunde nachsendend.

Sand lag da mit geschlossenen Augen, totenblaß. Langsam rannen schwere Tränen über seine bleichen Wangen.

Der Maler hatte Stift und Palette stille weggelegt und sagte leise vor sich hin: „So werde ich ihn ewig vor mir sehen." — — —

Eine Weile war es still, ganz still in der Gefängniszelle. Auf einmal schlägt Sand die Augen auf, fährt in die Höhe, als wie aus seligen Träumen aufgeschreckt, und spricht: „Gelt, ich habe Sie gestört, Herr Martin, ich habe nicht stille gehalten."

„O nein, Herr Sand," erwiderte der Maler, „es steht genug auf meiner Platte." — — — — — —

Inzwischen war der vorhin angemeldete Handwerksgeselle eingetreten und dem Lager Sands mit heiliger Scheu näher gekommen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Sand? Ich bin Ludwig Bietenfried, Ihr Schul- und Spielkamerad aus Wunsiedel und bringe Ihnen treue Grüße von Ihrer guten Mutter."

Bei diesen Worten legte er einen Brief auf das Bett nieder. Sand öffnete ihn hastig und liest ihn halblaut vor sich hin. Als er mit Lesen zu Ende war, huschte ein wehmutsvolles, sanftes Lächeln über seine weichen Züge, und eine Träne stahl sich scheu aus seinem Auge.

„Nun, sahen Sie meine Mutter? Bemerkten Sie Spuren von Kummer an ihr oder fiel's ihr schwer, von mir zu sprechen?" fragte Sand.

„O, nein," erwiderte der Schustergeselle in freudigbewegtem Tone, „auch nicht die leiseste Spur. Ich kann es nicht vergessen, wie

Ihre Frau Mutter zu mir sprach. So voll von Liebe und von Güte drückte sie mir die Hand, und nichts als Fried' und Liebe strahlte hell aus ihren guten Augen."

„Sehen Sie," fügte Sand hinzu, sich an den Maler wendend, „da haben Sie zwei Fichtelberger vor sich! Sehen wir uns nicht gleich? Ich habe immer viel auf unsere Heimat gehalten. Das ist ein Urstock deutscher Berge und Flüsse und ein Ursitz deutscher Stämme. Der Boden ist rauh, und des klagt man auch seine Bewohner an; sie sind niedrig gewachsen und nicht anmutig anzuschauen, wie das Eichengestrüpp, was über dem Stumpf eines gefällten Stammes aufwächst, es ist guter Herkunft und kann auch allenfalls wieder ein Stamm daraus entstehen. — Wie schön ist's, daß Sie mich besuchten! Gott lohn' es Ihnen, und nun grüßen Sie mir alle meine Lieben daheim im Vaterhaus und leben Sie auf ewig wohl!" [35] — — — — —

Sand war auch dieser Abschied so nahe gegangen, daß er erschöpft auf sein Lager niedersank und in einen tiefen Schlummer fiel.

Bietenfried und zuletzt auch der Maler hatten sich inzwischen verabschiedet. Hehre Ruhe, tiefer Friede herrschte in dem einsamen Gemach. Am Rosenstrauß war die letzte Knospe aufgegangen. Wonnig süße Düfte erfüllten den stillen Raum. Mit halbgeöffnetem Munde und geschlossenen Augen lag der Kranke da und schlief, in selige Träume gewiegt. Liebliche Bilder aus goldenen Jugendtagen schwebten leise an seinem Geiste vorüber.

Ein freundlich' Lächeln huschte über sein bleiches Gesicht, als die Gestalt der teuren Mutter vor seine Seele trat. So sah er sie im Vaterhause, umringt von ihren Kindern. — Das schöne Traumbild schwand, ein anderes stieg herauf.

Durch Berg und Tal schweift er mit den Gespielen seiner Jugend. Er steht am Teich, wo er des Nachbars Kind vom Tode des Ertrinkens rettete. Sein treuer Lehrer Saalfrank, der ihn wie ein Vater liebte, kommt freudigen Herzens grüßend ihm entgegen. Und darauf sah er sich, den stolzen, mutigen Jüngling, der Werbetrommel folgend, im Kampf um deutsche Ehre, deutschen Ruhm ins Schlachtfeld ziehen 1815. Kriegslärm und Siegesjubel

klangen ihm wie selige Musik aus andern Welten in seinen Ohren, als er mit einem Male aus dem Schlaf erwachte. Der Gefängniswärter Kieser hatte ihn geweckt und ihm die Meldung überbracht: „Scharfrichter Widemann ist hier auf Ihren Wunsch."

Ein großer, breitschulteriger Mann mit langem, braunem Bart trat scheu und schüchtern ein.

„Treten Sie doch näher," sagte Sand ermunternd, „und setzen Sie sich eine Weile zu mir!" Der Scharfrichter wagt nicht aufzuschauen und nicht zu sprechen. Da faßt Sand mit beiden Händen seine Rechte und spricht mit einnehmender Stimme: „Herr Widemann, wir beide haben morgen etwas Wichtiges vor, da wollen wir uns doch darüber recht verstehen. Ich sehe, daß es Ihnen sehr ans Herz geht; allein Sie dürfen es doch nicht so schwer nehmen."

Widemann seufzte. Er wollte antworten. Seine rauhe Stimme stockte. Eine große Träne rollte langsam in den langen Bart.

„Ich hab' das härteste Amt auf Erden, Herr Sand, das will mir, seit ich den Befehl erhalten, nicht mehr aus dem Sinn."

„Gewiß," erwiderte Sand, „Sie haben Schweres morgen vor, fast schwerer ist's, als das, was man von mir wird fordern. Aber nur Mut, wir tuen beide unsere Pflicht. Ich wollte Sie nur noch um eines bitten. Ich weiß, man schneidet den Verbrechern gern die Haare ab. Hier, diese Locken möcht' ich nicht verlieren."

„Es ist nicht deswegen," entgegnete der Scharfrichter, „lassen Sie mich nur ein paar Locken für Ihre Mutter wegnehmen."

„Gut, das tun Sie," sagte Sand, „im übrigen denken Sie nicht mehr an Karl Sand, dem Sie das Leben lassen möchten, sondern immer an den Menschen, der gern und freudig stirbt. Und sollten Sie mich wankend finden, dann sagen Sie mir leise aber deutlich den Namen „Sand" ins Ohr.

Und nun, Herr Widemann, ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind und auch für die Mühe, die Sie morgen mit mir haben werden. Sie werden Ihre Pflicht tun, ich die meine, und Gott wird mit uns sein; er wird uns stärken!"

Mit dieſen Worten ſchüttelte er dem Scharfrichter gleich einem treuen Freunde kräftig die Hand und entließ ihn mit freundlichem, huldvollem Lächeln. — — — —

Inzwiſchen war es Abend geworden. Die Sonne warf ihre blutigroten Strahlen durchs kleine Fenſter der Zelle hinein auf die Lagerſtätte Sands und legte einen milden Schein ums bleiche Haupt des Leidenden, der ſeine müden Augen ſanft zum letzten Schlummer ſchloß.

Der letzte Gang.

Ein lichter, ſchöner Maienmorgen war es. Aus allen Zweigen brach das friſche Grün. Maiblumen, Anemonen regten ihre Köpfchen. Der Flieder blühte ſtill am grünen Hag. Die Lerche ſchwang ſich jauchzend himmelan, und aus dem Buſch ertönte Amſelſchlag und Nachtigallenſang, als Ludwig Sand zum Sterben ſich bereitete.

In aller Frühe wurde er geweckt — — — zum letzten Gang.

Wie einſt die Helden in dem alten Rom ſich ihre Leiber wuſchen, wenn ſie ins Treffen gingen, ſo tat auch er. Bald war ſein Haar geordnet und er angekleidet.

Um 4 Uhr morgens brachten drei Geiſtliche ihm die Kunde, daß er nach Ablauf einer Stunde vor ſeinem himmliſchen Richter ſtehe, da die Hinrichtung bereits um 5 Uhr vor ſich gehen werde. Auf die Frage, ob er ohne Groll aus dieſem Leben ſcheide und zum Sterben wohl bereitet ſei, antwortete er mit feſter, kräftiger Stimme: „Ich bin mit meinem Gewiſſen ganz im reinen; ich trage keinen Groll im Herzen und bin bereit zu ſterben.“

Darauf beteten die Geiſtlichen mit ihm. Als ſie geendet hatten, leuchteten die Augen Sands, und von ſeinen Lippen tönt es ernſt und feierlich wie ein Gebet: „Alles Irdiſche iſt vollendet, und das Himmliſche geht auf.“

Drunten auf der Straße war es inzwischen lebendig geworden. Eine große Menge Volks war aus allen Gegenden herbeigeströmt, der Hinrichtung beizuwohnen. Tiefe Wehmut lag auf den Gesichtern, und warme Teilnahme sprach aus Wort und Blick.

Die gebildeteren Bewohner Mannheims bekundeten lange schon ein lebhaftes Interesse für das Schicksal des unglücklichen Jünglings. Sie verzichteten gerne darauf, Zeuge des traurigen Vorgangs sein zu dürfen. Die meisten verließen am Tage der Hinrichtung die Stadt. Viele schlossen sich, dem Beispiel der Heidelberger Studenten folgend, in die Häuser ein und ließen sich den ganzen Tag mit keinem Auge blicken.

Die Gerichtskommission bemühte sich vergebens, in Mannheim eine Kutsche zu erhalten, um Sand darin nach dem Richtplatz zu verbringen. Es war in der ganzen Stadt nicht eine aufzutreiben. Alle Bürger weigerten sich, zu diesem traurigen Zwecke ihr Gefährt zu geben. Man mußte in Heidelberg nun auf die Suche gehen. Es dauerte hier auch lang genug, bis endlich eine Kutsche zur Verfügung stand.

Die Uhr vom Turme der Konkordienkirche schlug gerade fünf, als knarrend das große, eiserne Hoftor des Zuchthauses sich auftat, und der Wagen mit dem Verurteilten unter militärischer Bewachung herausfuhr. Zu beiden Seiten des Gefährts, in dem Sand saß, gingen zwei Zuchtmeister in Trauerfloren. Im folgenden Wagen fuhren hohe Stadtbeamte. Sand, in altdeutscher Tracht mit einem schwarzen Rock und weißen Beinkleidern angetan, saß halb zurückgelehnt im Wagen. Sein Haupt war unbedeckt; eine rote Weste umhüllte die wunde, kranke Brust. Sein Gesicht war leidend, seine Stimme frei und offen. Schwere Leiden hatten den letzten Zug von jugendlicher Schönheit aus seinem Antlitz weggewischt.

Beim Anblick Sands brach die Menge in ein lautes Schluchzen aus. „Gott stärke mich!“ sprach er leise vor sich hin, als er die Menschen alle weinen sah.

In wenigen Minuten war der Zug am Heidelberger Tor, da wo jetzt der Wasserturm steht, auf einer Wiese angelangt. Hier

war das Blutgerüst zuvor errichtet worden. Zwölfhundert Mann der Infanterie umstanden es im Viereck. Als Sand die Stätte sah, an der er sterben sollte, lächelte er sanft und sprach zu seinem Begleiter: „Bis hierher hat mich Gott gestärkt."

Geführt von zwei Gerichtsbeamten bestieg er langsam, aber festen Schritts das hohe Blutgerüst. Oben angelangt, bat er, ihn doch ja zu stützen, wenn er wanken sollte. — — — —

Er wankte nicht. — — — — —

Wie zum feierlichen Schwur erhob er seine Rechte und rief mit lauter Stimme stolz dem Volke zu: „Ich hab' geschworen, meinem Vaterlande treu zu sein, ich hab's gehalten bis zu meinem Tod."

„Sand, was haben Sie versprochen?" unterbrach man ihn. — Sand schwieg stille. — — — — —

Man band ihm nun die Hände auf den Rücken und legte eine weiße Binde ihm um seine Augen. Feierlicher Ernst und tiefes Schweigen umgab die schauerliche Stätte, als der Scharfrichter mit dem langen, schwarzen Talar angetan, den Schurzläufer aus Biber über die Schultern gelegt, das lange, breite Schwert unter dem Rocke vorziehend, sich langsam dem Inquisiten näherte.

Da trat der Oberste des Gerichtshofs vor den Angeklagten und rief mit lauter, kräftiger Stimme: „Sand, Euer Leben ist verwirkt. Gott sei Eurer armen Seele gnädig!"

Der Stab, den er in seinen Händen trug, ward über Sand gebrochen. Ein Zeichen — — — — Trommelwirbel — — — — dann ein dumpfer Fall — — — Sand war gerichtet. — — — —

Ernst und schweigend, tiefbewegt im Herzen kehrte die Menge von dem Richtplatz heim. Aus allen Mienen sprach verborgene Trauer und verhaltener Schmerz.

Auf dem nahen Kirchhof (dem lutherischen, wo jetzt das Quadrat Q 7 und P 7 steht) hat man den Leichnam Sands noch in derselben Nacht unter militärischer Bedeckung der Erde übergeben. — — — — —

Den Tag darauf ward's ſtille um des Toten Hügel. Doch als der Abendſtern am Himmel droben aufging und linde Maienlüfte ſachte durch die düſteren Cypreſſen rauſchten, da tönte Sang und Hörnerklang ganz leiſe durch die ſtille Maiennacht, und treue Hände ſtreuten Roſen auf ſein frühes Grab.

Sands Grab auf dem Friedhof zu Mannheim.

Aus dem Leben eines alten Rheinschiffers.

Das Geburtstagskind.

Es war ein kalter Winterabend. In der niedern, dunkeln Stube saß Bartel, der alte Rheinschiffer, am Fenster und schaute sinnend dem wilden Spiel der tanzenden Flocken zu. Neben ihm im großen Lehnstuhl ruhte die Alte im silberweißen Haar, die Hände müde in den Schoß gelegt, die Augen halb geschlossen. Das war sie, die er einst vor fünfzig Jahren als junge, hübsche Braut zum Altar geführt hatte. Jetzt war ein alt' und bucklig' Weiblein aus ihr geworden, das der Jahre volle fünfundsiebenzig schon auf dem Rücken hatte, aber doch noch recht frisch und munter aussah.

Eben war die Alte aus ihrem Halbschlummer aufgewacht und im Begriff, ein Licht anzuzünden, als plötzlich draußen im Hausgang schwere Mannesschritte hörbar wurden. Bartel schaute nach. Zwei Männer im dicken Mantel gehüllt, standen an der Haustür und schüttelten den Schnee von Schuh und Kleid. Bartel erkannte sie sofort.

„Seid ihr es, Vetter Klaus und Jörg?" rief voll Freude der alte Schiffer, indem er die Stubentür öffnete, „ihr bringt heut' gar zu schlechtes Wetter mit. Wo habt ihr euere Weiber und die Kinder?"

„Die sind in der Kirche, Bartel, sie kommen alle, wenn sie aus ist," erwiderte der Vetter Klaus und begrüßte Bartels Weib, die alte Marianne, die ihm entgegenkam.

„Habt wohl ein Schläfchen gemacht, Gevatterin?“ redete er die Frau an, „seh's Euch an Euern Augen an.“

„Ja freilich,“ entgegnete diese, „ich bin so müd; die Beine wollen nicht mehr recht und frieren tut mich's in der warmen Stube. Wird man halt älter, wird man immer kälter.“

„Das ist gerade recht,“ versetzte der Jörg, ihr Sohn, „hier, Mutter, hab' ich Euch und unserm Vater zwei Flaschen guten, alten Roten mitgebracht. Den laßt Euch schmecken, wer weiß, wer nächstes Jahr noch auf der Welt ist. Heut' hat der Vater ja Geburtstag, der muß gefeiert werden.“

Bei diesen Worten zog er zwei große Flaschen Traminer aus seinen Manteltaschen und beglückwünschte den Vater, der über die Aufmerksamkeit seines Sohnes sichtlich erfreut war.

Kaum aber waren die beiden, Klaus und Jörg, an dem großen Tische niedergesessen, als auch schon die hellen Stimmen fröhlicher Kinder draußen von der Straße her in den Hausgang drangen.

Es waren die Enkel des alten Bartel. Sie hatten sich auf dem Wege von der Kirche mit Schneeballen geworfen und stürmten außer Atem und ganz durchnäßt in die Stube herein, gefolgt von ihren Müttern.

„Vater, der Valentin hat mir einen Schneeballen ins Genick geworfen; mir läuft's ganz kalt den Buckel hinunter,“ sagte der kleine Jean, ein munterer, elfjähriger Junge, mit weinerlicher Stimme.

„Laßt mich in Ruh' mit euerm ewigen Gezerre, ich will's nicht untersuchen, wer die Schuld trägt,“ sagte Jörg, „du bist auch keiner von den Brävsten, Jean; dorthin zum Großvater und ihm schön gratuliert, er hat heut' seinen Geburtstag.“

Etwas schmollend zog sich der kleine Jean in die Ecke am Ofen zurück, wo der Großvater saß und beglückwünschte ihn auf die herzlichste Weise. Dieser schloß seinen Liebling zärtlich in die Arme, fuhr ihm mit der Hand über seine nassen, kalten Wangen und sagte zur alten Magd, die eben in die Stube trat: „Lene,

ſtell' den Kaffee auf und bringe den großen Zimtkuchen herein, daß unſerm Jean die Schneeballen nicht mehr weh tun!"

Die alte Lene tat, wie ſie geheißen wurde. Bald ſtand die dampfende Kaffeekanne auf dem Tiſch, und die Kinder ſaßen in fröhlicher Runde um den mächtigen Kuchen herum, der gar zu verlockend ausſah. Die Männer hatten auch ihre Gläſer vor ſich ſtehen und taten ſich gütlich an dem guten Roten, den der Jörg zur Feier des Tages geſtiftet hatte. So verbrachte man einige Zeit in fröhlichem Geplauder.

Jean war nicht mehr von des Großvaters Seite gewichen. Immer und immer ſchaute er fragend zu ihm hinüber. Bartel ſah's ihm an, daß er wieder einmal etwas auf dem Herzen hatte, aber aus Angſt vor ſeinem Vater damit nicht recht herausrücken wollte. Kaum war Jean mit Eſſen fertig, da zog er den alten Großvater ſchmeichelnd zu ſich herunter und flüſterte ihm ganz leiſe ins Ohr: „Geh, Großvater, erzählt uns doch etwas aus Euerm Leben! Ihr ſeid doch auch in die Schule gegangen und Soldat geweſen."

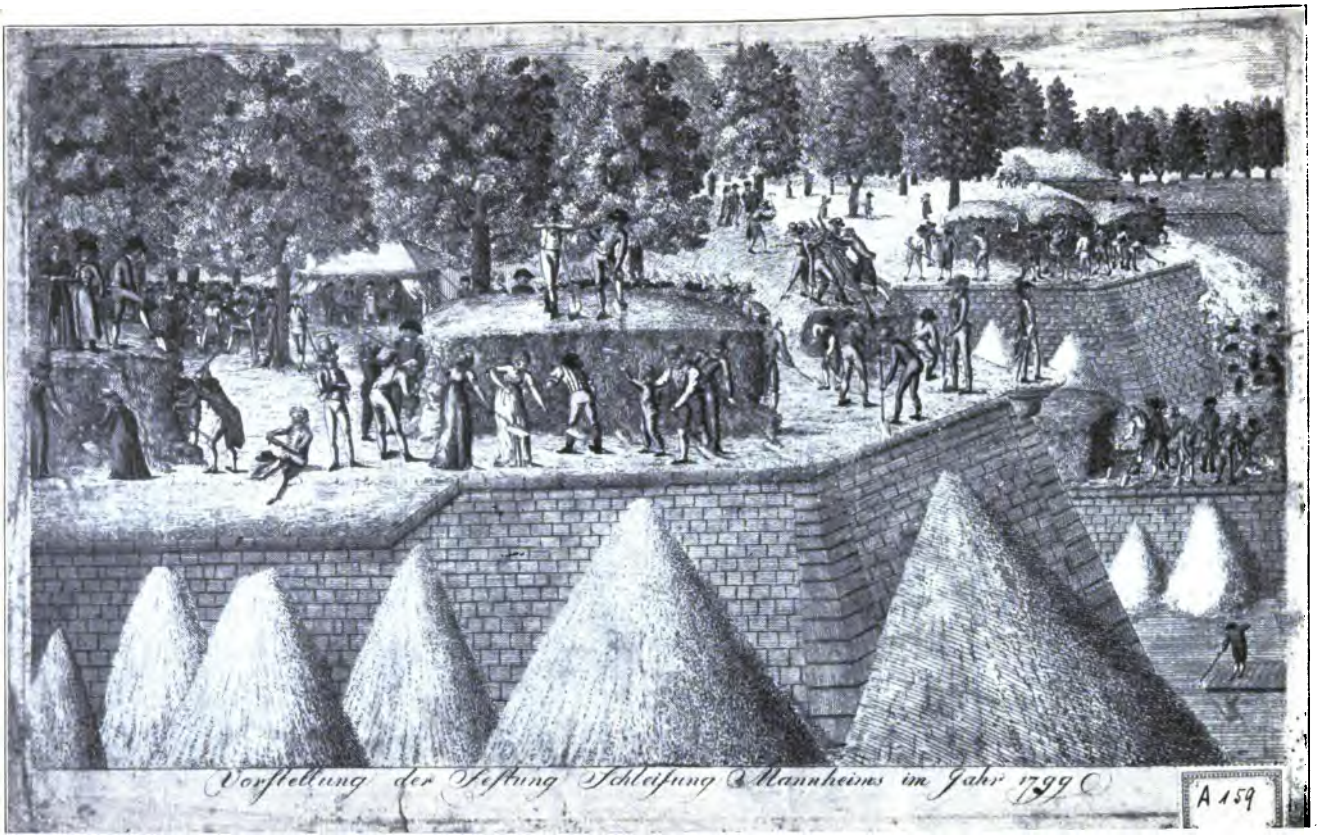
Wenn der alte Schiffer ſeinem kleinen Enkel bei einer ſolchen Bitte in ſeine tiefblauen Augen ſchaute, da ging ihm allemal das Herz auf, und er wurde jung wie ein Adler und wieder fröhlich wie einſt in ſeligen Kindertagen. Er konnte dieſem innern Drange nicht widerſtehen, und ſo erfüllte er denn gerne die Bitte ſeines kleinen Enkels.

Jetzt aber leuchteten die Augen der Jungen; ſie rückten näher und näher an den Großvater heran, und mit einem Male ward es in der Stube ſtille wie in der Kirche, als der Alte folgendermaßen zu erzählen anhub:

„Wenn ich zurückſchau' auf mein Leben, ſo kommt mir's vor, wie wenn es erſt geſtern geweſen wäre,

Als ich zur Schule ging.

Unſer Lehrer war der alte Reinoldt, ein langer, hagerer Mann mit einer großen Glatze und einer ſchwarzen, runden Horn-


Vorstellung der Festung Schleifung Mannheims im Jahr 1799
A 159

Brille auf der Nase. Solang' mir's denkt, war er der Briefbot' gewesen, hat Zeitungen und Briefe sortiert, während wir nebenan die Buchstaben zusammensetzten. Jedes Kind hat zur Winterszeit täglich ein Scheitlein Holz zur Schule bringen müssen zum Einheizen und alle Woche zwei Kreuzer fürs Lernen. Wer auch das Schreiben hat mitmachen wollen, hat drei Kreuzer die Woche bezahlen müssen. Den Sommer hindurch war die Schul' in der Regel geschlossen."

„Da habt Ihr aber nicht sehr viel gelernt, Großvater," fiel der älteste Sohn des Jörg, der Valentin, in etwas geringschätzigem Tone dazwischen.

„Nur gemach, Bub," erwiderte ihm der Alte, „wir haben mehr gekönnt wie ihr. Unser Lehrer hat eine scharfe Zucht gehabt. Wer seine Lektion nicht hat in aller Ordnung aufsagen können, dem war eine gehörige Tracht von denen, die nichts kosten, sicher. Damals hat's aber auch noch nicht gleich Klag' und Verleumdung bei Rat und Pfarrer abgesetzt wie heutzutag', wo jeder, dem man etwas unsanft ans Ohr kommt, gleich zu Vogt und Bürgermeister springt." [28]

„Habt Ihr damals auch schon so Bücher gehabt wie wir?" fragte der kleine Jean hierauf in kindlicher Neugierde.

„Ei, gewiß, mein Lieber," war die Antwort des Alten, „freilich, von so viel Büchern, wie ihr sie heute habt, wußte man damals noch nichts. Damit ist kein großer Luxus getrieben worden. Der Katechismus, das Namenbüchlein, das war alles; aber wie gesagt, gelernt haben wir desweg' doch etwas. Ist's nicht wahr, Vetter Klaus?" [28]

„Und ob!" erwiderte dieser, „das Vaterunser und den heiligen Glauben und die zehn Gebote hätt' ich im Schlaf herunterſagen können, wenn man's von mir verlangt hätt', so sicher war ich drin. Die Bücher machen von allein noch lange nicht gescheit, man muß sich selber auf die Hosen setzen und gehörig lernen. Bücher gab es damals überhaupt ganz wenig in den Häusern. Die Leute hatten keine Zeit und keine Lust zum Lesen. Es waren harte, kriegerische Zeiten mit viel Durchmärsch' und mit Ein-

quartierung. Da hielt man sich an das Gebetbuch und Gesangbuch. Allenfalls griff man noch zum Kalender, so man einen hatte. Heute ist es freilich anders. Ihr habt gut reden, ihr Jungen. Wir schreiben heute 1825. Das Land ist frei vom Druck Napoleons. Wir stehen heute

Unter anderm Scepter.

Die fürchterlichen Kriege, die unser Volk um Hab und Gut gebracht haben, sind gottlob zu Ende. Wer jene Zeiten hat erleben müssen, der weiß zu schätzen, was er heute hat.

Im Jahre 1803 ist Mannheim badisch worden. Karl Friedrich, der Markgraf, hat das Scepter in die Hand genommen. Das war ein Glück für unser Land. Er war ein Vater seinem Volke. Was er dem Lande Gutes tat, das wußte damals jedes Kind. Daß ihr heut' vor der dampfenden Kartoffelschüssel sitzt, das habt ihr diesem Fürsten zu verdanken. Er hat die Kartoffel bei uns eingeführt. Für Vieh und Futter sorgte er, und an dem Obst- und Weinbau war ihm viel gelegen. Der Bauer hatte damals wieder Geld im Beutel.

Ein guter Schulsack freilich ging dem Fürsten über alles. Drum sorgte er für gute Schulen draußen auf dem platten Lande und drinnen in der Stadt.

Dem Schifferstand, dem Handel und dem Handwerk war er stets gewogen. Die Zölle, das Oktroi und auch die Gildeordnung hob er auf und sprach die Leute frei von Frond und Zehnt, von Leib und Leben.

Da war's kein Wunder mehr, wenn Mannheim freudigen Herzens ihm die Tore öffnete. Ich seh' ihn noch wie heute vor mir stehen, wie er des Nachmittags um halber vier am Heidelberger Tor von unserm Stadtdirektor Rupprecht feierlich empfangen wurde, und wie er, von einer Abteilung der bürgerlichen Reiterei begleitet, seinen Einzug in die Stadt hielt.

Fünf volle Tage blieb er damals hier. Feste über Feste wurden gefeiert. Die Schuljugend zog huldigend an ihm vorüber. Euer Vater, der war damals auch dabei, gelt Jörg?"

(S. 237)

Karl Friedrich, der Gesegnete,
Markgraf, Kurfürst und Großherzog von Baden.

„Ich weiß es noch ganz gut," erwiderte dieser, „was damals für ein Leben hier in unsern Mauern war. Von allen Seiten kamen die Leute herbeigeströmt. Feste und Theateraufführungen wurden ihm zu Ehren abgehalten. Das Rathaus war beleuchtet, und in der Halle desselben prangte ein Bild des Fürsten, ein Transparent mit der Inschrift: „Sein Zweck ist Bürgerglück! So war es auch."

„Jawohl, so war es," wiederholte Klaus und fuhr in seiner Erzählung ernsthaft weiter fort. „Was Karl Friedrich versprochen, das hat er auch gehalten. So lange er am Ruder war, war Wohlstand da. 'S ist wirklich wahr geworden, was der Pfarrer Leibnitz drunten in der Trinitatiskirche beim Festgottesdienst gesagt: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein." — — —

Gevatter Klaus hatte sich so in die Begeisterung hineingeredet, daß er unwillkürlich das vor ihm stehende Glas ergriff, mit Bartel, seinem alten Jugendfreunde anstieß und einen kräftigen Schluck trank zu Ehren des ersten badischen Regenten, indem er rief: „Bartel, stoß' mit mir an! Karl Friedrich ist unser Mann."

„Eins aber hast vergessen, Klaus," fügte der alte Bartel hinzu, als er sein Glas niedersetzte und sich mit dem großen, roten Sacktuch den Mund abwischte, „nicht alle haben sich damals so gefreut wie wir. Die Bayern haben „sakrisch" gewütet, als sie die Städte Mannheim und Heidelberg hergeben mußten."

Klaus nickte zustimmend mit dem Kopfe und erwiderte: „Nun, Bartel, das wäre dir gerade so gegangen. Ein Glied abnehmen, tut halt weh. Das haben die Bayern spüren müssen. Sie haben's drum auch kaum verschmerzen können, und ohne Streit ging's deshalb auch nicht ab.

Ich habe damals oft erzählen hören, wie sie die reichen Kunstschätze, die im Schloß drinnen aufbewahrt waren, bei Nacht und Nebel, mir nichts, dir nichts, zusammenpacken ließen, um sie nach München zu schleppen. Als die Badischen dann davon Wind bekamen, suchten sie die Wegbringung zu verhindern, indem sie zwei Soldaten als Wache vor die Türe stellten.

„Ja, sagt einmal Gevatter Klaus," unterbrach ihn Jörg, „haben sich denn die Bayern das ohne weiteres gefallen lassen? Sie hatten doch jedenfalls ein Recht auf diese Schätze?"

„Beileibe nicht, die waren nur erzürnt, weil sie das schöne Land verloren," entgegnete Klaus, „der Kurfürst Max hat gleich mit Krieg gedroht. Unser guter Karl Friedrich, friedfertig wie er war, überließ die ganze Sammlung den Bayern und entschuldigte sich noch obendrein damit, es sei ihm im Gewirre einer arbeitsvollen Nacht diese Irrung „unterloffen". „Ein Krieg um Kunst," hat er wohl bei sich selbst gedacht, „das fehlt gerade noch, der Kriegswirren sind genug gewesen." [2]

„Ein solcher Mann hätt' wahrlich länger leben sollen," setzte Bartel hinzu, „ich schwör's euch, 's stünd' noch besser um die badische Pfalz. Er wollte halt nichts anderes, als seine Untertanen glücklich sehen. Das zu erlangen, war ihm kein Preis zu hoch. Die Festungswerke stünden heute noch, und uns drückten heute noch die Demolitionsabgaben (Schleifungssteuern), wenn er nicht 90 000 Gulden aus freien Stücken hergegeben hätte." — —

„Das war doch aber gar zu schade," fiel der kleine Jean in seiner kindlichen Einfalt dazwischen, „Mannheim muß als Festung doch recht schön gewesen sein. Wie viele wären froh, sie hätten eine."

Der Großvater lachte über die drollige Meinung seines Enkels und erwiderte gelassen: „Weißt, Jean, eine Festung ist ja wohl recht schön als Spielzeug; aber wenn du wüßtest, welches Unglück diese Wälle, diese Werke über unsere Stadt gebracht haben, du würdest es verstehen, daß man sie frohen Herzens niederlegt. Mit solchem Eifer, solcher Freude hab' ich in meinem ganzen langen Leben noch keine Arbeit verrichten sehen als da, wo die Mannheimer Bürger ihre Festungswerke schleiften. Noch heute klingt das Lied mir in den Ohren, das dabei gesungen wurde, und von dem einige Verse lauten:

Länger sollen diese Wälle,
Diese Mauern nicht mehr stehen;
Durch sie nie mehr unserer Enkel
Lebensfreuden untergehen.

238.

Die alte Caserne. La vielle Caserne.

Laßt uns fern von feiger Ruhe
Mit gestähltem Arm den Sand,
Der uns so viel Leiden brachte,
Stürzen von der Mauern Rand.

Laßt nicht euern Mut erkalten!
Nein! der Pfälzer tändelt nicht;
Nein, wir sind nicht feige Seelen.
Heilig ist die Bürgerpflicht.

Nie erlösche dieses Feuer
In des edlen Pfälzers Brust;
Brüder! nur erfüllter Pflichten
Hochgefühl sei euere Lust!

Brüder, reichet euch die Hände!
Schwöret: Teutsch und brav zu sein!
Schwört! das Vaterland zu lieben,
Ihm nur jede Kraft zu weih'n!

Klaus war inzwischen vom Stuhl aufgestanden und eine Weile langsam im Zimmer auf- und abgegangen, da sich bei ihm infolge des langen Sitzens alte Schmerzen einstellten. Dabei fiel sein Blick auf ein altes Bild, das über der Kommode hing. Er nahm es mit Erlaubnis der alten Marianne herunter und zeigte es den Kindern, die es mit großem Wohlgefallen lange Zeit betrachteten.

„Seht, Kinder! Das ist er jetzt, Karl Friedrich, den das Volk den Gesegneten genannt hat. Schade, daß er nur noch ein paar Jährlein hat mitmachen dürfen. Schon im Jahre 1811 ist er gestorben.

Kaum war er tot, da ging der Tanz von neuem los. Da fing Napoleon mit Rußland an. Die Badischen mußten mit, ob sie wollten oder nicht. Wehe dem, der da zurückgeblieben wäre. Spione sind genug herumgelaufen. Du wirst dich noch erinnern, Bartel, wie sie des Kappenmachers Fritz, den einzigen Sohn, der sich nicht stellen wollte, tagelang in allen Schlupfwinkeln suchten."

„Ob ich mich daran noch erinnere?“, erwiderte Bartel, indem er sich stolz aufrichtete, „ich war ja g'rad dabei, wie sie den Deserteur verhafteten.“

„Gottlob,“ fuhr Klaus d'rauf fort, „die Herrlichkeit Napoleons hat zum Glücke nimmer lang gewährt. Ein Jahr darauf haben sie ihm gründlich den Meister gezeigt und ihn samt seinem Heer zum Land hinausgejagt und ihn verfolgt hinein bis nach Paris.

Das waren harte Zeiten für unsere Vaterstadt. Mit viel Durchmärsch' und mit Einquartierung waren wir geplagt. Der zweite Mann, der einem damals auf der Straße begegnete, war ein Soldat. Wer wollte sie auch alle zählen, die Tausende und Abertausende, die hier durchmarschierten!

Russen waren besonders viele da. Im Quadrat L 8 standen ihre Pferde im Kosakenstall, und darnach ist die Straße, die dort vorüberzieht, auch Kosakenstraße genannt worden. Wir waren herzlich froh, als wir sie los hatten. Die Straßen und die öffentlichen Plätze lagen voller Scherben, voller Unrat, als sie gingen.

Die Stadt hat damals aber auch manches hohe und gekrönte Haupt in seinen Mauern beherbergt. Der König von Preußen mit dem Prinzen Wilhelm (dem späteren Kaiser Wilhelm I.), der Kaiser von Rußland und von Österreich, und noch viele andere hohe Fürstlichkeiten zogen damals durch die Straßen. Jean, da hättest du Uniformen, Waffen, Fahnen sehen können nach schönster Art.“

„Ich hätt' was drum gegeben, Vetter Klaus, wenn ich damals schon auf der Welt gewesen wäre; ich glaub', ich wäre nicht mehr von der Straße weggekommen,“ entgegnete der kleine Soldatenschwärmer und setzte fragend hinzu: „Was haben diese Fürsten alle hier getan, was wollten sie denn eigentlich?“

„Sie wollten allesamt mit ihren Heeren übern Rhein nach Frankreich hinein,“ antwortete Klaus. „Das war leichter gesagt, als getan.“

Jenseits des Rheines und dann im Friesenheimer Walde lagerten hinter festen Schanzen immer noch Franzosen. Die mußten erst vertrieben sein, ehe man daran denken konnte, eine feste Brücke übern Rhein zu schlagen.

(S. 239) Der Rheinübergang am 1. Januar 1814 unter Führung des kaiserlich russischen Generals von Sacken.

Das Land davon zu säubern war unsern Mannheimer Schiffern vorbehalten. Die besorgten's, sag' ich euch, aber gründlich. Gelt, Bartel, du warst dort dabei, du hast's mit eigenen Augen angesehen, wie die Herren Franzosen bei Nacht und Nebel wie aufgescheuchtes Wild aus ihren Schanzen flohen und das Weite suchten. Den Tag hast du gewiß noch nicht vergessen, erzähl' einmal, wie wacker sich die Schiffer hielten, und wie sie noch zuletzt das Feld behaupteten!"

Ein Kampf zu Wasser.

„So lang mir's denkt, war so etwas bei uns zu Mannheim nicht geschehen," sagte der alte Bartel und füllte den großen Ulmerkopf seiner langen Pfeife von neuem mit einer Hand voll „schwarzem Ritter". „Im Neckar war eine „furchtbare" Flottille aufgestellt. Man sah sie kaum. Sie war in dichten Nebel gehüllt. Das war nun aber gerade das große Glück. Unbemerkt konnten die Schiffe sich dem Feinde nähern. Da sie dazu noch recht geräuschlos fuhren, so kamen sie hinab zum Rhein mitten unter die feindlichen Kanonen, ohne daß der Feind nur auf Pistolenschußweite ihrer gewahr wurden.

Wenige Minuten darnach nahm ein hartnäckiges Gefecht seinen Anfang. Die Unsrigen blieben Sieger. Mehrere Brave verloren zwar dabei ihr Leben; aber der Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen auf Feindes Seite war weit größer.

Um $7^1/_4$ Uhr des Morgens waren die Schanzen allesamt erstürmt. Vierzigtausend Mann erwarteten die Aufstellung der Brücke über'n Rhein. Um fünf Uhr abends war diese schon fix und fertig, und nun sah man Korps um Korps mit Wagen und Kanonen unter der Führung des russischen Generals von Sacken über die Brücke ziehen.

Was die Mannheimer Schiffer in jenen Tagen geleistet haben, davon hat man noch lange Zeit darnach gesprochen. Als der Nachfolger Karl Friedrichs, der Großherzog Karl, erfuhr, wie die Mannheimer Schiffer sich tapfer schlugen, da verlieh er allen

denen, die ſich durch Mut und Ausdauer beſonders ausgezeichnet hatten, die goldene Medaille.

Es ſind noch etliche davon am Leben: der Zöller Johann und der Karl und Melchior, ihr kennt ſie alle, die waren dort dabei. Fang' einer einmal an mit ihnen von 1814, die ſagen's ihm, wie man ſich tapfer ſchlägt. Reſpekt vor ihnen! Solche Leute, die ſind ſelten." — — — —

Der alte Bartel war durch das beſtändige Sprechen ganz heiſer geworden. Ein lang andauernder Huſten zwang ihn, die Unterhaltung abzubrechen.

„Ich ſag's ja," ſprach ſeine Frau, die alte Marianne, „wenn er einmal im rechten Fahrwaſſer iſt, dann kommt er zu keinem Ende mehr. So ruiniert man ſeine Geſundheit. Hört mir endlich auf mit dem ewigen Erzählen von den alten Zeiten! Denkt doch auch einmal vorwärts, an den Tod, ans Sterben! Wie lange wird's noch währen, dann ſchwindet alles das aus Herz und Sinn für immer! Für heute iſt's einmal genug! Die Kinder müſſen morgen ins Geſchäft und in die Schule. Da heißt es wieder: die Hand ans Werk, das Herz am rechten Fleck." — — — —

Eine Weile war es darauf ſtill, ſei es, daß die energiſche Einſprache der Alten Eindruck gemacht hatte, oder daß ſie alle noch den Worten der Erzähler nachhingen.

Item Klaus ſchaute nach der Uhr, die eben zum vollen Schlage aushub.

„'S iſt zehn Uhr, Kinder, kommt, wir müſſen gehen! Morgen um ſechs, da heißt es wieder aus den Federn. Der Großvater wird euch ein ander' Mal noch mehr erzählen."

Nach dieſen Worten verabſchiedete ſich der Beſuch von dem alten Bartel und ſeiner launiſchen Alten und ſchritt ſchweigend durch die kalte, ſternenhelle Winternacht ſeiner ſtillen Behauſung zu.

In der Stube des alten Rheinſchiffers aber herrſchte tiefe Stille. Die großen Bleigewichte der alten Wanduhr näherten ſich mehr und mehr dem Boden, und das lange Pendel tickte langſam und langſamer, als ob es ſtehen bleiben wolle.

Das Öl in der Lampe war auch ausgegangen und der Docht heruntergebrannt. Sinnend ſchaute der Alte dem verlöſchenden Lichte zu, das, noch ein paar Mal hell aufflackernd, den letzten Kampf kämpfte.

Es währte nicht mehr lange, da war der letzte Schimmer ſanft verglüht, und finſtere Nacht umgab das Lager des alten Schiffers, der, in liebliche Träume gewiegt, der Morgenſonne froh entgegenſchlummerte.

Aus Hebels letzten Lebenstagen.

Sein letzter Brief

(an den Lyceumsdirektor F. A. Nüßlin in Mannheim).

Verehrteſter, teuerſter Herr Hofrat und Freund!

Ich werde, verehrter und teuerſter Herr Hofrat und Freund, auf den Sonntag Abend in Mannheim ankommen. Billig ſollte ich Anſtand nehmen, Ihr gaſtfreundliches Haus abermals mit meiner Einquartierung zu belegen. Ich ſollte vielleicht ſogar einem andern Anſtand, den man mir unter die Augen rücken wollte, eine ernſthaftere Erwägung widmen. Aber wie kann ich Ihrer abermaligen liebevollen Einladung widerſtehen, wie kann ich, laſſen Sie mich ſo eigennützig ſprechen als ich bin, den köſtlichen Stunden entſagen, die mir jedesmal in der lieben Umgebung Ihres Hauſes zuteil werden. Ich komme zu Ihnen, aber ich rechne auf die Gewährung einer wiederholten Bitte, auf die ſüßeſte die mir widerfahren kann, daß ich etwas Fremdes in Ihrem Hauſe ſei, wo es ſo gut iſt, einheimiſch zu ſein. Dieſes Glück wird ſelbſt etwas Balſamiſches für mich haben; denn ich komme diesmal — erſchrecken Sie nicht — in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch gottlob ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfnis von Kraftbrühen, zarten Gemüslein ꝛc., nur mit dem Bedürfnis des Stillebens unter einem freundlichen Dach. Doch mehreres alsdann, und jetzt nur noch den Ausdruck meiner herzlichen Verehrung Ihrer edlen Gattin und der aufrichtigſten Liebe

Ihres ergebenſten
Hebel.

Karlsruhe, den 6. September 1826.

Auf Charons Nachen.

Es war am 15. September des Jahres 1826. Die öffentlichen Prüfungen am Mannheimer Lyceum waren zu Ende, und die jungen angehenden Studenten saßen im Vollgefühl der Freude über das bestandene Examen hinter einem frischen Trunke und berieten miteinander, wie sie den Tag des Abschieds von Schule und Lehrer am würdigsten und zugleich am feierlichsten begehen könnten.

Allerhand Pläne wurden geschmiedet, und bald dieser, bald jener „Vorschlag zur Güte" eingebracht; aber immer noch war man nicht eines Sinnes geworden.

Da erhob sich der Älteste und Erste, der oben an der Tafel saß und den Vorsitz führte und schlug vor, nach gutem alten Studentenbrauch dem hochverehrten und vielgeliebten Schulrat Hebel und seinem intimen Freunde, Herrn Direktor Nüßlin, dessen Gast er ist, beim Scheine der Fackeln und unter den Klängen feierlicher Festmusik die gebührende Huldigung darzubringen.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Sofort wurde einer beauftragt, dem Direktor ihre Absicht mitzuteilen. Dieser saß gerade in seinem Arbeitszimmer und war eben damit beschäftigt, die Zeugnisse zur Entlassung zu unterzeichnen, als der Schüler eintrat und sein Anliegen ihm vortrug.

„Das ist ja recht schön und lobenswert von euch," sagte der Direktor, daß ihr dem trefflichen Mann in dieser erhebenden Weise eure Liebe und Verehrung bekunden wollt; allein so viel ich weiß, würdet ihr diesem einfachen und anspruchslosen Manne durch eine so geräuschvolle Huldigung mehr Verlegenheit als Freude bereiten. Ich mache euch darum einen andern Vorschlag. Professor Eisenlohr hat uns mit einer Gesellschaft befreundeter Herren und Damen für den Abend zu einer Wasserfahrt auf dem Rhein eingeladen. An der Stelle, wo der Neckar sich in den Rhein ergießt, könntet ihr nun mit einem Schiffe uns entgegenfahren und den verehrten Mann mit einigen Worten bewillkommnen."

„Eine Wasserfahrt auf festlich geschmücktem Schiffe, dazu noch um die Abendstunde — ein großartiger Gedanke," dachte der Jünger der Wissenschaft und sagte für sich und seine Kommilitonen sofort zu, wohl wissend, daß der Ausführung eines solchen Planes nichts im Wege stand.

Er hatte sich nicht getäuscht! Mit Freuden ergriffen seine Kameraden diesen Vorschlag und trafen sogleich die nötigen Vorkehrungen.

Der Abend war gekommen. Groß und schön stand die Sonne am Horizonte und warf ihre feurigen Strahlen auf die spiegelglatte Wasserfläche des ruhig dahinfließenden Stromes. Eben bog das Schiff, auf welchem Hebel mit seinen Freunden fuhr, aus dem Rheine in den Neckar ein, als plötzlich unter den Bäumen das festlich geschmückte und durch Musik belebte Boot der Lyceisten auftauchte und unter den Klängen der Nationalhymne auf Hebel zusteuerte.

Mit immer gespannterer Erwartung sah der teuere Mann das Schiff herankommen. Kaum hatten sich die Planken der beiden Fahrzeuge berührt, da trat eine Abordnung der Lyceisten unter Führung des Ältesten zu Hebel ins Schiff hinüber und brachte dem von allen hochgeehrten und vielgeliebten Greis in einer schwungvollen Ansprache ihre Huldigung dar. Ein kräftiges, weithinschallendes Hoch brauste mächtig durch die hehre Stille des Abends hin, als der Redner seine Ansprache beendet hatte. Die mit köstlichem Rheinwein gefüllten Gläser klangen hell und harmonisch zusammen, und die feierlichen Klänge der beiden in diesem Augenblick einfallenden Schiffskapellen mischten sich mit dem rauschenden Jubel der jungen Musensöhne, der wie gewaltiges Frühlingsstürmen über die schweigenden Wasser dahinbrauste.

Hebel, welcher infolge seines zunehmenden Leidens stumm und wortkarg geworden war, lebte jetzt von neuem auf.

Als er den jungen Leuten in ihr frisch blühendes Antlitz und in ihre von Dankbarkeit und Hoffnung leuchtenden Augen schaute, da wurde auch er wieder jung und froh wie einst in glücklichen Jugendtagen, und sein edles Angesicht verklärte sich zu einer

wunderbaren Heiterkeit. Sein alter Frohsinn und sein köstlicher Humor kam wieder, und er scherzte und lachte, daß sich alle daran ergötzten, die um ihn waren.

„Das ist einer der frohsten Tage meines Lebens," sagte er zu seinem Freunde Nüßlin, als die beiden Schiffe nebeneinander unter dem Klange der Hörner, Flöten und Clarinette stromaufwärts dem rechten Neckar-Ufer entlang fuhren.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Der Mond stand still und groß am Himmel und leuchtete den Feiernden freundlich auf ihrem Heimwege.

Leute, die noch bis zur einbrechenden Dunkelheit in den Neckargärten gearbeitet hatten, strebten eben müde und matt ihrer Behausung zu. Als Hebel diese bemerkte, sagte er zu seiner Umgebung: „Mir kommt's fast vor, als führen wir auf Charons Nachen über den Stix, und die Leute da drüben wären aus dem Leben geschiedene Schatten, welche Überfahrt begehrten."

„Scheint mir fast auch so," erwiderte eine alte, würdige Dame, eine Freundin Hebels, „wie lange wird es uns noch vergönnt sein, dieses Lebens uns zu freuen! Wie viele unserer Freunde, Herr Prälat, sind seit unserer letzten Begegnung von uns gegangen!"

„Wenn wir alt werden," sagte darauf Hebel, „so wandeln wir eben auf einem großen Kirchhof, glauben Sie mir, ich fühle das."

Trotz dieser ernsten Gedanken, die sich zeitweilig wie düstere Schatten über Hebels inneres Leben breiteten, blieb seine Stimmung im Grunde doch eine gehobene.

Unter fröhlichen Gesprächen, heiteren Scherzen und Grüßen von Schiff zu Schiff herüber und hinüber, kamen die Fahrzeuge wohlbehalten an der Landungsstelle an. Beim Aussteigen aus dem Schiffe nahm Hebel von seinen Schülern in rührender Weise Abschied.

„Ich danke euch allen recht herzlich dafür," sagte er, „daß ihr mir in so schöner Weise eure Liebe und Verehrung bekundet habt. Ich kann euch versichern, daß ich euch schon bei der Prüfung gerne gesehen habe. Eine größere Freude habt ihr mir aber auf

dem Schiffe heute abend dadurch gemacht, daß ihr in der fröhlichsten Munterkeit den Anstand nie verletzt habt."[37]

Mit diesen Worten schied er von ihnen. Keiner von den Schülern ahnte, daß dieser Händedruck der letzte und dieser Weggang ein Abschied für immer war.

Ein selig' End'.

Die ungezwungene Heiterkeit, die in diesen Stunden frohen Feierns über Hebels leidendem Angesicht wie heller Sonnenschein ausgegossen war, hielt zwar andern Tags noch an; sie war aber schließlich doch nichts anderes als das letzte Aufflackern des bald verlöschenden Lichtes.

Andern Tags machte sich die Krankheit wieder geltend. Infolge der Überanstrengung bei dem Feste der Wasserfahrt stellten sich die alten Magenbeschwerden von neuem heftiger ein. Hebel rüstete sich deshalb am 16. September zur Abreise nach Schwetzingen.

Hier hatte er einen alten, guten Freund, den er noch von Basel her kannte, den Gartendirektor Zeyher. Den wollte er rasch besuchen und dann von Schwetzingen aus noch die Prüfung am Heidelberger Lyceum vornehmen. Sein Freund Nüßlin aber wollte den ernsthaft Erkrankten nicht ziehen lassen.

„Bitte, lieber Herr Prälat, bleiben Sie doch noch einige Tage bei uns hier in Mannheim; in unserm Hause wird Ihnen die beste Pflege zuteil. Wir lassen Ihnen sofort einen Arzt rufen, wenn Sie es wünschen."

Hebel, der bisher mit großer Selbstbeherrschung die Schmerzen zu verbergen verstand, wollte immer noch nicht der Schwerkranke sein und lehnte trotz aller eindringlichen Zurede jede Hilfe dankend und höflich ab.

„Herzlichen Dank, teuerster Herr Hofrat," sagte er zu Direktor Nüßlin, „für Ihre geradezu rührende Liebe und Güte. Ich kenne

(S. 246)

Johann Peter Hebel,
geb. zu Basel am 16. Mai 1760, gest. am 22. Sept. 1826 auf einer Dienstreise in Schwetzingen.

aber meinen Zustand genau. Die Schmerzen dauern gewöhnlich einige Stunden, und darnach wird es wieder besser."

„Aber Ihr Unwohlsein könnte sich auf der Reise verschlimmern, Herr Prälat," entgegnete Nüßlin.

„Ich glaube doch nicht," erwiderte Hebel, „im Gegenteil hoffe ich durch das Fahren und durch einen Spaziergang im schönen Schwetzinger Schloßgarten die gewünschte Linderung zu erhalten.— Nun aber behüt' Sie Gott, nochmals recht herzlichen Dank! Diesmal haben wir nicht ein einziges Rätsel zusammen gemacht; es ist eben ein unfruchtbares Jahr eingetreten. Das Leben hat mich aber auch in diesem Jahre so ernst in Anspruch genommen, daß an keinen Scherz zu denken war." — — — —

Mit diesen Worten schied Hebel von seinem Freunde, ihm noch einmal recht herzlich die Hand drückend, als ob es ein Abschied wäre auf Nimmerwiedersehen.

Leidend kam Hebel in Schwetzingen an. Vor dem Hause seines Freundes, des Gartendirektors Zeyher, stieg er ab und wurde wie immer mit offenen Armen empfangen. Ein Spaziergang im Schloßgarten sollte ihm einige Linderung bringen. Sinnend und in ernstem Schweigen schritt er durch die belaubten Gänge und auf den einsamen Pfaden unter den mächtigen Baumkronen dahin. Blatt um Blatt löste sich im herbstlichen Wald und taumelte welk und träge zur Erde nieder. Wohin sein Blick sich wandte, überall empfing ihn ein Sterben und Vergehen und gemahnte ihn an sein eigenes nahes Ende.

Als er vom Spaziergang, der ihm die erhoffte Linderung nicht brachte, zurückgekehrt war, sagte er zu seinem Freunde Zeyher: „Heute habe ich so eigentlich die ersten Todesgedanken gehabt."

Die Schmerzen hatten nicht nachgelassen; sie traten im Gegenteil immer heftiger auf. Der Arzt wurde jetzt gerufen.

Als dieser am Morgen des 17. September an Hebels Lager kam und den Kranken nach seinem Befinden fragte, sagte dieser „Ich bedaure, Herr Doktor, Ihnen die Freude mit der Nachricht von meiner Besserung nicht machen zu können. Haben Sie,

bitte, mit mir ein wenig Geduld, wenn ich nichts als Klage vorzubringen habe."

Der Arzt, der von der liebevollen Freundlichkeit des Kranken aufs tiefste gerührt war, antwortete in aller Bescheidenheit „Bitte, Herr Prälat, darum habe ich Sie zu bitten. Haben Sie Geduld mit mir und mit den Schwächen meiner Kunst. Mir tut es leid, das dürfen Sie versichert sein, daß oft alles Wissen und alle Kunst weit hinter dem besten und freundlichsten Willen zurückbleibt."

Hebel war von dieser ebenso bescheidenen als freundlichen Antwort des Arztes im Innersten ergriffen, faßte traulich die Hand desselben und rief ihm in lateinischer Sprache die tröstlichen Worte zu:

„Nicht beständig vermag der Arzt dem Kranken zu helfen,
Und das Übel besiegt oft die erfahrene Kunst."

So blieb der Kranke denn fortwährend ruhig und standhaft, freundlich und geduldig bis ans Ende. Wenn die Schmerzen nachließen, kehrte zeitweise sogar die alte Fröhlichkeit wieder und Hebel gab launige Einfälle, heitere, scherzhafte Erzählungen zum besten.

Hart gegen sich, konnte er kaum bewogen werden, zu Bette zu gehen. Vertraut mit dem Übel, hielt er sich sogar für stark genug, in seinem höchst bedenklichen Zustande die Heimreise nach Karlsruhe anzutreten. Allein daraus wurde nichts.

Am 21. September gegen Mittag zwangen ihn heftig auftretende Fieberschauer, das Bett aufzusuchen. Sein von Karlsruhe herbeigerufener Hausarzt, der Geh. Hofrat Seubert, gab alle Hoffnung auf, als er den Kranken untersucht hatte.

Hebel ließ sich dadurch nicht im geringsten entmutigen. Die Leiden seines Körpers und der Gedanke an das nahe bevorstehende Ende störten die Ruhe seines Gemütes nicht. Freudigen Herzens empfing er seinen langersehnten, zurückkehrenden Gastfreund und versicherte diesem noch, daß er sich besser befinde.

Dem Großherzog Ludwig, der ihm seine Teilnahme kund tat, ließ er noch tief gerührt seinen innigsten Dank aussprechen.

Am Morgen des 22. September aber, als das Frührot durch die Dämmerung lohte, und die Bäume im nahen Schloßgarten in der Pracht ihrer herbstlichen Farben erstrahlten, da schloß der große Tote seine Augen zum letzten Schlummer. — — — —

Der Schmerz, der tagelang seinen kranken Körper durchwühlt hatte, vermochte die freundlichen Züge des Heimgegangenen nicht zu entstellen. Tiefer Friede lag über dem Antlitz des teuern Entschlafenen ausgebreitet.

In der Wohnung seines Freundes wurde die Leiche aufgebahrt inmitten herrlicher Blumenpracht. Eine stattliche Schar von Freunden und Verehrern strömten zu seinem Sarge, um dem vielgeliebten Manne noch einmal in sein freundliches Antlitz zu schauen.

Am 23. September morgens 11 Uhr wurden seine irdischen Überreste der Erde übergeben. Kirchenälteste von Schwetzingen trugen seinen Leichnam hinaus zur stillen Gemeinde der Toten auf den Friedhof. Ordenskreuz und Lorbeerkrone lagen auf seinem Sarge. In endlosem Zuge folgten die Leidtragenden aus Nah und Fern. Auf dem Friedhof wurde die Totenlade noch einmal geöffnet. Eine milde Septembersonne lächelte auf die bleichen, unentstellten Züge herab. Der Lorbeerkranz wurde in die grauen Locken des Toten gedrückt und der Sarg unter den Gesängen der Schuljugend und Gebeten der Umstehenden in die kühle Gruft versenkt.

Bald rollte dumpf und dumpfer Scholle auf Scholle, und ein stiller Hügel wölbte sich über einem Manne, von dem gesagt werden konnte: Er hat unser Volk lieb gehabt, und hat uns die Schule erbaut. — — — — —

Ein einfacher Denkstein, überschattet von einer Trauerweide, bezeichnet den Ort, wo seine Gebeine ruhen. Er gleicht jener trauten Stätte, die der Dichter in seinen biblischen Geschichten uns mit so viel Liebe gezeichnet hat: „Es ist eine schöne Grabstätte unter einem Baume, wie wenn ein müder Wandersmann unter

einem ſchattenreichen Baume Kühlung und Erquickung ſucht. E ſchläft ein Stündlein oder etwas, und ſteht alsdann wieder auf."

Hebel iſt, obgleich auch geſtorben, doch wieder auferſtande und lebt fort im Gedächtnis ſeines treuen und dankbaren Volkes, und welchem er einmal in ſtillen Feierſtunden als treuer Freund und Berater ſich naht, dem wird's heut' noch warm ums Herz, und er ſegnet ſein Andenken und ſpricht für ſich, wenn er das Buch zuſchlägt:

„Immer bleibet dir Name und Ehr' und ewiger Nachruhm."

Die erste Eisenbahn.

Im letzten Wagen

Ein Reiseabenteuer bei Eröffnung der ersten badischen Eisenbahn Mannheim–Heidelberg am 12. September 1840.

Der Herr Professor X. am Heidelberger Lyceum war ein gelehrtes Haus. Das wußte jeder, der ihn kannte und mit ihm verkehrte. Physik war sein Leibfach und Astronomie das Steckenpferd, das er täglich ritt. Darin war er aber auch beschlagen wie keiner und besaß in astronomischen Dingen ein so ansehnliches und gediegenes Wissen, daß der berühmte Sternseher und Wetterprophet Falb zu ihm hätte in die Schule gehen können und bei ihm noch etwas gelernt hätte.

Aber er war trotz dieser Gelehrsamkeit und einer ihm angeborenen Liebenswürdigkeit ein launischer und darum reizbarer Mensch. Wenn er seinen kritischen Tag hatte, war nicht gut mit ihm Kirschen essen. Das war namentlich dann der Fall, wenn er seine wissenschaftliche Ehre durch irgend ein Vorkommnis bedroht sah.

Die, die stets um ihn waren, wußten das und behandelten ihn deshalb zu solchen Zeiten mit der Vorsicht, mit der man eine geladene Pistole anzufassen pflegt. Ein solch kritischer Tag erster Ordnung war für unsern Professor X. der 12. September 1840, an welchem er mit andern gelehrten Häuptern zur feierlichen Eröffnung der neu erbauten, ersten badischen Eisenbahn Mannheim–Heidelberg eingeladen wurde.

Der Herr Professor beschloß, zu eigener und seiner Familie, auch zweier Pensionäre Belehrung — es waren im ganzen acht Personen — an der hochinteressanten Fahrt teilzunehmen.

Der Tag der Einweihung war gekommen. Die Angehörigen des Herrn Professors standen alle reisefertig in seiner Studierstube und warteten ungeduldig des Aufbruchs.

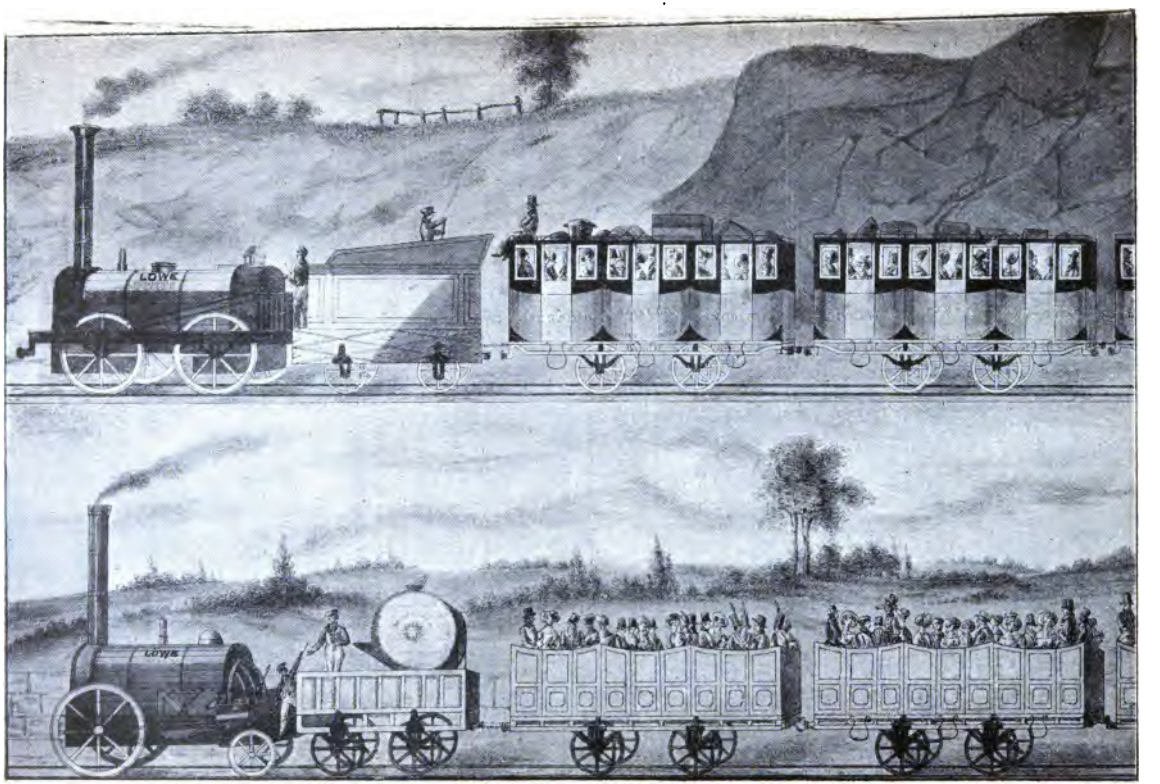
„Die Uhr schlägt eben neun Uhr, Vater, es ist die höchste Zeit," sagte bittend der jüngste der Söhne.

Der Herr Professor, der zwischen seinen dickleibigen Büchern saß und eben im Begriffe war, auszurechnen, wie groß die mittlere Entfernung des Merkur von der Sonne ist, erhob sich unwillig von seinem gepolsterten Lehnsessel, griff unter Murren nach seinem alten Zylinderhut und seinem neuen Regenschirm und trabte mißvergnügt mit seiner Reisegesellschaft ab.

Unterwegs hielt der Herr Professor mit den Seinigen Rat, in welchem Teile des Zuges sie am sichersten führen. Einer der Söhne, der jüngste, riet in den vordersten Wagen einzusteigen, weil man von da die Lokomotive am besten überwachen könne. Der Vater aber erinnerte sich, einmal gelesen zu haben, der Aufenthalt im letzten Wagen würde im Falle einer Entgleisung oder eines Zusammenstoßes die meiste Sicherheit bieten. Er meinte: „Weit vom Schuß ist weit von der Gefahr." So entschied man sich, den letzten Wagen zu besteigen.

Außer Atem und schon halb erschöpft kam der Herr Professor mit seiner Reisegesellschaft am Bahnhof an. Der Zug stand gerade zur Abfahrt bereit. Infolge des verspäteten Weggangs mußten sie sich beeilen, um noch Platz zu erhalten. Der letzte Wagen war glücklicherweise noch ganz leer. Ohne sich lange zu besinnen, stürzten sie in diesen hinein und machten sichs darin so bequem als möglich.

Kaum hatten sie sich auf die neuen, blitzblanken Sitze niedergelassen, da ertönte ein schriller Pfiff, und der lange Zug rollte langsam zur weiten Bahnhofhalle hinaus. Alle harrten in größter Spannung der Dinge, die da kommen sollten.



(S. 252)

Die erste Eisenbahn.

„Vater," schrieen die Söhne mit einem Male, „der Zug fährt fort, und wir bleiben sitzen!" — „Dumme Jungen!" erwiderte ärgerlich der Vater, „was fällt euch ein? Der Wagen ist in vollem Flug, man merkt es nur nicht. Das ist ja eben die riesige Geschwindigkeit! Denkt doch an unsere Erde! Mit welch' fabelhafter Schnelligkeit bewegt doch diese sich um unsere Sonne und wir merken nichts davon, — gar nichts."

Nach einer Weile aber kam dem Herrn Professor die unheimliche Stille, die ihn umgab, doch auch selber etwas verdächtig vor. Er streckte deshalb vorsichtig seinen grauen Kopf zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, was vorgegangen sei. Da sah er zu seinem Schrecken, daß der Wagen, in dem sie saßen, ganz allein in der Wagenhalle stand. Er war abgehängt gewesen und deshalb stehen geblieben. Der Zug war längst zum Bahnhof hinausgefahren.

Der Herr Professor machte große Augen, griff, ohne ein Wort zu reden, nach seinem neuen, seidenen Schirm und verließ mit seiner Reisegesellschaft tief entmutigt den Wagen.

„Hab mir's doch gleich gedacht," sagte die Frau Professorin, eine etwas untersetzte, korpulente Dame, „so geht's aber immer, wenn man nicht zur rechten Zeit an Ort und Stelle ist." Der Gatte schwieg.

Als nach einigen Tagen der Herr Professor mit den Seinen im Kreise befreundeter Familien beim Abendtee saß, kam im Laufe des Gesprächs auch die Rede auf die jüngst stattgehabte Einweihungsfeier. Allgemein wurde lebhaft das Bedauern ausgesprochen, sich während des schönen Festes nicht getroffen zu haben, wie verabredet war. Auf die Frage der Frau Rat, in welchem Wagen der Herr Professor denn eigentlich gesessen sei, gab dieser kurz und trocken die Antwort: „Im letzten Wagen."

(Nach Dr. Kußmaul, Jugenderinnerungen.[39])

Die Einweihung des neuen Rheinhafens im Jahre 1840.

Das erste Schiff im neuen Hafen.

Fabrikant E. war eben im Begriff, die letzte Hand an seine Toilette zu legen, als plötzlich die Türe des Schlafzimmers aufging und seine Frau mit den Worten eintrat: „Beeile dich ein wenig, Karl, dein Freund, Herr Felden aus Hamburg, ist hier und wünscht dich zu sprechen." — — —

„Was, der Max ist da?" rief der Fabrikant in freudiger Überraschung. „Der kommt ja heute wie gerufen. Einen Augenblick Geduld! Führ' ihn einstweilen in mein Arbeitszimmer, ich werde gleich erscheinen" — — — — Gesagt, getan — — — — —

„Nun, Herr Felden," begann Frau Fabrikant E., nachdem sie ihren Gast ins Zimmer geleitet hatte, „wo kommen Sie denn her?"

„Von Heidelberg herüber," erwiderte Felden mit vergnügter Miene, „ich bin mit dem Frühzug hier um 9 Uhr eingetroffen. 'S ist wirklich etwas Herrliches um eine solche Einrichtung. Jetzt braucht man sich nicht mehr tagelang in den alten Rumpelkästen der „Lohnkutschen" auf holpriger Straße durcheinander rütteln und schütteln zu lassen. Jetzt kommt man auch vom Fleck und hat obendrein, wie einer neulich ganz richtig gesagt hat, nicht einmal nötig, dem Führer ein Trinkgeld oder gute Worte zu geben, daß er schneller fährt."

„Man muß sich aber doch auch daran gewöhnen," entgegnete Frau E., „ich hätte Angst, des Nachts zu fahren. Auch unsere

Bauern sind von der neuen Eisenbahn nicht gerade sehr entzückt. Die schimpfen weidlich darauf los. Ich habe jüngst gelesen, daß sie die Ursache der Kartoffelkrankheit der Eisenbahn in die Schuhe schieben. Die Rauchwolken, die das dampfende Ungeheuer über die Felder ausschütte, verderbe ihnen ihre ganze Saat, sagen sie. Und auch die Fuhrleute und die Wirte sind damit gar nicht einverstanden. Sie fürchten alle, außer Brot gesetzt zu werden.[39]

Herr Felden lachte herzlich und erwiderte ganz gelassen: „Die Krankheit wäre da auch ohne Dampf und Rauch. Die Leute reden halt im Unverstand. Alles Neue, Ungewohnte hat einen Kampf mit altem Vorurteil zu führen. Das wird so sein, solange die Welt besteht. Die Eisenbahn ist eine der großartigsten Erfindungen unserer Tage. Uns trennt jetzt keine Zeit und auch kein Raum mehr. Die Menschen treten einander immer näher, und das bedeutet für unsern Verkehr und Handel einen Wendepunkt in seiner Entwickelung. Die Eisenbahn wird, des bin ich sicher, eine neue Welt gestalten. Ich zerbreche mir nur den Kopf vergeblich, zu erkennen, was das noch alles werden mag."[39] — —

Fabrikant E. machte sich inzwischen fertig, so schnell er nur konnte. Noch einmal fuhr er sich mit einer weichen Bürste über seinen neuen, schwarzen Frack, rückte die weiße, seidene Binde zurecht und betrat eilends und in froher Erwartung das nebenanstoßende Arbeitszimmer, in das er seinen Besuch hatte führen lassen.

„Guten Morgen, mein lieber Felden," sagte Herr E., indem er seinem Freunde kräftig die Hand schüttelte, „du wirst dich wundern, mich heute schon in aller Morgenfrühe in vollem Wichs zu sehen. Wir haben heute einen großen Festtag hier. Der neue Hafen wird heut' eingeweiht. Ich bin beim Comité und muß um 10 Uhr schon an Ort und Stelle sein."

„Hab' mir's doch gleich gedacht," erwiderte Felden, „da muß 'was los sein! Als ich heute früh um 9 Uhr von Darmstadt kommend, durch die Straßen fuhr, da kam mir die Stadt wie ausgestorben vor. Die Läden waren fest geschlossen, als ob es Feiertag wäre, und kaum eine Menschenseele sah ich weit und

breit. Das ist nun aber gar zu ärgerlich für mich. Ich komme in geschäftlicher Angelegenheit und wollte mehrere Besuche machen. Ich sehe schon, daran ist heute nicht zu denken. Es wird das beste sein, ich reise wieder weiter."

„Daraus wird nichts, mein Lieber," entgegnete sein Freund Herr E. mit abwehrender Gebärde, „du bist mein Gast heut', und du bleibst nun hier. Die Geschäfte können morgen noch erledigt werden."

„Was soll ich aber hier herumsitzen," setzte Felden in verdrießlichem Tone hinzu, „du kannst dich mir ja doch nicht widmen, was soll ich denn da treiben?"

„Du schließest dich mir an," antwortete in freundschaftlich gebieterischem Ton Herr E., „du machst das Fest mit, g'rad als ob du zu den Feiernden gehörtest. Im Galafrack, Zylinder, schwarzer Hose steckst du das ganze Jahr. Des Anzugs wegen kannst du ruhig dich beteiligen. Schau nur einmal hinaus! Es schüttet wie mit Kübeln. Wer wird bei diesem Wetter viel auf Kleider sehen!

Felden zuckte unschlüssig die Achseln und machte Miene, zu gehen. Sein Freund aber wendete alle Redekünste an, ihn hier zu halten. Und so ließ er sich den schließlich dazu bewegen, das Fest mitzumachen.

Kaum war das Frühstück, bestehend in einer Tasse echten holländischen Tees und einer mit westfälischem Schinken belegten Butterstolle eingenommen, da machten sich die beiden Handelsfreunde zur Abfahrt fertig.

Ein eleganter Zweispänner erwartete die Herren schon unten an der Haustüre. Es schlug gerade 10 Uhr, als Felden an der Seite seines Freundes durch die reich mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Rheinstraße nach dem neuen Hafen hinausfuhr.

Da standen die Leute schon seit einer Stunde in dicht gedrängten Haufen Kopf an Kopf. Kaum, daß der Kutscher mit seinem Wagen an die Tribüne fahren konnte, die am Rande des Kais errichtet war.

Der Himmel hing noch voll dicker, schwarzer Wolken, und ein kalter Regen rauschte in Strömen auf die harrende Menschenmenge herab. Trotz alledem glänzte auf allen Gesichtern ungetrübte Heiterkeit, und Herr Felden, der prüfenden Blickes die große Schar der Neugierigen musterte, konnte zu seinem größten Erstaunen keinen Heimkehrenden entdecken, so sehr er sich auch Mühe geben mochte. Gleich als ob Nässe und Kälte das eigentliche Element des Mannheimers sei, wurden alle Beschwerden nicht gefühlt, und jeder behauptete seinen Platz mit einer Hartnäckigkeit, die ihresgleichen sucht.[40]

Fabrikant E. hatte mit seinem Gaste die große Tribüne bestiegen und nach kurzer Begrüßung und Vorstellung an einem Orte Aufstellung genommen, von dem aus beide einen freien Blick nach dem Hafen hatten, und von welchem aus sie den ganzen Verlauf der feierlichen Handlung bequem überschauen konnten.

Als Felden so dastand und seine mit einem scharfen Glase bewaffneten Augen über die weit ausgedehnten Hafenwerke schweifen ließ, da kam es ihm fast vor, als ob der in großem Stile angelegte Hafen doch weit über die Bedürfnisse der Stadt hinausging, und er sagte ganz leise zu seinem neben ihm stehenden Freunde: „Wirklich ein herrlicher Hafen, der seinesgleichen am ganzen langen Rheinstrom nicht mehr findet! Mich dünkt, er wäre fast zu groß."

„Zu groß?" wiederholte Herr E. verwundert. „Da sollst du gleich eines andern belehrt werden. Hier hast du den Beweis vor Augen."

Bei diesen Worten deutete Herr E. mit der Hand nach der Straße, die von der Stadt nach dem Hafen führt, und auf welcher sich in endloser Reihe die Festteilnehmer demselben langsam und feierlich näherten.

Voraus dem Zug schritt eine Abteilung des bürgerlichen Militärs; dann folgten die gesamte Schuljugend und die löblichen Zünfte mit Fahnen und Insignien und zuletzt kam der Schifferstand, das ganze, große Heer der Handlungsgenossen vom Prinzipal bis herab zum jüngsten Lehrling. Der imposante Zug wollte

gar kein Ende nehmen; immer neue Gruppen des Handelsstandes tauchten auf.

„So, mein lieber Felden, was sagst du nun dazu," fragte sein Freund in etwas neckischem Tone, „ist der Mannheimer Hafen jetzt noch zu groß? Ist das nicht eine Zahl von Arbeitskräften, die mit der imposanten Größe des Hafens in vollem Einklang steht?"

„Hast recht," erwiderte Felden mit kleinlauter Stimme, „vollständig überzeugt, hätt' wahrlich nicht gedacht, daß euer Handel, eure Industrie schon solche Ausdehnung gewonnen hat."

„Du kannst noch mehr erfahren heute," fügte Herr E. in freudiger Zuversicht hinzu, indem er ihm wohlmeinend auf die Schulter klopfte, „hab' nur Geduld!"

Felden hatte wieder sein Gesicht dem Rheine zugekehrt und beobachtete wohlgefällig das bunt bewegte Leben und Treiben, das auf dem Wasser herrschte. Zahllose mit Kränzen und Flaggen geschmückte Nachen und Schiffe durchstreiften in buntem Durcheinander die unruhigen Fluten.

Eben schlug's 11 Uhr. Auf einem der großen Dampfer lösen sich Kanonenschüsse. Glockenklänge erschallen über die Wasser hin. Laute Hochrufe dringen von der Straße her. „Sie kommen, sie kommen!" tönt's von allen Seiten. Alles stand auf den Zehen und streckt die Hälse.

Großherzog Leopold mit seiner hohen Gemahlin und dem Erbprinzen (dem jetzigen Großherzog Friedrich) werden am Portale empfangen. Nach kurzer Begrüßung durch die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden besteigen sie die hohe Tribüne, und das Fest nimmt seinen Anfang.

Auf einem großen Rheinschiff, das unter dem Balkon vor Anker lag und mit Kränzen und Wimpeln aufs reichste geschmückt war, hatte der neu gegründete Sängerchor die „Liedertafel" Aufstellung genommen. Mit dem schönen Liede:

„Was der Geist erdacht,
Was der Fleiß vollbracht,
Kräftig Hand in Hand

Fürſt und Vaterland,
Soll ſich ſtolz erheben
In ein neues Leben"

eröffnete die Sängerſchar die feierliche Einweihung.

Mächtig und wohltönend klang der harmoniſche Feſtgeſang über die unruhigen Waſſer hin und miſchte ſich mit dem geheimnisvollen Rauſchen des Rheinſtroms, deſſen brauſende Wogen eilenden Laufes dahinzogen, als wollten ſie auf welliger Bahn die Freude des Feſtes davontragen von Land zu Land.

Kaum waren die feierlichen Klänge verhallt, da kam ein Herr mit Stern und Band geſchmückt und mit einer großen, ſilbernen Kette angetan, aus der Reihe der Umſtehenden hervor und trat vor das hohe Fürſtenpaar hin, indem er ſich tief verneigte.

„Wer iſt das?" fragte Herr Felden neugierig ſeinen Freund. „Das iſt der Oberbürgermeiſter Jolly," war die Antwort, „ein Mann von eminentem Wiſſen und von großer Tatkraft. Mannheim verdankt ihm viel. Ihm iſt das große Werk des Hafenbaus vor allem zuzuſchreiben."

Der Oberbürgermeiſter hatte inzwiſchen ſeine Begrüßungsanſprache begonnen. Feierliche Stille herrſchte ringsumher. Der Redner führte in wohlgewählten Worten aus, wie der Hafen vor ſechs Jahren, alſo 1834, angefangen wurde, und wie er heute nun zur Freude der Stadt und des ganzen Landes vollendet vor uns ſtehe. Er tat auch des bittern Tadels Erwähnung, der hinſichtlich der Anlage und Ausführung während des Baues geäußert wurde, vergaß aber ſchließlich nicht, der Männer zu gedenken, die am großen Werke mitgeholfen, die aber noch vor deſſen Vollendung das Zeitliche geſegnet haben.

Die Umſtehenden waren der von warmer Begeiſterung getragenen Rede mit größter Aufmerkſamkeit gefolgt, und alle ſtimmten freudigen Herzens in das Hoch ein, das auf Großherzog Leopold und ſein erlauchtes Haus ausgebracht wurde.

Darauf trat eine kurze Pauſe ein. Felden unterhielt ſich mit ſeinem Freunde über dies und das, fragte bald nach dieſer, bald nach jener Perſönlichkeit, als plötzlich ein Herr, von der andern

Seite der Tribüne kommend, auf ihn zuschritt und ihn folgendermaßen anredete: „Ich glaube fast, wir kennen uns. Waren wir nicht seiner Zeit zusammen hier in Mannheim bei Firma K. in der Lehre? 'S ist freilich schon gar lange her."

Felden traute seinen Augen nicht, schaute das ihm bekannte Gesicht eine Weile an, dann rief er voll Freude des Wiedersehens: „Fürwahr, du bist's, Fritz! Das trifft sich aber schön. Wie geht es dir?"

„Hab' keinen Grund zu klagen," erwiderte der letztere, „hab' hier seit zwanzig Jahren mein eigenes Geschäft, ich bin zufrieden. Wie kommst denn aber du hierher?"

„Ich bin auf der Geschäftsreise," erwiderte Felden, „wollte heute mehrere Besuche machen. Daran ist nun leider nicht zu denken. Darum hat mich mein Freund, Herr E., gebeten, hier zu bleiben und die Feier mitzumachen."

„So, das ist aber recht, da sehen wir uns heute bei dem Festbankett," entgegnete Freund Fritz, „da gibt's Gelegenheit, sich einmal gründlich auszusprechen. Jetzt müssen wir darauf verzichten. Entschuldige — ich werde drüben schon erwartet. Auf Wiedersehen!"

Eben hatten sich die beiden unter herzlichem Händedruck verabschiedet, als mit einem Male ein feierlicher Festmarsch vom Rheine her auf die Tribüne heraufdrang.

Alle Blicke richteten sich nach der Hafenmündung, aus der ein von acht Bugsier-Booten geschlepptes Frachtschiff majestätischen Laufes hervorlief. Es kam aus Amsterdam und war mit 4400 Zentnern Kolonialwaren beladen. Ruhig glitt es auf der inzwischen still gewordenen Flut dem Kai entgegen, begleitet von dem Hafenboot, auf dem die Handelskommission stand.

Am Kai angelangt, betraten der Kommissar und Kapitän Itschert das Ufer, begrüßten zunächst die Oberbeamten der Hafen- und Zollverwaltung und schritten dann, geführt von diesen, auf Ihre Königl. Hoheit zu, um von ihr die gnädigste Erlaubnis zum Ausladen zu erhalten. Diese wurde mit huldvollen Worten seitens

des Großherzogs gegeben, und so wurde denn die Ausladung des ersten Mannheimer Frachtschiffes feierlich vorgenommen.

Die Lucken wurden geöffnet, der Krahn angeschlagen, und bald schwebte das erste Faß Melis zu den Füßen des Balkons, von der Mannschaft auf den Schiffen und den Festteilnehmern am Ufer mit einem kräftigen Hurra begrüßt.

Das ganze Geschwader, die Mannschaft in den neuen festlichen Matrosenkleidern gewährten durch ihre stramme Zucht und Haltung einen solch schönen Anblick, daß selbst dem kritisch angelegten Hamburger Freund, Herrn Felden, der Mund jetzt überfloß von Bewunderung und Anerkennung.

„Die Mannschaft hat wirklich schön Ordnung gehalten und eine stramme Haltung bewahrt," sagte Herr Felden zu seinem Freunde, „da fehlt auch nicht ein Jota von dem, was von der vollendetsten Seemanns-Disziplin gerühmt wird."

Nachdem der Abgeordnete des Handelsstandes, Herr Lauer, noch in beredten Worten die hohe Bedeutung des neuen Hafenwerkes für den Fortgang in Handel und Gewerbe seinen Zuhörern vor Augen geführt hatte, brachte Großherzog Leopold zum Schluß auf den Handels- und Schifferstand Mannheims ein Hoch aus, das unter allen Festteilnehmern ein freudiges Echo weckte. Nur ein Wunsch beseelte die Herzen aller in diesem festlichen Augenblicke, nämlich der Wunsch, „es möchte das nun vollendete und seiner Bestimmung übergebene Werk unter dem Segen des Friedens und unter der Fürsorge erleuchteter Jahrhunderte der Blüte des Handels und der Industrie der Stadt dienen".

Eine Schiffstaufe.

Inzwischen hatte das große Amsterdamer Schiff seinen Platz unter dem Balkon verlassen und war wieder „in See gegangen". An seine Stelle fuhr ein neues, stolzes Dampfboot der Kölnischen Schiffahrts-Gesellschaft, bei dessen Anblick jedem Schiffer das Herz

im Leibe lachte. In der Kraft und im Schmuck jugendlicher Schönheit war das neue Fahrzeug anzuschauen, das prächtigste unter allen seinen Geschwistern, mit Kränzen und Flaggen reich geziert wie eine Jungfrau im Feiergewande. Erst vor wenigen Wochen hatte es die Werft verlassen als neu gebautes Schiff und seine erste Flügge versucht. Heute sollte es nun nach altem Seemannsbrauch in feierlicher Weise die Taufe empfangen und seinen Namen erhalten.

Für unsern Felden war ein solches Fest nichts Neues. Er war ja am Wasser zu Haus, und sein Vater war ein Schiffsbauer gewesen. Schon von Kindesbeinen an war er dabei, wenn ein Schiff seine Weihe erhielt und seinen ersten Lauf in die Welt antrat. Alte, traute Erinnerungen an Kindheit und Vaterhaus stiegen deshalb in seiner Seele auf, als unter dem Donner der Geschütze und unter den Klängen der Festmusik die feierliche Handlung ihren Anfang nahm.

Aus der Mitte der Verwaltungsratsmitglieder, die auf dem Radkasten unmittelbar vor dem Balkon Aufstellung genommen hatten, trat der Vorstand der Kölner Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Herr Camphausen hervor und eröffnete die Feier mit wohlgelungener Rede.

Felden, der auf sein deutsches Land nicht wenig stolz war, erfaßte eine tiefe Begeisterung, als der gewandte Redner mit kräftiger Stimme die Worte jenes schönen Liedes über die rauschenden Wasser des stolzen Rheinstroms hinüberrief:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gierige Raben
Sich heiser darnach schrein.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien, deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein.

Allen Umstehenden und besonders Felden war es in diesem Augenblicke, als ob ein unsichtbares aber fühlbares Band Nord und Süd umschlinge, und als ob sie alle einander die Hand reichen müßten zum untrennbaren Vereine.

„Der hat mir jetzt aber einmal aus dem Herzen gesprochen," sagte Felden leise zu seinem Freunde, als der Redner geendet hatte, „Einigkeit unter den einzelnen Stämmen, das ist's, was wir brauchen. Nur so kann der deutsche Handelsstand, vereinigt zum mächtigen Verbande, seinen Interessen dienen und seine Aufgabe erfüllen."

„Aber eins darf dabei nicht fehlen," fügte Herr E. hinzu, „der äußere und innere Friede in Staat und Gemeinde. Wunden, die daran sind zu vernarben, sollen nicht wieder aufgerissen werden. Wir müssen, wie der Redner richtig gesagt hat, die Nachbarlande, ihre handels- und gewerbfleißige Bevölkerung achten und schätzen und dürfen uns durch die Hetze übermütiger Straßenpolitiker nicht in das Bockshorn jagen lassen. Dann steht's gut um unsere Sache." — — — —

Der Festredner war mittlerweile abgetreten. Rauschender Beifall war seinen begeisternden Worten gefolgt.

Im Schmuck der Jugend und der Sitte nahte nunmehr dem Schiffe ein Flor von vierundzwanzig Töchtern der Stadt, allesamt mit weißen Kleidern und mit farbiger Schärpe angetan. Die eine der jungen, hübschen Damen trug eine prächtige Flagge, auf welcher das städtische Wappen kunstvoll gestickt war. Das war das Ehrengeschenk, das die Stadt zur Feier des Tages der Schifffahrtsgesellschaft darbrachte.

Inzwischen war der Augenblick gekommen, wo der feierliche Akt der Einweihung vorgenommen werden sollte. Fräulein Josephine Jolly, die Führerin der Festjungfrauen, trat vor die Herren der Verwaltung hin und übergab die Ehrenflagge mit folgenden Worten:

„Empfangen Sie dieses Werk unserer Hände, welches uns viele Wochen hindurch auf das angenehmste beschäftigte, als einen Beweis unserer Dankbarkeit und Verehrung. Möge unter Mann-

heims Zeichen Ihr Schiff jeder Gefahr Trotz bieten und seinen majestätischen Lauf noch lange Jahre durch die Fluten des vaterländischen Stromes fortsetzen, Ihren Ruhm und unsere Dankbarkeit zu verkünden."

Der Vorstand der Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Herr Camphausen, nahm die Ehrenflagge huldvollst entgegen und erwiderte:

„Mit Vergnügen empfangen wir ein Zeichen der Anerkennung aus schönen Händen, welches Mannheims Töchter mit eben so viel Kunstfertigkeit als Fleiß bereitet und uns gewidmet haben. Es soll das schützende Heiligtum des Bootes bleiben, welches den Namen Ihrer Stadt trägt und von Ihren guten Wünschen geleitet, vor jedem Unfall bewahrt bleiben möge."

Tiefe feierliche Stille herrschte ringsum, als die Führerin, Fräulein Jolly, begleitet von einer Abordnung der städtischen Behörden, sich nun an das Vorderteil des Schiffes begab, wo der reich gezierte, große Anker zur Vornahme des Taufaktes bereit gehalten wurde. Die Weihe nahm ihren Anfang.

Einer der Umstehenden reichte der Dame eine Flasche, gefüllt mit köstlich duftendem, kölnischem Wasser. Indem sie dieselbe auf dem Anker zerschlug, rief sie mit lauter Stimme, daß es weithin schallte, den Namen des neuen Schiffes „Stadt Mannheim". In demselben Augenblick ertönte Kanonendonner und Trompetenschall und verkündete der großen Schar der Festteilnehmer, daß das Boot nun seine Weihe erhalten hat.

Die auf Schiff und Ufer Stehenden schwenkten lustig ihre Mützen und Tücher, und ein weithin schallendes Hurra ertönte aus aller Munde. — — — — — —

Aber gleichwie unsere Väter einst nach alter, ehrwürdiger Sitte ihre Wohnungen und Werkzeuge vor dem Gebrauche unter Anrufung des heiligen Namens Gottes segneten, so sollte nun auch dieses Fahrzeug durch göttlichen Segensspruch eine höhere Weihe erhalten.

Pfarrer und Dekanatsverweser Orbin war dieser Auftrag geworden. Von zwei Kaplänen begleitet, betrat der Geistliche, mit dem priesterlichen Ornate geschmückt, das Schiff und flehte

in Gebet und Predigt auf das neue Fahrzeug den Segen des Himmels herab. In andächtigem Schweigen ſtanden die Feſtteilnehmer da und lauſchten voll innerer Ergriffenheit den erhebenden Worten des Geiſtlichen, als nach beendigtem Gebet von der Mitte des Schiffes ſich die ergreifenden Töne des alten Chorales: „Großer Gott“ erhoben und aus tauſend jugendlichen Kehlen das einzig dem Tage geweihte Lied erſcholl:

Großer Gott, du Herr der Kraft
Und der Allmacht, deſſen Wille
Alles Werk hienieden ſchafft,
Der Du uns aus ew'ger Fülle
Alles, was uns frommt, verleiht.
Hör' den Sang, der heut' Dich preiſt!

Ferner Zonen Güter haſt
Du des Menſchen Fleiß verliehen,
Zahllos Schiffe, Laſt um Laſt,
Tauſchend durch die Wogen ziehen.
Unter Deinem Schirm und Hort
Nahen ſie dem ſichern Port.

Solchen Port, Herr, weihen wir
Heute ein zu Deiner Ehre.
Schütze Du ihn für und für,
Daß er ſegenbringend nähre,
Die wir gehen Hand in Hand,
Unſer Volk in Stadt und Land.

Die letzten Töne des Liedes waren verklungen, die Taue und Ketten gelöſt, die Maſchine im Unterraum des Schiffes war in Bewegung, und ſtolz und majeſtätiſch durchfurchte unter den Klängen eines Feſtmarſches das neue Schiff, überragt von der koloſſalen Feſtflagge, die brauſenden Wogen.

Die Feier war nun zu Ende. Die vielköpfige Schar, die bis zuletzt wacker ausgehalten hatte, ſtob nun nach allen Seiten auseinander und trat eilenden Laufes den Heimweg an.

Auch Herr Felden hatte mit seinem Freunde den Wagen wieder bestiegen und fuhr unter strömendem Regen der Behausung zu. Obwohl beide bis auf die Haut durchnäßt waren, kam daheim kein Wort des Mißbehagens über ihre Lippen; sie waren im Gegenteil beide nur voll des Lobes über die wohlgelungene erhebende Feier, von der sie sagen konnten, daß sie dergleichen schon seit langer Zeit keine mehr haben erleben dürfen.

Beim Festmahl.

In dem kleinen Theatersaale hatten sich punkt vier die Herren des Mannheimer Handelsstandes, die Spitzen der Kreis- und Stadtbehörden und die Offiziere des bürgerlichen Militärs zum feierlichen Festmahl eingefunden.

Die Tafel war aufs reichste gedeckt. Köstlicher Rheinwein perlte in den kristallenen Gläsern, und die ausgesuchtesten Leckerbissen füllten die prächtig bemalten Schüsseln und Schalen. Ein Musikchor spielte heitere Weisen, und alles war lustig und guter Dinge. Die glückliche Stimmung, die am Morgen bei der feierlichen Einweihung des Hafens herrschte, durchwehte auch dieses Festmahl von Anfang bis zu Ende.

Unter den feiernden Gästen saßen auch die drei Freunde und Handelsgenossen, Herr Fabrikant E., Herr Felden und sein Freund Fritz in trautem Vereine. Sie befanden sich alle drei in der heitersten Laune und tauschten in lebhafter Unterhaltung liebe Erinnerungen aus alter und neuer Zeit aus.

„'Sist schon lange her," sagte Felden zu seinem Freunde Fritz, „seitdem wir miteinander an Sonnabenden in die Handelsschule zu Professor Bürmann trabten, um „die Einfache" und die „Doppelte", die Wechsellehre und seine verschiedenen Schriften, die All-Fern-Kurz- und Geheimschrift zu erlernen. Wenn's manchmal auch gar windig in meiner Börse aussah, wenn ich auch gar oft alle meine Taschen aussuchen mußte, um die drei Laubtaler Lehr-

honorar zusammenzubringen, ich denke dennoch mit großer Freude an jene Stunden zurück. Wir haben doch sehr viel bei unserm Bürmann profitiert, und was wir gelernt haben, ist mir später im Leben recht zu gut gekommen. Mein Vater, der mich, solange die Tante hier noch lebte, nur wegen Bürmann hierherbrachte, hat immer gesagt, daß es ihn niemals reue, mich in diese Schule geschickt zu haben."

„Nun, Herr Bürmann war auch ein tüchtiger Lehrer und ein kluger, denkender Kopf, wie's keinen damals gab," erwiderte Freund Fritz mit verständnisvoller Miene, „ich erinnere mich sehr wohl, wie ihm der große Gedanke durch den Kopf ging, durch Pulverblitze in einer Nacht mit jemanden in Ostindien, ja durch stationale Schiffe übers Meer nach Amerika zu sprechen. Die Welt, die unverständige, hat damals über diese Einfälle gewitzelt wie auch über seine Allschrift, seine Schmeck-, Tast-, Riech- und Temperaturschrift. Aber der Mann war damit doch großen Entdeckungen auf der Spur."

„Da paßte er ja gut zu unserm großen Corsen, dem Napoleon," fügte Herr E. in etwas spöttischem Tone hinzu, „der wollt' ein Welteroberer werden und träumte von einem großen Weltenreich, in dem die Sonne nicht mehr unterging. Und Bürmann scheint ihm dazu die Weltsprache haben liefern wollen, eine allgemein verständliche und zu sprechende Sprache nach den Worten der Bibel: „Und die ganze Erde hat nur eine und dieselbe Sprache." Weiß nicht, was ich von solchen Plänen und Ideen halten soll. Fast kommt mir's vor wie eine müßige Spielerei. Ein solches Tun kann nicht von langer Dauer sein. Wir haben's ja erlebt im Jahre 1816, da war die ganze Herrlichkeit zu Ende. Das viel gerühmte Institut ging ein. Hans Bürmann war ein guter Mathematiker und meinetwegen auch ein großer Kenner unserer Handelswissenschaft, als Denker und Entdecker aber hat er wenig Glück gehabt, und was die Unterrichtserfolge anbelangt, da hat ihm eine starke Konkurrenz das Wasser abgegraben.

Felden und mit ihm sein Freund Fritz waren von diesem scharfen Urteil nicht gerade sehr erbaut. Man sah's den beiden

ſchon an ihren Augen an. Sie wußten, was ſie an ihrem Bürmann hatten und ließen darum auch nicht das Geringſte auf ihn kommen. Eben wollte Felden zu energiſchem Proteſt ausholen und eine zündende Verteidigungsrede zur Ehrenrettung ſeines braven „Hans", wie ſie ihn unter ſich nannten, vom Stapel laſſen, als er plötzlich durch die Glocke des Präſidenten, der einen Redner anmeldete, daran verhindert wurde.

Der Vorſtand der Handelskammer, Herr Lauer, hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und auf Großherzog Leopold das erſte Hoch ausgebracht, in das die Anweſenden begeiſtert einſtimmten.

Als alles ſich wieder geſetzt hatte, wollte Felden nun ſeine vorige Abſicht ausführen und wieder das Geſpräch auf Bürmann zurückführen; aber ſein redegewandter Freund, Herr E., ſchnitt ihm das Wort ab, indem er begann: „Komm, Felden, laß die Unterhaltung; ſie iſt ein Streit ums Kaiſers Bart. Du bleibſt bei deiner Anſicht und ich bei der meinigen. Ich habe gar nichts gegen euern Bürmann. Er war ein braver Mann und auch ein tüchtiger Lehrer, das geb' ich unumwunden zu; allein mein Sinn, der ſteht einmal auf praktiſchen Erfolg; ich bin ein Feind von müßigen Träumereien. Seht hier! An unſerm Großherzog da haben wir den Mann der Tat, den Mann des ruhigen Blickes Wir können wohl mit ihm zufrieden ſein. Wenn ich zurückdenke an jene jämmerlichen Zeiten anfangs der zwanziger Jahre, wie ſah es da in Handel und Gewerbe aus! Der Verdienſt ſtockte gänzlich. Der Schlagbaum war noch da. Der war dem freien Verkehr entgegen. Die Herren Ländchen gefielen ſich in ihrer Rolle, Zollſchranken jeder Art dem Bürger und dem Kaufmann aufzurichten. Wohl war die Einfuhr des franzöſiſchen Weins, des Eſſigs und auch der Liköre ſtreng verboten; allein was ſollten wir mit unſerer deutſchen Ware, mit den Hüten, Schuhen, mit der Wolle und dem Leder anfangen; wir waren völlig abgeſchnitten von der Außenwelt durch dieſe hohen Abgaben.

Kein Wunder, daß die Freude groß war, als die Feſſeln fielen, als das Großherzogtum dem deutſchen Zollvereine beitrat 1835. Wir hatten damals allen Grund, den Tag in feierlicher

Weise zu begehen. Fritz, du erinnerst dich noch gut des Jubels der Bevölkerung. Das war damals hier ein Fest, wie Mannheim ein zweites nicht bald wieder erlebt hat."

„Ich war ja damals auch gerade hier," fiel Felden dazwischen, „ich sehe heute noch den imposanten Zug, von Ludwigshafen kommend, über die Rheinbrücke hinüber in die Stadt einziehen. Voraus die bürgerliche Artillerie mit dem Musikchor, darauf der schön verzierte Wagen, gefüllt mit Landesprodukten, und hinterher die ehrbaren Zünfte und Innungen. Und erst auf dem Marktplatz, wo der Zug hielt, was war da für ein Leben! Wie rissen sich die Leute um Brot und Wein, die unentgeltlich hier verabreicht wurden!"

„Der Anschluß an den Zollverein," fuhr Fabrikant E. darauf fort, „das ist das Werk des Fürsten und der Männer wie eines Jolly, eines Weller, ich meine fast, 's ist wohl am Platz, daß wir die freudige Erinnerung an jene Tage mit einem stillen Schlucke weihen."

Die Freunde stießen kräftig miteinander an. Harmonisch klangen die Gläser zusammen und auch die Herzen, und Stolz und Freude glänzte in ihrer aller Augen. — — — — —

„Hochgeehrte Versammlung," tönt's da mit einem Male vom Vorstandstisch herüber. Alles schwieg und richtete seine Blicke nach der Tafelspitze. Ein älterer Herr in den fünfziger Jahren hatte sich zu einem weiteren Trinkspruche erhoben. Dieser galt der aufblühenden Handelsstadt Mannheim, der Stadt, wo der Mann, der starke, kräftige, der deutsche, wie der Redner sagte, heimisch sei. Stolz und Freude über dir warmen Worte der Anerkennung malte sich auf den Gesichtern der anwesenden Mannheimer ab, als der fremde Herr seine von Herzen kommende Ansprache beendet hatte.

„Wer ist der Redner?" klang's gleich darauf von allen Seiten über den Tisch herüber.

Ein alter Herr in schneeweißem Haar, der in unmittelbarer Nähe des Trios saß und schon längst seine Unterhaltung mit

gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt hatte, benützte diese Gelegenheit dazu, eine Unterhaltung mit seinen gesprächigen Nachbarn anzuknüpfen und begann: „Das ist der Herr Bankier Stein aus Köln, ein Mitglied der Dampfschiffahrtsgesellschaft. Die durfte heute bei dem Fest nicht fehlen. Es war ein großes Glück für unser Mannheim, wir wollen's nicht vergessen, daß es der Stadt gelungen ist, die lästige Schiffahrtskonkurrenz der Mainzer und Heilbronner aus dem Feld zu schlagen, indem sie damals noch zu rechter Zeit einen Vertrag mit Düsseldorf und Köln der direkten Rheinschiffahrt wegen abgeschlossen hat im Jahre 1801. Wer jene Zeiten miterlebt hat, weiß, wie übel unser Mannheim dran war. Heilbronn und Mainz, die schnappten alles weg. Mannheim war damals von aller Spedition vollständig ausgeschlossen. Was in die Schweiz ging und hinein nach Schwaben, wurde über Heilbronn geführt. Und wie wäre doch unsere Stadt durch ihre Lage schon ein Stapelplatz gewesen!

Mannheim hat überhaupt viel Zurücksetzung in früherer Zeit erfahren müssen und ist gar oft der Spielball fremder Macht gewesen. Wenn ich nur an die Zeiten denke, wo Napoleon das Land beherrscht hat, wie wurden wir da überschwemmt mit fränkischer Ware. Wein und Likör, Putzwaren und Parfümerie, ja sogar Tapeten, alles kam aus Frankreich.

Der Handel mit dem englischen Gebiet war abgeschnitten durch die Sperre, die Napoleon angeordnet hatte. Die Einfuhr fremder Ware wurde streng bewacht. Die Häuser, Läden und die Magazine wurden Tag und Nacht durchsucht nach englischen Erzeugnissen. Weh' dem, bei welchem solche vorgefunden wurden! Mit aller Rücksichtslosigkeit ist man in jenen Tagen gegen solche Leute vorgegangen. Ich denke ewig dran, wie drunten auf dem Marktplatz in einer kalten Novembernacht des Jahres 1810 ein hoher Stoß von englischen Waren, Sammetzeuge, Seide, Tücher, Kattune im Wert von vielen hundert Gulden verbrannt wurde. Das war ein Feuerwerk, sag' ich euch, wie ich dergleichen keines mehr gesehen habe.

Aber bei dieſem hellen Feuerſcheine ging in den Köpfen der Mannheimer Kaufleute ein beſſeres und ſchöneres Licht auf, und das leuchtete ihnen ſo helle, daß ſie jetzt mitten im Dunkel des Irrtums den Weg vor ſich ſahen, den ſie fortan gehen ſollten, um ans Ziel zu gelangen. Es wanderten nun dieſe Rieſenſummen nicht mehr übers Meer nach England. Die eigenen Produkte kamen jetzt zu Ehren. Wir Deutſche leiden alle an dem einen Fehler. Wir meinen immer, was nicht weit her iſt, habe keinen Wert. Die Sperre hat uns glücklich von dieſem Irrtum abgebracht. Sie ſehen, meine Herren, iſts Unglück oft auch noch ſo groß, 's iſt immer doch ein bißchen Glück dabei." — — — —

Die drei Freunde waren den belehrenden Worten des alten, erfahrenen Mannes mit ſolcher Aufmerkſamkeit gefolgt, daß ſie die beſten Biſſen in ihren Tellern und Schüſſeln kalt werden ließen und ſelbſt das Trinken vergaßen.

Die Zeit war für ſie ſo raſch vergangen, daß ſie kaum wußten, wie dies geſchehen, und verwundert auf die Uhr blickten, als ſie hörten, daß das Feſtprogramm bereits bis auf die letzte Nummer abgewickelt ſei.

Ratsherr Reinhardt war dazu auserſehen worden, an die Feſtverſammlung das letzte Wort zu richten und zum Schluſſe ein Hoch auf den Handelsſtand auszubringen.

Kaum war der mächtige Ruf: Es lebe der Mannheimer Handelsſtand, der die Palme des Siegs errungen, verhallt, da ſetzte die Muſikkapelle mit der volkstümlichen Melodie „Bekränzt mit Laub" ein, und die ganze Feſtverſammlung ſang zum Schluß aus tief bewegtem Herzen den Preis des Handelsſtandes mit den Worten eines Liedes, das eigens zu dieſer Feier verfaßt und ausgeteilt worden war. Es lautete:

Dem Handel Heil! dem Band der Völkerliebe,
Das eine Welt umſchlingt;
Die Heimat blühend macht, und Bildungstriebe
In ferne Öden bringt.

Der Schiffahrt Heil! die trotzend den Gefahren
Den Ocean besiegt
Und fremder Küsten vielbegehrte Waren
In ihrem Schoße wiegt.

Dem Bunde Heil! der nützend neue Kräfte
Den Strom mit Schiffen deckt,
Mit edelm Eifer schlummernde Geschäfte
Zu regem Triebe weckt.

Den Städten Heil! die sich im Rheine spiegeln
Und, teilend Freund und Feind,
Mit neuem Pfand den alten Bund besiegeln,
Der brüderlich sie eint.

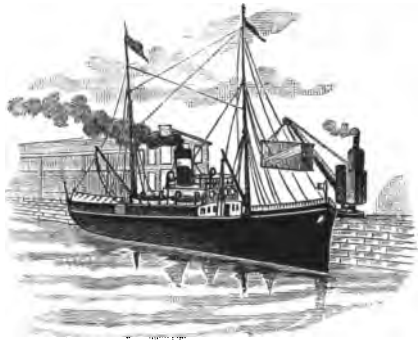
Am Rhein, am Rhein, da liebt man treu und bieder
Den Freund, den man erkannt,
So bleibt auch uns, trennt Raum und Zeit uns wieder,
Das Herz sich zugewandt.

Damit war die erhebende Feier zu Ende. Noch eine kleine Weile saß das feuchtfröhliche Trio in gemütlicher Unterhaltung vergnügt beisammen und tat sich gütlich an den trefflichen Weinen die kredenzt wurden. Bald aber darnach leerte sich der klein Saal, und die immer unheimlicher werdende Stille gemahnte auch die drei Seßhaften, endlich den Heimweg anzutreten.

Felden blieb im Hause seines Geschäftsfreundes übernacht. Mit etwas schwerem Kopfe, aber in der denkbar heitersten Stimmung, erledigte er andern Tags seine Geschäfte und rüstete sich hierauf zur Heimreise.

„Lieber Karl," sagte er beim Fortgehen zu seinem Freunde, indem er dessen Hand mit festem Druck in der seinigen behielt, „nun meinen herzlichen Dank für alles, was mir durch deine Güte geboten worden ist. Ich habe es nicht zu bereuen, daß ich hier geblieben bin. Es wird mir, wenn ich jetzt wieder nachhause komme, ein besonderes Vergnügen sein, den Meinen und meinen Freunden zu erzählen, welchen gewaltigen Aufschwung euer

Mannheim genommen hat, wie groß und herrlich der neue Hafen, wie ausgedehnt euer Handel und Verkehr und wie rührig und regsam die ganze Bevölkerung ist. Auf dieser Bahn — nur immer frisch voran! Mit diesem Wunsche lebt alle wohl und bleibt mir fürder gewogen! — — — Auf Wiedersehen!“



Beim Einzug des neuvermählten Großherzogspaares in Mannheim

Beim Jakob am Tor.

Gottfried war der einzige Sohn einer wenig bemittelten, aber rechtschaffenen Bauernfamilie aus einem Mannheim benachbarten Dorfe. Vom Tage an, wo er aus der Schule entlassen wurde, stand er im Dienst seines Vaters und half diesem mit Eifer und Fleiß das kleine Gut bewirtschaften, das die Familie einst von den Großeltern ererbt hatte.

Aber mit den Jahren war dem Gottfried das Bereich seines elterlichen Hauses zu klein geworden, und er sehnte sich nach einem größeren Arbeitsfelde, wo er seine jugendlichen Kräfte noch besser ausnützen und verwerten konnte.

Sein Vater, ein verständiger und erfahrener Mann, hatte die Neigung seines Sohnes bald erkannt, und weil er viel darauf hielt, daß das junge Volk, wie er zu sagen pflegte, in fremde Hände komme, um etwas Rechtes zu werden, so unterstützte er das Vorhaben seines Sohnes, wo und wie er nur konnte.

Also zog Gottfried im Frühjahr 1847 von Hause fort und übernahm bei einem biederen, wohlhabenden Bürger in Mannheim den Dienst eines Knechts.

Sein neuer Herr war der Jakob am Tor, wie ihn die Leute nannten. Noch von seinen Großvaters Zeiten her führte er diesen Namen, obwohl er längst nicht mehr draußen am Heidelberger Tore wohnte. Er trieb einen nicht unbedeutenden Handel mit Eiern, Milch und Gemüse, fuhr die Woche zweimal zu Markt und

übernahm als Bote auch die Besorgung größerer Aufträge in die Umgebung Mannheims.

Drei Pferde hatte der Jakob am Tor im Stalle stehen, eines schöner als das andere. Ein Schimmel, der „Fleck" genannt, weil er auf der Stirne ein schwarzes Mal trug, war das gutmütigste und klügste unter allen. An dem hatte sein Herr seine helle Freude.

„Gottfried," sagte er zu seinem neuen Knecht, als er diesen zum erstenmal in den Stall führte, „auf den gibst mir ganz besonders acht, das ist ein gar gescheites und gutmütiges Tier. Er kennt jedes Haus, wo er halten, weiß jede Straße, in die er einbiegen muß, wenn er seine Rundfahrt macht."

Dem Gottfried brauchte man so etwas nicht zweimal zu sagen. Er war von Haus aus ein großer Tierfreund und verstand es, mit Pferden umzugehen. Also hielt er seinen neuen Pflegling aufs beste, und die beiden wurden auch recht bald gute Kameraden.

Ein tolles Jahr.

Ein Jahr war vergangen. Vater Jakob war mit seinem neuen Knecht recht zufrieden. Er war ein fleißiger und sparsamer Bursche, der sein Geld zu Rate hielt und zu jeder Stunde auf seinem Posten war. Während die anderen Burschen fast Tag für Tag in die Schenke liefen und ihre paar Groschen mit Trinken und Kartenspiel durchbrachten, blieb er im Hause seines Herrn und vertrieb sich die freie Zeit mit allerlei nützlichen Dingen.

Nur eines hatte der Jakob am Tor an seinem Knechte auszusetzen. Er war gleich aus dem Häuschen, ein Brausekopf sondergleichen. Das führte gar oft zu Mißhelligkeiten, die dem Gottfried manche bittere Stunde bereiteten.

Trotz alledem gefiel es dem Gottfried von Jahr zu Jahr besser im Hause seines Herrn. Das hatte seinen besondern Grund.

Der Vater Jakob hatte ein Töchterlein, das Julchen, ein bildschönes und braves Mädel, das dem Hauswesen mit Fleiß und Geschick vorstand, und das durch ihr stilles, sanftes Wesen die Liebe aller im Hause sich zu erwerben wußte. Auf die hatte unser Gottfried ein Aug' geworfen. Die sollte ihn einmal glücklich machen, und weil er von Haus aus ein armer Teufel war und weiter nichts besaß als ein paar fleißige, geschickte Hände und ein treues, ehrliches Herz unter dem Brusttuch, so wäre ihm das Julchen mit seinem Haus und Hof, seinen Äckern und seinem Geschäft nicht gerade unrecht gekommen.

Seine Liebe fand auch kräftigen Widerhall im Herzen der jugendlichen Maid. Sie schaute in ihn hinein wie in einen Spiegel. Weil sie aber noch jung war, und die Zeit, da sie einmal heiraten konnte, in gar zu weiter Ferne lag, so behielt sie, wie sich's gehört, ihre Zuneigung still für sich, im geheimen die Hoffnung nährend, es werde die Stunde schon noch kommen, wo ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung geht.

Vorerst war, wie gesagt, nicht daran zu denken; denn das Jahr 1849 war gekommen, und mit ihm eine gar böse und ernste Zeit.

Die ganze Stadt befand sich damals in einer recht gedrückten Lage. Das alte, gute Vertrauen zu Fürst und Regierung war einem Geist der Auflehnung und des Aufruhrs gewichen. Überall gärte es. Der Kriegszustand war über die Stadt verhängt worden. Einquartierung drückte den Bürger. Straßentumulte und Lärmszenen brachen an allen Ecken und Enden los. Man war seines Lebens nicht mehr sicher. Der Verdienst stockte, und große Not und Armut herrschte allenthalben. Viele Bürger kehrten ihrer Vaterstadt den Rücken und zogen in die Ferne. Man sah der Zukunft mit Kummer und Besorgnis entgegen.

Bei Gottfried, der von jeher ein gar empfänglich' Gemüt und einen unruhigen Kopf hatte, fielen die neuen Ideen zum größten Leidwesen seines Herrn auf guten Boden. Er besuchte die Versammlungen auf öffentlichem Markte und ließ sich von den Reden, die gehalten wurden, mit fortreißen.

Das wollte dem alten Jakob auch gar nicht gefallen. Er hatte in seinen jungen Tagen das goldene Zeitalter eines Karl Friedrich mit all seinen Segnungen genossen, hatte einst die Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung gesehen und hielt darum treu und fest am angestammten Fürstenhause.

Gar oft, wenn er am Abend mit den Seinen und Gottfried in der Stube saß, und der Lärm und Tumult von der Straße sein stilles, friedliches Haus umtoste, machte er dem Gottfried, seinem künftigen Schwiegersohne, ernstliche Vorstellungen, indem er sagte: „Gottfried, folg' mir, und laß dich nicht betören, du könntest es einmal bitter bereuen müssen." Gottfried aber schlug alle Ermahnung in dieser Beziehung in den Wind. Zum einen Ohr ging's hinein, zum anderen heraus.

Als einer seiner Kumpane, der in die Reihen der Freischaren getreten war, in dem Gefechte bei Waghäusel den Tod fand, kam es zwischen Knecht und Herrn zu einem Wortwechsel, der so ernst wurde, daß Gottfried Gefahr lief, die Gunst seiner künftigen Verlobten zu verlieren.

So weit wollte es denn Gottfried doch nicht kommen lassen. Er ging in sich, gab sich zufrieden und befolgte fürderhin die wohlgemeinten Ratschläge seines in Ehren ergrauten Herrn. Allein es schien fast, als ob es für ihn zu spät wäre.

Ein anderer junger Bursche, der lange Arnold, hatte längst um Julchens Gunst geworben. Der verstand bei dem alten Jakob einen vaterländischen Sinn zu heucheln und sich bei ihm wohl anzumachen. Es nützte ihm freilich nicht viel. Julchen wies die Werbungen mit aller Entschiedenheit zurück. Nun versuchte der lange Arnold ein letztes Mittel.

Er ließ seinem Freunde Gottfried durch Dritte sagen, Julchen habe auf des Vaters Rat hin sich von Gottfried abgewendet und ihm das Jawort gegeben. Daran war natürlich kein einziges Wörtchen wahr. Aber der Gottfried, der durch die Vorkommnisse etwas mißtrauisch geworden war, schenkte den Worten vollen Glauben und zog sich mit einem Male zurück.

Er redete von der Stunde an kein Wort mehr mit seinem Herrn und dessen Angehörigen, nur das, was er mußte, ging ernst und traurig seiner Wege und sann nur darüber nach, wie er möglichst bald aus dem Hause käme. Eine freie Aussprache suchte und wollte er keine, und niemand im Hause wagte es, ihn darum anzusprechen; denn er war ja ein Brausekopf sondergleichen.

Als Martini 1849 kam, kündete er den Dienst bei dem Jakob am Tor und kehrte in das elterliche Haus zurück.

Ein freudiges Wiedersehen.

Dem Vater kam sein Sohn wie gerufen; denn er war krank und schwach geworden und konnte dem Geschäfte nicht mehr so vorstehen, wie er's gern möchte.

Gottfrieds fleißige Hände und sein sparsamer, haushälterischer Sinn waren also hier am rechten Platze. Heiraten wollte er ja nicht mehr; denn er konnte sein Julchen trotz alledem nicht mehr vergessen. Also war sein ganzes Sinnen und Streben darauf gerichtet, den Hof seines Vaters zu heben und das, was er in der Fremde gesehen und gelernt, am heimischen Herde zu verwerten. Etwas Geld hatte er sich in den zwei Jahren seines Mannheimer Aufenthalts erspart, und da ihm noch das Glück in der Lotterie hold war, so verfügte er immerhin über so viel Barmittel, daß er damit etwas anfangen konnte.

Zunächst kaufte er sich einen Acker und vergrößerte des Vaters Garten hinter dem Hause. Dann kam später auch ein Pferd in seinen Stall.

Eines Tages machte er sich auf den Weg und besuchte den Roßmarkt zu Schwetzingen. Wie er so suchend durch die Reihen der Pferde schritt, fiel sein Blick auf ein schön gewachsenes, etwas mageres Tier, einen Schimmel. Er blieb vor ihm stehen und betrachtete dasselbe genauer. Der Gaul kam ihm bekannt vor. Er traute kaum seinen Augen, als er nach der Stirne blickte.

„Wirklich, er ist's, der brave Fleck," rief er freudestrahlend aus. Das Tier hob den Kopf, spitzte die Ohren und schaute den Gottfried mit seinen großen, treuen Augen gutmütig an, als ob es zu ihm sagen wollte: „Ja, wir kennen uns, ich bin der Fleck."

„Woher habt Ihr den?" fragte Gottfried den Pferdehändler.

„Der ist vom Jakob am Tor zu Mannheim, ein gescheites und lammfrommes Tier, ein guter Renner," war die Antwort des Verkäufers.

„Den kenne ich besser wie Ihr," erwiderte Gottfried und streichelte dabei den Fleck an Hals und Stirne, „ich bin dort vor Jahren im Dienst gewesen und bin tagtäglich mit ihm ausgefahren. Daß der Jakob am Tor aber seinen Liebling verkauft hat, das wundert mich doch."

„Er hat viel Krankheit in seinem Hause gehabt und gar schwer durchmachen müssen," entgegnete der Pferdehändler, „dadurch ist sein Geschäft etwas zurückgegangen; 's war ihm bitter und leid genug, als er das brave Tier hergeben mußte, aber was blieb ihm anderes übrig?"

Gottfried besann sich nicht lange. „Den mußt du haben, schon deinem Julchen zuliebe, koste er, was er wolle," dachte Gottfried, zog flugs seinen Beutel aus der Tasche und bezahlte n blanker Münze die 250 Gulden, die der Pferdehändler gefordert hatte.

Jetzt war's, als ob ein neues Glück in seinem Haus einziehe. Freudestrahlend führte er seinen „Fleck" heim wie einen alten, guten Freund, den er schon lange nicht mehr gesehen hatte und pflegte ihn treulich, und das Tier gedieh unter seiner Fürsorge so trefflich, daß er von Tag zu Tag einen größeren Gefallen an ihm hatte.

Beim Festzug.

Der Herbst war ins Land gezogen. Gottfried erfreute sich einer reichen Ernte. Seine Scheunen und Kammern waren gefüllt

bis oben an. Wohin er blickte, überall war die frühere Ärmlichkeit einem behaglichen Wohlstand gewichen.

Mit den Verhältnissen aber war auch der Gottfried ein anderer geworden. Er schaute jetzt die Welt mit ganz anderen Augen an, wie ehedem. Sein aufgeregtes Wesen hatte er längst abgelegt. Er war verständiger, überlegender und ruhiger geworden. Das machte ihn überall beliebt, und er genoß bald ein Ansehen im Dorfe und in der Umgegend, wie keiner weit und breit.

Da kam der 26. September 1856. In Mannheim bereitete man ein großes Fest vor. Das neuvermählte Großherzogspaar hielt seinen feierlichen Einzug ins badische Land und sollte von den Mannheimern zuerst empfangen werden. Ein großer Festzug war geplant worden, an dem auch die Landwirte von Mannheim und Umgebung teilnehmen sollten. Gottfried, der als guter Reiter bekannt war, war dazu ausersehen worden. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er das ihn ehrende Anerbieten an, sattelte am Morgen des 26. Septembers seinen Fleck und ritt hoch zu Roß, mit seinem langen, schwarzen Kirchenrock angetan, gen Mannheim hinüber in die Nähe der Landungsstelle, wohin er beordert war, und wo auch das großherzogliche Paar erwartet wurde.

Am Rheine herrschte um die Mittagsstunde ein äußerst reges Leben und Treiben. Schiff an Schiff, Boot an Boot, eins schöner geschmückt als das andere, durchkreuzte stolz die schäumende Flut. Am Ufer standen die Leute Kopf an Kopf und warteten voll Ungeduld und in größter Spannung auf die Ankunft der hohen Herrschaften.

Da auf einmal wurden Böllerschüsse hörbar, und feierliche Festmusik erklang vom Wasser her. Das Fahrzeug mit den hohen Gästen war in Sicht. Majestätischen Laufs fuhr es in Begleitung buntbeflaggter Dampfboote dem Strande zu. Brausender Jubel erscholl von Schiff und Ufer, als die jugendliche Fürstin am Arme ihres hohen Gemahls das reich geschmückte Schiff verließ, um zum ersten Mal als Landesmutter ihren Fuß auf badische Erde zu setzen.

Die Ehrenpforte, errichtet im Jahre 1856 und 1906 zur Feier der Vermählung der Großherzoglichen Herrschaften.

(S. 281)

Eine mit grünem Tannengewinde prächtig gezierte Empfangshalle, die am Landungsplatze errichtet worden war, nahm die erlauchten Herrschaften zu kurzer Begrüßung auf. Bald war der Augenblick gekommen, wo der feierliche Festzug sich in Bewegung setzte.

Voraus fuhr der Wagen mit dem ersten Bürgermeister, ihm folgte die Staatskarosse mit dem fürstlichen Paar, das von einer Abteilung der berittenen Ehrengarde begleitet wurde. Den Zug beschloß die Gruppe der Landwirte zu Pferde. Unter diesen ritt in der zweithintersten Reihe als der dritte Mann unser Gottfried auf seinem klugen „Fleck".

Majestätisch saß er wie ein Steinbild droben auf seinem Pferd und ließ seine Augen triumphierend über die vieltausendköpfige Menge hinüberschweifen, die zu beiden Seiten die Straßen füllte. Zwischen den Reihen spalierbildender Vereine und Zünfte ging's hindurch zum Rheintor hinein.

Hier war eine prächtige Ehrenpforte, das Abbild des Portals der Markuskirche in Venedig, errichtet worden. Das nahm seine Sinne ganz gefangen. Wie schön und stilvoll war sie aufgeführt! Das herrliche Mitteltor, im frischen Grün der Tannenzweige prangend, von einer mächtigen Herzogskrone überragt, und dann die beiden Seitentore rechts und links mit ihren sinnigen Goldaufschriften und den hübschen Landschaftsbildern in den Nischen und noch zuletzt die prächtigen Säulen, die acht hohen Türme, das war ein Bau, der seinesgleichen suchte!

An der Ehrenpforte wurde Halt gemacht. Der zweite Bürgermeister hieß das hohe Paar willkommen. Ein alter Bürger Mannheims reichte dem Fürsten den Ehrentrunk nach guter, alter Sitte, und eine große Schar von weiß gekleideten Mädchen, die hinter dem Triumphbogen auf einer Estrade Aufstellung genommen hatten, streuten ihrer jugendlichen Landesmutter bei ihrem ersten Eintritt in die rheinische Stadt des Sommers letzte Rosen auf den Weg.

„Gibt's einen schöneren, innigeren Willkommengruß als wie diesen", dachte Gottfried, als der feierliche Akt zu Ende war und er

erhobenen Hauptes durch das prächtige Mitteltor zur Stadt hineinritt.

Nun das Schönste sollte erst noch kommen.

Von hier bewegte sich der Zug zwischen den mit Fahnen und Guirlanden reich geschmückten Häuserreihen hindurch nach dem Paradeplatz. Da gab's für unsern Gottfried wieder etwas zu sehen, was seine Aufmerksamkeit ganz fesselte. Hier hatten die Schiffer, Flößer und Fischer eine prächtige Boje aufgestellt. Zwei Zentner Fische wurden da gebacken und an die Menge ausgeteilt. Das war ein Jubel sondergleichen. Gottfried streckt sich, um besser zu sehen, wie sich die Leute um die Fische reißen.

Der Großherzog soll aber auch nicht leer ausgehen. Auf großer, silberner Platte reicht man dem Fürsten einen Fisch. Ein Steuermann, der älteste von allen, bringt ihm den Ehrentrunk im goldenen Becher dar. — —

Ein brausend' Hoch erschallt aus tausend Kehlen, als dies geschehen war, und weiter geht's die breite Straße durch und im Triumph ins Schloß.

Stolz sein Haupt erhebend, reitet Gottfried weiter durch die Reihen, bald nach links, bald nach rechts sich umschauend. Da plötzlich fällt sein Blick auf ein in der Menge stehendes Mädchen. Er traut kaum seinen Augen. Ein Stich geht ihm durch's Herz. Es ist fürwahr des Jakobs Töchterlein. Rasch wendet er sich ab, nachdem er Julchen erkannt, und reitet sinnend weiter.

Aber noch hat er keine Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen; denn der Zug war eben in den Ehrenhof des Schlosses eingetreten, und der Vorbeimarsch an dem fürstlichen Paare begann.

In tiefster Ehrfurcht richtete Gottfried seine Blicke auf die in aller Anmut und Schönheit der Jugend prangende Fürstin, welche, umgeben von einem reizenden Flor weißgekleideter Damen, durch Tuchschwenken ihre Freude und ihren Dank bekundete.

Die letzte Gruppe war vorbeigezogen. Der Festzug war zu Ende. Nach allen Seiten stob die Menge auseinander, und jeder suchte in der Stadt sein Plätzchen aus, wo er sich gut er-

(S. 282)

Das Großherzogspaar
im Jahre seiner Vermählung 1856.

frischen konnte, und so entfaltete sich in Herbergen und in Gasthöfen gar bald ein reges Leben.

Auch unser Gottfried saß, nachdem er seinen hungrigen „Fleck" eingestellt und ihn versorgt hatte, im Kreise ehemaliger Freunde und unterhielt sich bei einem guten Tropfen Wein aufs lebhafteste mit ihnen. Dabei kam man, wie sich das leicht denken läßt, auch auf den Jakob am Tor und auf sein Töchterlein zu sprechen. Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr hier Gottfried, welch' schmählich' Ränkespiel mit ihm getrieben wurde, um ihm die Tochter Jakobs abwendig zu machen. Er hörte aber auch zu gleicher Zeit zu seiner größten Freude, wie sie die Werbungen des langen Arnolds aufs entschiedenste zurückgewiesen habe und ihm die Treue halte noch bis zur heutigen Stunde.

Tiefe Reue und zugleich ein mächtiger Zorn erfüllte seine Seele. Wenn er den gewissenlosen Heuchler vor sich gehabt hätte, er wäre zum äußersten bereit gewesen. So bös war Gottfried. Aber seine Kameraden suchten ihn zu beruhigen, indem sie sagten: „Reg' dich nicht auf, Gottfried! Er hat den Lohn für seine Taten. Von Tag zu Tag kam er mehr herunter. Er zog dann später fort ins welsche Land mit umherziehenden Jahrmarktsleuten, und jetzt ist er gestorben und verdorben."

Das war für unsern Gottfried freilich ein schlechter Trost, wenn er daran dachte, wie er alle Treue und Liebe, die er im Hause des Jakob am Tor erfahren hatte, so schmählich lohnte. Er schämte sich ordentlich. Ernst und schweigend saß er da und sann und sann darüber nach, wie sein Unrecht wieder gut zu machen wäre. Aber je mehr er sich den Kopf zerbrach, es zeigte sich kein Ausweg. Sein Lebensglück glaubte er verscherzt zu haben.

Der brave „Fleck".

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Die ganze Stadt glich einem wogenden Feuermeer. Türen und Fenster waren

hell beleuchtet. Das ärmste Haus stand da im Glanz der Lichtchen und der Lämpchen. Ganz Mannheim war an diesem Abend auf den Beinen. Auch unser Gottfried durchzog mit seinen Freunden die Stadt die Kreuz und Quer, die festliche Beleuchtung anzusehen.

Die Nacht war umgewandelt in den Tag. In den Planken brannten 24 Kronleuchter. Am Fruchtmarkt war ein herrlicher Tempel aufgestellt, in welchem eine mächtige Opferflamme loderte. Hoch oben an dem Rathausturm erstrahlte hell ein Transparent, das in der Mitte die Badenia, zu beiden Seiten die Burgen Hohenzollern und Zähringen zeigte. So sehr das alles Gottfried auch gefiel, ernst und schweigend schritt er an der Seite seiner Kameraden durch diesen märchenhaften Zauberschein. Was ihm am Morgen Freude machte: die vielen glücklichen Gesichter alle, der Schmuck an Tor und Tür, das alles stimmte ihn jetzt ernst und traurig.

Als der Festzug mit seinen 200 schön geschmückten Wagen an ihm vorüber war, nahm er Abschied von seinen Kameraden und rüstete sich auf den Heimweg.

Den Kopf voll trüber Gedanken, das Herz voll tiefer Reue, so ritt er, gesenkten Hauptes, durch die stillen, schweigenden Gassen als das letzte Licht verlöscht war. Droben am Himmel aber schauten die Sterne so freundlich auf ihn herab und bestrahlten mit ihrem matten Glanze seinen düstern Weg. Er war ganz in Gedanken versunken, so traumverloren, daß ihm die Zügel aus den Händen glitten, ohne daß er es merkte.

Da auf einmal – er wußte nicht, wie ihm geschah — war er in einem großen, dunklen Hof. Der „Fleck" war, als er ans Haus des Jakob am Tor kam, nach alter Gewohnheit in das große Tor seines früheren Heims eingebogen.

Vater Jakob vernahm das Pferdegetrab und trat vor die Türe. Ein matter Schein fiel von der erleuchteten Stube in den dunkeln Hof hinein. Er erkannte das Pferd und den Reiter sofort.

„Ach, du bist's, Gottfried!" sagte Jakob ganz verwundert. Gottfried hob in höchster Bestürzung den Kopf in die Höhe. Es war ihm, wie wenn er aus einem langen Traume erwacht wäre.

In verlegenem Tone ſtammelte er einige Worte: „Ach, verzeiht!“ ſagte er, „der Fleck ſcheint wieder zu Euch zu wollen.“

„Herzlich willkommen, ihr alle beide!“ erwiderte freudeſtrahlend der Jakob am Tor, „hab' euch beide doch ſchon ſo lange nicht mehr geſehen.“

Gottfried ſtieg ab und betrat pochenden Herzens die Stube, während Jakob den „Fleck“ an ſeinen alten Platz im Stall ſtellte und ihm Futter aufſteckte.

Die Angehörigen des Jakob waren längſt zur Ruh' gegangen. Gottfried und Jakob ſaßen deshalb allein beiſammen im ernſten Geſpräch bis zur mitternächtigen Stunde. Was ſie miteinander redeten, hat niemand erfahren; aber andern Tags, am zweiten des ſchönen Einzugsfeſtes ſah man Gottfried und Julchen Hand in Hand nebeneinander ſitzen als frohes, glückliches Brautpaar. — — — — — —

Als vom Turm die Kirchenglocken das Oſterfeſt einläuteten, ſtand vor dem Hauſe des Jakob am Tor der Hochzeitswagen, vor ihn geſpannt im neuen Geſchirr der brave „Fleck“, der ſtolz den Kopf hob und ungeduldig mit ſeinen ſchwarzglänzenden Hufen auf den Boden ſtampfte, als wenn er es nicht erwarten könnte, bis er die beiden Glücklichen ihrem langerſehnten Ziele entgegenführe.

Am Fenſter aber ſtand die Nachbarin und ſchaute ſcheu und neugierig hinter dem Vorhang hervor und ſagte zu ihrer Tochter, als das Julchen im Schmuck des Brautkranzes den Wagen beſtieg: „In Freud' und Leid, — — nur treu — — allzeit.“ — —

Aus dem Ruhmesjahr 1870.

Ein Bild aus dem Mannheimer Barackenleben im Jahre 1870.

Aus dem Briefe eines Militärarztes.

Herrliche Stunden haben wir in den Baracklazaretten erlebt, wenn wir nach getaner Arbeit die Sonne hinter dem Neckar sinken sahen, das vom Abendglanz goldig beleuchtete Mannheim vor uns, der Horizont von den pfälzischen Bergen und vom Odenwald umkränzt! Und dann wieder das Leben in den Baracken, wenn die Verbände am Morgen beendet waren, und nun alle mit zweitem Frühstück versorgt wurden! Welche Behaglichkeit, welche Zufriedenheit, zumal, wenn auch noch neue Siegesnachrichten das Mahl würzten! — — — —

Über die Turkos als Verwundete sind viele Lügen verbreitet worden. Ich habe vergeblich nach Tatsachen geforscht, welche ihre Grausamkeiten beweisen könnten; vergebens bei deutschen Verwundeten gefragt, ob sie Zeugen besonderer Bosheiten der Turkos gewesen seien; nirgends habe ich etwas Sicheres erfahren können.

In Mannheim sollte, wie erzählt wurde, ein Turko einem Arzt den Arm aufgeschlitzt haben, ein anderer soll eine Krankenschwester überfallen haben, und anderes mehr wurde behauptet. Nichts von alledem ist wahr.

Die Turkos waren allerdings am Anfang sehr mißtrauisch, völlig teilnahmslos. Sie erwarteten sicher, alle aufgehängt oder

(S. 287)

geköpft zu werden. Sie machten sich aber gar nichts aus dem Sterben, da ihnen der Himmel in den rosigsten Farben geschildert wurde.

Erst allmählich wurden sie vertraulicher. Man brachte sie dahin, Wein zu trinken, ja selbst Wurst und Schinken zu essen. Das war ein großes Verbrechen für einen Muselmann; aber doch für einen Kranken verzeihlich. Die Turkos schwatzten viel untereinander, sprachen aber nur ganz wenig französisch. Oft äußerten sie die Ansicht: Prussien, guéri, couper la tête? Sie meinten sie würden von den Preußen geköpft, wenn sie geheilt wären.

Im ganzen kamen sie mir wie Kinder vor. Sie waren bald lustig, bald traurig; fürchteten sich vor jeder Veränderung und freuten sich an jedem bunten Bilderbuch. Gar oft sah ich, wie sie sich alle bunten Tücher, deren sie habhaft werden konnten, um den Kopf wickelten.

Nur einer meiner Turkos war etwas von ausgelassener Natur, voller Humor, dabei fürchterlich naseweis; manchmal auch frech. Jedoch durch ernste Worte ließ er sich wohl im Zaume halten.

Zuweilen grinste er wie ein Affe, sodaß ich mich nicht gewundert hätte, wenn er bei Gelegenheit mir ein Messer von hinten in den Rücken gestoßen und sich dabei halb zu tot über den Scherz gelacht hätte.

Gegen Schmerz waren einige sehr empfindlich, andere wieder weniger, wie's eben so geht. Mit großer Ergebung ertrugen die meisten ihre Leiden. Selten kam ein Laut der Klage über ihre Lippen. — —

Es waren immer Festtage für unsere Lazarette, wenn die Großherzogin kam. Jede Baracke wurde, so gut es eben ging, mit Blumen und Zweigen geschmückt. Die Großherzogin verfolgte alles mit dem größten Interesse und der herzlichsten Teilnahme und offenbarte eine Kenntnis, die uns alle in Erstaunen setzte. Wenn die hohe Frau mit ihren Begleiterinnen so durch die Lager schritt, um bald diesem Kranken teilnahmsvoll die Hand zu

drücken, bald jenem in einfacher, rührender Weise ein tröstlich Wort zu sagen, da war es immer, als ob ein paar gute Fe durch die Baracken schwebten.

Volk und Fürst standen in dieser großen Zeit wieder zu einander wie die Familienglieder zu ihrem Oberhaupt; mög sich dieses herzliche Verhältnis auch erhalten bei unserm kommen den Geschlecht! — Das ist mein Wunsch.

Großherzogin Luise im Kriegslazarett.

Von F. Schenck.

Durch die Säle, da die wunden Krieger ruhen,
Die auf blutgetränktem Felde
Einen guten Kampf gekämpft,
Schreitet sie, die Königstochter,
Badens vielgeliebte Fürstin,
Wie ein Engel schlicht und einfach.
Bleibt an jedem Lager stehen,
Spricht mit jedem, der verwundet,
Der erkrankt im Feindeslande
Teilnahmsvolle Liebesworte.
Nach den Wunden, nach den Wünschen,
Nach den Lieben in der Heimat
Fragt sie sanft und liebevoll.
O, wie leuchten ihre Augen
Voll von Glauben, voll von Liebe,
Voll der Seligkeit zu helfen
Auch dem Ärmsten, den sie siehet!
Da und dort vom Schmerzenslager
Seh'n ihr nach die wunden Krieger,
Danken ihr mit schlichten Worten,
Segnen sie für ihre Liebe.

(S. 288)

Großherzogin Luise von Baden.

Der brave Bott.

Eine Kriegserinnerung eines Mannheimers aus dem Jahre 1870, von ihm selbst erzählt.

Gestern nacht 9 Uhr reiste ich mit einem unserer Diener von Metz nach Nanzig und von hier morgens $5^1/_2$ Uhr weiter, um mich in Geschäften unserer Lieferung nach Soissons zu begeben. Ich schlief, sobald sich der Zug in Bewegung setzte, sofort ein, wurde aber nach Verlauf von einer halben Stunde durch das furchtbare Geschrei: „Franctireurs"! erweckt, worauf der Zug hielt.

Ein Landwehrmann vom 57. Regiment, Namens Josef Bott aus Essen, meldete außer Atem, daß seine Kompagnie überfallen und er nur mit Mühe die Wegstrecke von etwa $1^1/_4$ Stunde in 40 Minuten zurückgelegt habe, um den Zug zu warnen. Wir hatten etwa 80 Mann verschiedenes Militär und 7 Offiziere bei uns, die sofort aussteigend, in Gefechtsstellung langsam vorwärts marschierten.

Kaum $^1/_4$ Stunde darnach hörten wir, die im Zuge langsam folgten, starkes Gewehrfeuer und kanonendonnerähnliche Schüsse, von denen wir vermuteten, daß sie von der Festung Toul abgefeuert seien.

Bald wurden wir eines bessern belehrt. Als unsere braven Soldaten den kleinen Bahnhof nahmen, in welchem Garibaldianer eine Kompagnie 57er Landwehr überfallen und zum größten Teil gefangen genommen oder ermordet und ins Wasser geworfen hatten, sahen sie, daß die große Moselbrücke durch den Feind gesprengt worden war.

Also wäre der brave Bott nicht dem Zuge entgegengelaufen, so wäre unser Schnellzug, da es noch dunkel war, in die Mosel gestürzt.

Auf dem Bahnhofe fanden wir einige verwundete Garibaldianer. Einer wollte, da er schon gefangen war, durchgehen, wurde aber verfolgt und erschossen. Auch fanden wir fünf schwer verwundete 57er und einen toten Gefreiten, Namens Metz,

welchem diese Bande, nachdem er schon tot war, die Ohren und den Hals abgeschnitten hatten. Dieses Bild werde ich in meinem Leben nicht vergessen.

Bei einem der sterbenden Franzosen fand man ein garibaldianisches Soldbuch. Er gab noch an, daß die Einwohner von Fontenoy die Mißhandlung der Verwundeten verübt hätten, was wohl die Veranlassung des Niederbrennens der Ortschaft war.

Dem braven Bott, dem tapfern Landwehrmann aber, der durch seine Geistesgegenwart einen so gräßlichen Unfall des Bahnzugs verhindert hat, gab ich ohne weiteres den Betrag von 1000 Talern, meine ganze Barschaft, die ich an jenem verhängnisvollen Morgen gerade bei mir in der Tasche trug.

Die beiden Korporale.

Es war am 18. September 1870.

Auf dem Bahnhof zu Mannheim steht eine dicht gedrängte Menschenmenge und wartet voll Ungeduld und in gespanntester Erwartung auf die Ankunft des Zuges, der wieder einen Trupp gefangener und verwundeter Soldaten bringen sollte.

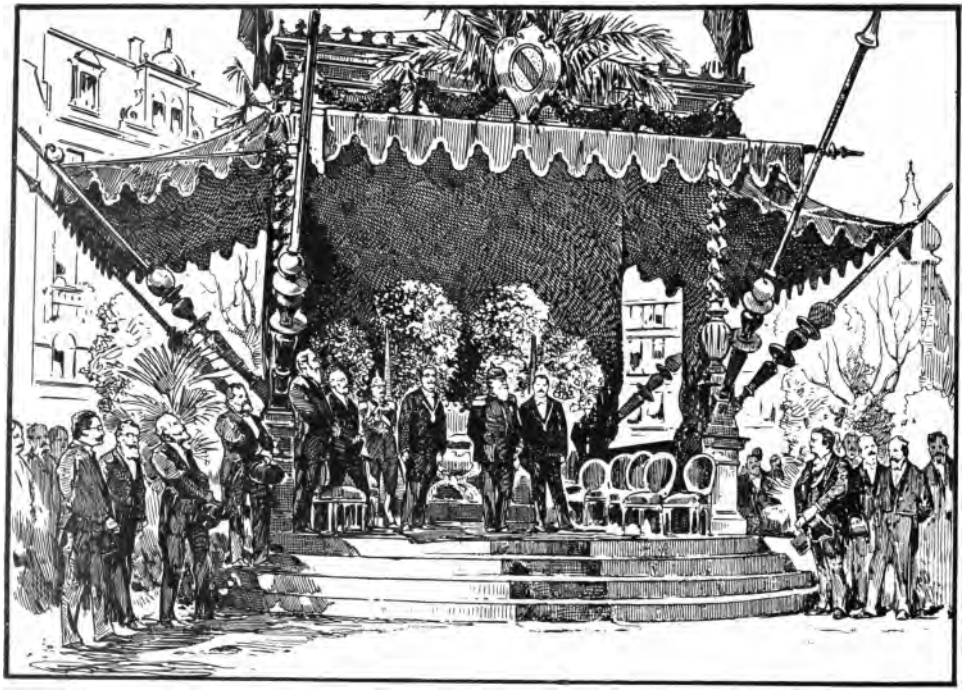
Schon ertönen die Signalglocken in einzelnen, regelmäßig aufeinander folgenden Schlägen langsam und feierlich und verkünden das baldige Nahen des Zuges.

Aller Augen sind gegen die Einfahrtsstelle gerichtet. Da — auf einmal — werden dicke Dampfwolken in der Ferne sichtbar; der Pfeife langgezogener Ton dringt an das Ohr; der Boden dröhnt schon unter den Füßen.

„Er kommt — er kommt!" tönt's plötzlich wie aus einem Munde.

„Vorsicht! — — — Zurück hier!" ruft eine helle, kräftige Stimme den Vornenstehenden zu.

Das mächtige Ungeheuer, eine endlose Reihe dicht besetzter Wagen stöhnend und pustend nach sich schleppend, kommt in die Bahnhofhalle eingefahren, vom Jubel der harrenden Menge aufs lebhafteste begrüßt.



(S. 290)

Einweihung des Kaiserdenkmals im Jahre 1894.

Der Menschenhaufen, der zuvor in stummer Erwartung regungslos wie eine feste, unbewegliche Mauer dastand, gewinnt jetzt Leben. An allen Ecken und Enden regt sich's. Ein Treiben und Drücken, ein Schieben und Vorwärtsdrängen beginnt mit einem Male.

Da arbeitet sich ein großer, schlank gewachsener Mann im langen, grauen Bart durch das Getümmel; dort drängt ein junges Weib sich mit zwei Knaben durch die Reihen, und hier sucht sich ein altes Mütterlein im weißen Silberhaar zaghaft und scheu den Weg zur Wagentüre. Alle, alle wollen an den Zug heran.

Bange klopfen die Herzen; unstet und forschend gleiten die Blicke die Wagenreihe entlang. „Werden wir ihn sehen? Ist er unter ihnen?" so geht's über die von innerer Erregung bebenden Lippen.

Der Zug steht. Die Wagentüren werden aufgerissen. Wie man auch späht und sucht, überall fremde Gesichter. Mit süßsaurer Miene zieht sich die Mehrzahl zurück. „Wieder einmal vergeblich gehofft," denkt jetzt so mancher und harrt von neuem der Ankunft des nächsten Zuges entgegen.

Aber die Enttäuschung ist bald vergessen. Der Anblick der großen Schar von fremden Soldaten nimmt die Sinne vollständig gefangen.

Welch' ein buntes Bild! 1600 Husaren, 1800 Mann des bei Sedan gefangenen 1. Zuavenregiments, 130 Offiziere mit sich führend; dazu noch viele Verwundete des 1. bayerischen Armeekorps sind zu sehen.

Ein bayerischer Unteroffizier mit einem mächtigen, martialischen Schnurrbart, den hohen Raupenhelm keck auf den blonden Kopf gedrückt, fesselt allgemein die Aufmerksamkeit. Stolz und gravitätisch schreitet er an dem Zuge auf und ab, eine Hundspeitsche fest und kühn in seiner Hand schwingend. Wütende Blicke wirft ihm die Zuavenbrut aus dem Wagen zu. Was kümmert's ihn!

An einer offenen Türe bleibt er stehen. „Ha, du bist's Fritz, grüß Gott, Kamerad," redet er einen Sergeanten vom

1. Regimente an, indem er ihm kräftig die Hand ſchüttelt, „wie kommſt denn du hierher?“

„Ich habe einen Trupp gefangener Huſaren nach Dresden zu begleiten. 'S iſt grad kein angenehm' Geſchäft, ſich mit der Sippe 'rumzubalgen. Schau nur, wie dieſe Kerle alle vollgetrunken ſind bis an den Kragenknopf hinauf! Seit mehr als einer Stunde machen ſie einen Heidenlärm; man hört ſein eigen' Wort nicht mehr. Wie wilde Beſtien brüllen ſie und nennen das Geſang.“

„Wer hat die Kerle denn ſo voll gemacht?“ war die Frage des Unteroffiziers.

„Die lieben Nanziger, die uns den Tropfen friſchen Waſſers vorenthielten, die haben ihnen Wein und Schnaps gereicht zum Toll- und Vollwerden. Jetzt haben wir die Laſt,“ erwiderte der Sergeant in ärgerlichem Ton.

„Ein paar von denen,“ ſagte drauf der erſtere und ſchwang ſeine Hundspeitſche wieder, daß es nur ſo durch die Lüfte ſauſte, „die würden gar nichts ſchaden. Ich glaube faſt, ſie kämen zur Beſinnung.“

„Woher haſt du denn dieſes ſonderbare Möbel?“ fragte der Sergeant neugierig.

„Die war für dich gemünzt, mein Lieber,“ war die Antwort „damit hätten ſie dir die Hoſen ausgeklopft, wenn ſie geſiegt hätten. In jedem franzöſiſchen Torniſter fanden wir eine ſolche Peitſche. Im Gefecht bei Beaumont hab' ich ſie einem von der Linie abgenommen.“

„Was, du warſt bei Beaumont auch dabei?“ fragte der Sergeant verwundert. „Das war ein toller Tanz. 'S wär faſt zum Lachen, wenn's nicht gar ſo ernſt, ſo traurig wär'. Grad' ließen ſich die Rothoſen ganz behaglich nieder, ſchnallten ihre Keſſel los zum Abkochen, da brachen wir wie's Donnerwetter aus unſerm Hinterhalt hervor, und wie ein aufgeſcheuchtes Wild ſind ſie davon gelaufen. Zwei Kerle vom Zuavenregiment hab' ich dabei erwiſcht, und hier iſt der Revolver, den ich dem Türken abgewann.“ Bei dieſen Worten zog er die erbeutete Waffe aus der Taſche und hob ſie triumphierend in die Höhe.

(S. 293)

Großherzog Friedrich von Baden.

Aber in demselben Augenblick ruft eine hohe, helle Stimme: „Vorsicht, bitte meine Herren!“ Eine Dame ist's mit einem großen Servierbrett in der Hand. Darauf prangen feine Leckerbissen: Boullion mit Ei, Schinken- und Bratenbrot, Eier und Wein. „Ist etwas hier gefällig?“ fragt die Dame in freundlichem Ton, indem sie den Verwundeten die Erfrischungen darreicht.

„Sehr willkommen,“ war die prompte Antwort und fast alle greifen freudig zu.

Nur einer ist im Wagen; der braucht keinerlei Erfrischung mehr. In den Armen seines alten Vaters liegt er schwer verwundet. Er seufzt und stöhnt. Die Augen sind geschlossen; er atmet kaum noch hörbar. Da huscht mit einem Mal wie heller Sonnenschein ein Lächeln über seine bleichen, abgezehrten Züge. Noch einmal richtet er sich halb empor, holt tiefen Atem und sinkt dann todesmüde in des Vaters Arm zurück. Er war verschieden — —

Ein paar große, dicke Tränen rollen dem Alten in den weißen Bart. In Sedan hat er seinen Sohn geholt, ihn treu gepflegt und ihn noch bis hierher gebracht; nun sollte er die Heimat nicht mehr schauen. Der Vater kann's kaum fassen. Müden Schrittes, ganz gebrochen, schwankt der Alte der Leiche seines Sohnes nach, die eben aus der Bahnhofhalle still hinausgetragen wird.

Die beiden Korporale stehen tief ergriffen da und schauen ihrem toten Kameraden ernst und schweigend nach. — —

'S ist einer von den Ihren, der bei Beaumont und bei Sedan mitgefochten hat.

„Ja, dort hat doch so mancher Brave sein Leben lassen müssen,“ sagte der Sergeant, „wie viele habe ich an meiner Seite fallen sehen; mit knapper Not bin ich dem Tod entronnen.“

„Drum sei vergnügt und laß den Kopf nicht hängen,“ sagte der Unteroffizier und schwang seine Hundspeitsche, daß den aus den Wagentüren schauenden Zuaven angst und bange wurde, „ich wollte, wir hätten etwas Ordentliches zu trinken. Die schweren Weine machen Durst. Ein guter Schoppen Bayerisches wär', meiner

Treu, nicht übel. Seit Nancy ist mir kein anständiger Tropfen über die Lippen gekommen. Hier hoffe ich auf Ablösung, wär's nur auf einen Augenblick."

Kaum hatte der durstige Korporal ausgeredet, da war sein Wunsch auch schon erfüllt. Die Ablösung war da. Er konnte gehen.

„Nun aber schleunigst in das Restaurant hinein," sagt er zu seinem Kameraden und eilt im Sturmmarsch auf die Halle los.

War da ein Leben! Ein Rufen, Winken, Abschiednehmen hier — und dort ein Händedrücken, frohes Wiedersehen!

An einem großen, runden Tisch hatte eben ein hochbetagter Offizier, ein Oberstleutenant, Platz genommen. Sein schneeweißes Haar leuchtet hell unter der schwarzen Pickelhaube hervor. Das eiserne Kreuz schmückt seine Brust, und noch andere hohe Orden glänzen daneben. Der Alte schaut im ganzen Saal herum. Sein blasses, runzeliges Gesicht strahlt vor Freude, als er die vielen jugendlichen Krieger sieht.

„Kommt," ruft er unseren beiden Korporalen zu, die eben eingetreten sind, „kommt, setzt euch alle zu mir und trinkt mit mir! Ihr seid heut' alle von mir frei gehalten."

Die beiden durstigen Kämpfer lassen sich's nicht zwei Mal sagen. Sofort nehmen sie am Tische an der Seite des Offiziers Platz. Auf die freundliche Einladung des Alten hin folgen bald andere. Es dauert gar nicht lange, da umgibt den Oberstleutenant eine stattliche Schar von jugendlichen Kriegern.

Alle Blicke ruhen voll Ehrfurcht auf den verwitterten Zügen des Alten, aus dessen Augen ein heimliches Feuer blitzt.

„Der hat schon manchen Sturm erlebt," sagte der Sergeant, leise zu seinem Nachbar und wies ungesehen auf die mit Orden und Ehrenzeichen reich geschmückte Brust des Offiziers hin.

Der Alte hat's gehört. Er richtet sich stolz empor, und spricht: „Kinder, wir haben allen Grund, uns dieses Siegs zu freu'n. Das große Werk der Einigung der deutschen Stämme ist vollbracht. Was das für unser Volk und Land bedeutet,

kann nur der ermessen, der einst die schweren Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung gesehen hat. Ich bin nun zum zweiten Male in Paris gewesen. Ich habe einst die große Zeit der Vaterlandsbefreiung 1813 miterlebt, habe die Völkerschlacht bei Leipzig mitgemacht und bin im Frühjahr 1814 zum ersten Male nach Paris marschiert. Als dann der mächtige Corse noch einmal gleich einem grimmigen Löwen sich aus der Höhle schlich, da zog ich wieder mit im Jahre 1815 und stand im Feuer in der Schlacht bei Waterloo. Das Glück war uns zur Seite. Wir rückten wieder nach Paris hinein. Ich werde nimmermehr die große Zeit vergessen, wo Deutschlands Volk sich wie ein Mann erhob. 'S gibt nicht mehr viel in unserem deutschen Land, die jene großen Tage miterlebten. Drum hat des Königs Majestät mich freundlich eingeladen, nun auch den dritten Einzug in Paris mitzumachen. Ich brachte es nicht übers Herz. Trotz meiner 83 Jahre bin ich mit Freuden dem königlichen Ruf gefolgt und habe mich mit zwei Pferden nach seinem Hauptquartiere aufgemacht. Und wo ich nun zum dritten Male in den Reihen unserer siegestrunkenen Krieger mit in die Stadt einrücke, da ist mir's, als ob ich des alten Heldengeistes kräftiges Wehen spüre, und ich bin glücklich, der Zeuge dieser großen Zeit zu sein. Kameraden, ich sag' es euch, es ist 'was Herrliches, wenn Fürst und Volk in Treue fest zusammenstehn. Nun liegt's an euch, ihr Jungen, das Heißerrungene treulich zu bewahren. Eure Sache habt ihr brav gemacht. Ihr seid der Alten würdig. Drum freut euch heut' mit mir und laßt die Gläser klingen und stimmet mit mir ein: „Unser tapferer König Wilhelm, der Siegreiche, Hurra, Hurra, Hurra!" — — — — —

Begeistert fielen die jungen Krieger ein und mächtig durchbrauste der Ruf die weite Bahnhofhalle.

Aber kaum war das Hurra verklungen, da ließ sich eine kräftige, helle Stimme im Kommandoton von draußen her vernehmen. „An die Wagen! — Zeit zur Abfahrt!" hieß es, und sofort standen die beiden Korporale auf und mit ihnen der alte Oberstleutnant und eilten im Sturmschritt dem Wagen zu. — —

Ein ſchriller Pfiff — ein kräftiger Ruck und der endloſe Zug, rollte langſam und feierlich zur rußigen Bahnhofhalle hinaus. — —

Bald darauf ward's ſtill. Nur aus der Ferne vernahm man noch undeutlich das Gejohle der betrunkenen franzöſiſchen Huſaren, die ihrem gepreßten Herzen von neuem Luft machten.

Einſcht unn jetz.

Von Hermann Waldeck.

Mannem, was aus dir iß worre
's kummt eem beinoh ſchbanniſch vor,
Dich bedrachte muß mer norre
Jetz, wo du dreihunnert Johr,
Ohne daß du biſcht verroſcht,
Uff deim pälz'ſche Buckel hoſcht. –
Warſcht quadratiſch, – Gras gewachſe
Zwiſche deine Plaſchterſchteen
Iß 's ganz Johr, – 's Krottegwackſe
In de Sümpf war aach nit ſcheen.
Warſcht e Neſcht, – hoſcht dreißigdaußend
Leit in deine Maure g'hatt
Allerheekſchdens als, – unn lang noch
Aach 'n Grawe um die Schtadt.
Herrgott, hott der als geroche
Wammer driwwer gange ſinn,
Alde Lumbe, Häffe, Knoche,
Unn aach – Schneider*) ware drinn.
Unn um's Schtädtel rummzurenne
Hott gebraucht mer lang keen Schtund,
Heit, unn wann ſe noch ſo ſchenne,
Heit biſcht elegand unn – rund.
Hoſcht e Ringſchtrooß, unn keen Planke
Unn keen Haſegrawe mehr,
Hoſcht e Volksbad, – in Gedanke, –
Unn e rieſ'ges Häuſermeer.

---

*) Schneider: winzig kleine Fiſche.

Unn uff Asphalt dhun mer wandle
Wie die Ferſchte, ſchtolz unn froh,
Unn 's gibt gar keen Schtrooßekandle,
Unn keen Pütze ſinn mehr do.
Uff dr Gaſſ' keen Scheereſchleifer
Schleeft wie frieher mehr e Scheer,
's gibt keen Dudelſackepeifer,
Unn 's gibt aach keen — Jugend mehr! —
Jugend gibt's, — unn mehr wie frieher,
's wuſſelt norr ſo um eem rumm,
Awwer 's iß nit deß Gewieher
Mehr beim kleene Publikum,
Bei der große Kinnerſchaar,
Wie 's im alde Mannem war. —
Jugend gibt's, — unn Schulpaläſchte
Wo mer hinguckt, alle Ritt,
Awwer Jugend, richdge, echde,
So wie frieher, deß gibt's nit. —
Mann'mer Kinner zum Exembel
So wie die vorr fuffzig Johr,
Uffgedrickt de pälzer Schtempel,
So was kummt heit nit mehr vor. —
Geeſels ſchmeiße, Äppel ſchtrenze,
Butſchenellekaſchteſchbäß,
Unn forr die die Schule ſchwänze,
Welle Kinner dhun dann deß? —
Hancher — Räuwer in de Schtroße
Unn dozu Fuchs aus 'm Loch
Schbiele, unn mit Blosrohr bloſe,
Welle Kinner dhun deß noch? —
Benſe binne ſcheen mit Fade
Zu're Schaukel ganz famos,
Uff 'me alde Kellerlade
Dann verkaafe uff d'r Schtrooß
Gege Schbelle oder Feddre,

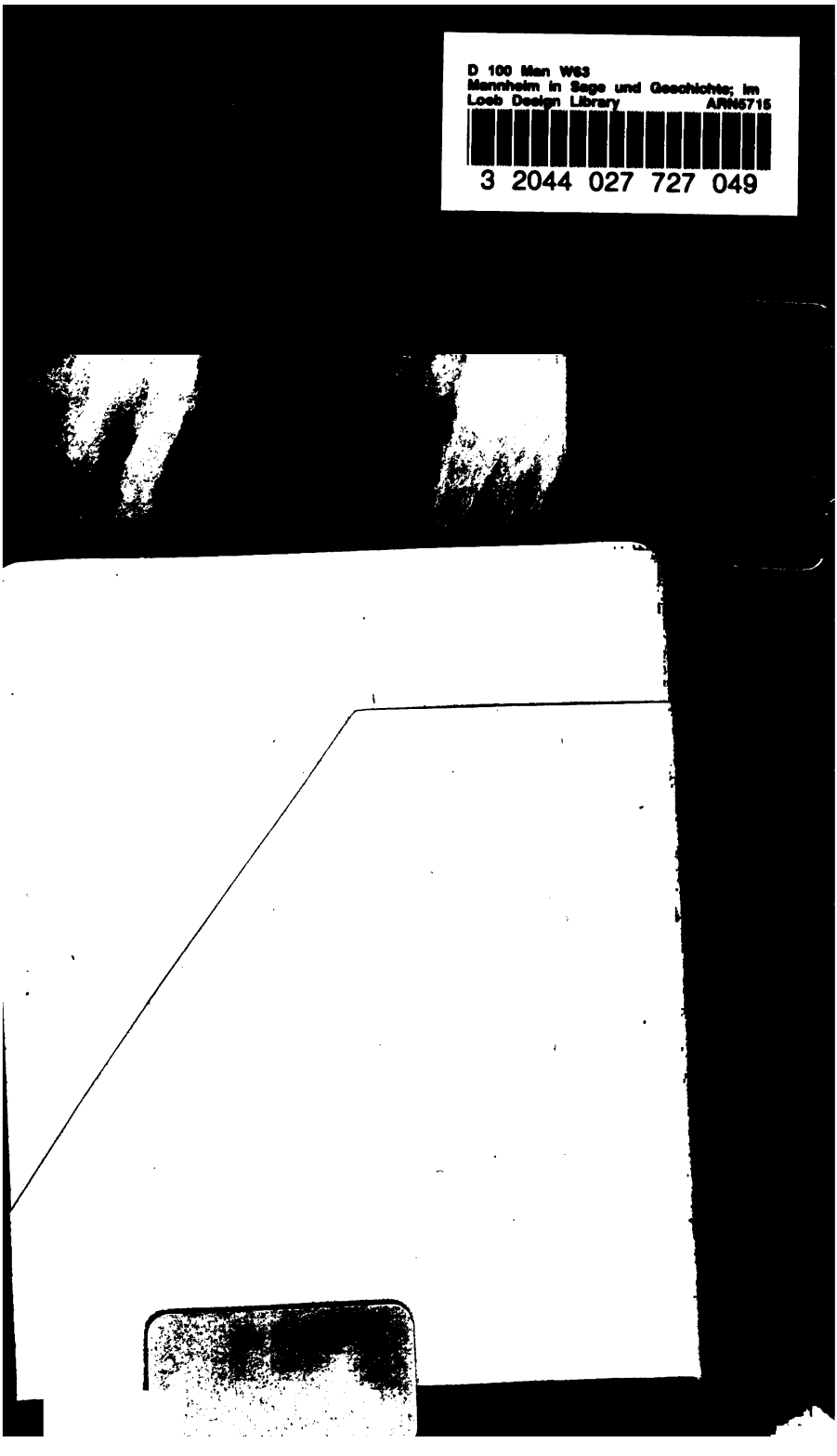
Odder ſchtrolche uff d'r Meß,
Unn noch dauſend ſcheenre, nett're
Lumbeſchtreech, wo gibt's dann deß? —
Uff de alde Kandle glenne,
Dreimol um's Quadrat rummrenne,
Sich bei'm Herzmann Glittſchuh kaafe,
Uff dr Gaß dann uff'n laafe,
Unn Mardineweiwel ſchbiele
Mit 'me Nachthemm iwwerm Kopp,
Odder forr'n Hoſſeknopp
Zwee Schtund uff'm Schbeicher ſchdehe
Unn do drowwe zauwre ſehe,
Odder richd'ge Schlachte ſchlage,
Trotz 'm hungerige Mage,
Uff 'm Schulhof in dr Paus,
Dodermit, do iß's aus. —
Alleweil gibt's annre Boſſe,
Awwer lang nit mehr ſo ſcheen,
Alleweil, in weiße Hoſſe,
Heeßt's zum Tennisſchbiele gehn,
Alleweil, wer ſchbielt noch Klicker
So wie frieher uff dr Gaß? —
Unn an Oſchtre Eierpicker
Gibt's nit bei dr heit'ge Raß.
Alleweil do hockt uff Räder
Jedes Kind unn kreiſcht Allheil,
Unn dr Michel unn dr Peter
Schbiele Fußball alleweil.
Alleweil do ſinn die Kinner
Viel zu gſcheidt ſchunn unn zu brav,
Is dr Vadder Berſchtebinner,
Knipſt dr Bu ſchunn Fotograf,
Alleweil do hupſt keen Mädel
Uff dr Gaß wie frieher Seel,
Awwer ſelbſcht die dummſchte Gretel,

Jeder Krutze moolt in Öl.
Alleweil im große Mannem,
Hunnertſiewezigdauſend ſinn
In de Juwiläumszeide
Leit in ſeine Maure drinn,
Iß e ganzes annres Weſe
Jedes Meedel, jeder Bu,
Unn 's geht wo mer Großſchtadt heeße
Nit mehr ſo gemietlich zu.
Unn wann aach die Häuſer ſcheener
Unn die Schtroße groß unn weit,
Wie deß Mannem war noch kleener
Deß war doch e ſcheeni Zeid. –
Awwer 's ſinn aach ſcheene Zeide
Die wo alleweil ſinn do,
Unn deß Mannem dhut beneide
Ringsum jetz e Jedes jo.
Unn ſo muß 's immer bleiwe,
Unn ſo muß 's immer gehn,
Eener muß de Annre dreiwe,
Dann 's gilt niemols ſchdill zu ſchdehn.
Unn iß aach die heidig Jugend
Nit mehr wie vorr lange Johr,
Daß deß Mannem jetz unn ſchbäter
Als noch nuffſchdeigt uff dr Leeter
Do ſorgt ſe gewiß derfor.

Verzeichnis

der bei der Abfassung des Buches benutzten Schriften.

1. von Feder, Geschichte der Stadt Mannheim, Bensheimer 1877.
2. Oeser, Geschichte der Stadt Mannheim, Bensheimer 1904.
3. Mannheimer Geschichtsblätter, Organ des Altertumvereins 1900–1907.
4. Lissignolo, Geschichte Mannheims, Kaufmann Wwe. 1834.
5. Mannheimer Intelligenzblatt 1802–1818.
6. Mannheimer Tageblätter 1819 und 1820.
7. Baroggio, Geschichte der Stadt Mannheim, Selbstverlag 1861.
8. Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz. Mohr, Heidelberg 1856.
9. Nebenius, Geschichte der Pfalz. Heidelberg 1874.
10. Mannheimer Sackkalender 1816 und 1818.
11. Dr. Peter Schnellbach, Städte der Heimat. Gutsch, Karlsruhe.
12. Schnetzler, Bad. Sagenbuch „der Rosengarten". Karlsruhe, Kreutzbauer.
13. Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt IV. Heft 3 und 4. Magdeburg 1894.
14. Hauck, Karl Ludwig, Mannheimer Altertumsverein.
15. Dr. Walter, Mannheimer Messen, Geschichtsblätter des Altertumvereins.
16. Seubert, Mannheim vor 150 Jahren.
17. Carlyle, Friedrich der Große. Leipzig 1903.
18. Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart, Cotta 1886.
19. Kugler, Geschichte Friedrich des Großen, illustriert von Menzel 1879.
20. Ein Typus einer Räubergeschichte aufgrund der aktenmäßigen Darstellung der Geschichte der Räuberbanden im Odenwald, Bergstraße und Taunus nach Pfister frei bearbeitet. 2 Bände. Heidelberg, Braun.
21. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Barsdorf, Leipzig 1898.
22. Hans Meyer, Deutsches Volkstum.
23. Streicher, Schillers Flucht und Aufenthalt in Mannheim. Stuttgart, Cotta.
24. Polack, Unser Schiller. Liegnitz, Seyffarth 1905.
25. Umständliche Beschreibung der 1784 Mannheim durch die Eisgänge und Überschwemmung betroffene Not. Kobell, Mannheim 1784.
26. Wigard, Das frohe Jubelfest des 50. Regierungsjahres von Karl Theodor. Mannheim, Cordon, Bürgerhospitalschriften 1793.
27. Dr. A. Meuser, Aus der Schulgeschichte Mannheims. Wendling, Dr. Haas 1891.
28. Lucian Reich, Flößer Christian, aus Geschichten und Bilder aus Baden. Bielefeld, Karlsruhe.

29. Völter, Die Hungerjahre aus „pfälziſches Leſebuch".
30. Nötling, Karl von Drais. Hermann, Mannheim 1884.
31. Feldhaus, Zur Erinnerung an Drais aus dem Radtouriſt. Bensheimer, Mannheim.
32. Karl Ludwig Sand, herausgegeben von ſeinen Freunden.
33. Jarcke, Karl Ludwig Sand. Dümmler, Berlin 1831.
34. Courtin, Sands letzte Lebenstage. Frankenthal 1821.
35. von Stein, Nachlaß, dramatiſche Bilder. Karl Ludwig Sand. Breitkopf & Härtel, Leipzig 1888.
36. Hauſenſtein, Karl Ludwig Sand. Aufſatz in den Süddeutſchen Monatsheften, Auguſtnummer 1906.
37. Nüßlin, Briefe von Joh. Peter Hebel an ſeinen Freund Hogrefe 1860.
38. Hebels Werke, I. Band. Müller, Hofbuchhandlung 1843.
39. Kußmaul, Erinnerungen eines alten Arztes. Bonz Erben, Stuttgart.
40. Beſchreibung der Einweihung des neuen Hafens in Mannheim und die Taufe des Dampfſchiffes „Stadt Mannheim" am 17. Oktober 1840.
41. Schunggart, Gedenkbuch zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Großherzogspaares. Karlsruhe 1856.
42. Sigel, Denkwürdigkeiten.
43. H. Blum, Aus dem tollen Jahr.
44. Bericht aus dem Mannheimer Tageblatt. 1870.
45. Dr. Theodor Billroth, Chirurgiſche Briefe aus den Kriegslazaretten von Weißenburg und Mannheim. Berlin, Hirſchwald 1872.
46. Dr. Walter, Siegelſammlung und Sonderabdruck „Das Mannheimer Stadtwappen".
47. Chriſt, K., Das Dorf Mannheim, Forſchungen zur Geſchichte Mannheims.
48. Seubert, Mannheims erſte Blütezeit, herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein.
49. Krönlein, Vaterländiſches Leſebuch, Freiburg.
50. Moſſapp, Friedr. Schiller, Bonz, Stuttgart.
51. Eduard Joſt, Aus ſchweren Tagen, Roman, Beilage des Gen.-Anz.
52. Dr. F. Walter, Geſchichte des Theaters und der Muſik am kurpfälz. Hofe, Breitkopf & Härtel, Leipzig.
53. Bechtolsheimer, Zwiſchen Rhein und Donnersberg, Roth, Gießen.

D 100 Man W63
Mannheim in Sage und Geschichte; im
Loeb Design Library ARN6715
3 2044 027 727 049